Neudrucke zur Psychologie.

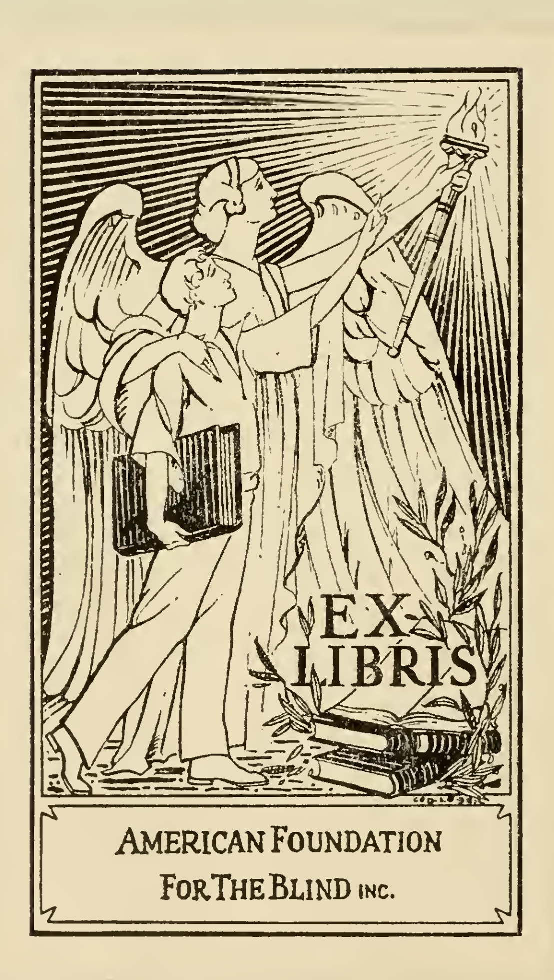
Herausgegeben von Fritz Giese.

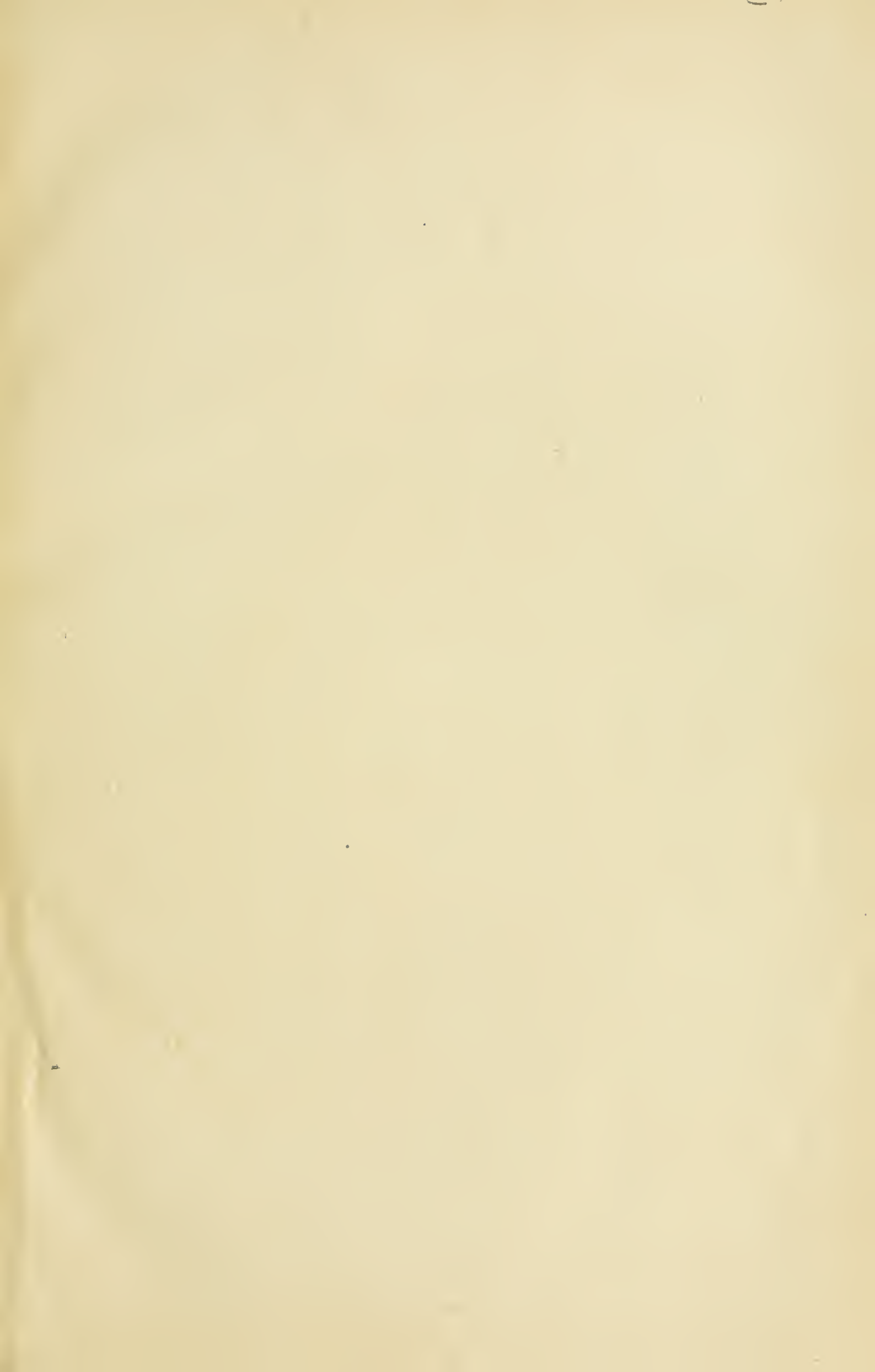
Band 2.

Materialien zur Blindenpsychologie.

Zusammengestellt und bearbeitet von Dr. Ferdinand v. Gerhardt

Langensalza 1917. Verlag von Wendt & Klauwell.


EX
LIBRIS
AMERICAN FOUNDATION
FOR THE BLIND INC.





Neudrucke zur Psychologie.

Herausgegeben von

Fritz Giese.

Band 2.

Verlag von Wendt & Klauwell, Langensalza.

Materialien

zur

Blindenpsychologie.

Zusammengestellt und bearbeitet

von

Dr. **Ferdinand von Gerhardt,**
Frankfurt a. M., zurzeit **Marburg.**

Langensalza 1917, Verlag von Wendt & Klauwell.

Vorwort.

Als ich im August vorigen Jahres der Oeffentlichkeit meine kleine programmatische Schrift „Aus dem Seelenleben des Blinden“ *) übergab, war ich von der Absicht geleitet, nicht nur in weiten Kreisen des Publikums aufklärend zu wirken, sondern auch gleichzeitig die wissenschaftliche Welt auf psychologisch hochinteressante Probleme hinzuweisen, die bis dahin leider sehr vernachlässigt waren. Die Schwierigkeiten sind allerdings auch keine geringen, die sich der systematischen Erforschung der Blindenseele entgegenstellen, da es an brauchbarer Literatur so gut wie gänzlich mangelt, und die Blinden auf Befragen nicht gern über ihr innerstes Wesen Aufschluß geben, oder selbst psychologisch zu wenig geschult sind, um ein systematisches Selbststudium mit Erfolg betreiben zu können.

Mit freudiger Genugtuung können wir aber heute feststellen, daß inzwischen wieder ein guter Schritt vorwärts getan wurde, der es uns ermöglichte, das vorliegende Sammelwerk herauszugeben, das dazu beitragen soll, einer dereinstigen systematischen Darstellung der Blindenpsychologie die Wege zu weisen und zu ebnen. Die Mehrzahl der gebotenen Abhandlungen ist von Blinden selbst geschrieben und besitzen durch ihren autobiographischen Charakter einen besonderen Wert für die unmittelbare Forschung. Eine im Anhang angegliederte ausführliche Bibliographie des Blindenwesens dürfte weiter

---

*) Verlag von Emil Münster, Frankfurt a. M. Pr. 1 Mk.

geeignet ſein, das Quellenſtudium zu erleichtern und neue Anregungen zu geben.

Ein näheres Eingehen auf den Inhalt des vorligenden Buches erübrigt ſich an dieſer Stelle, da die einzelnen Beiträge für ſich ſelbſt ſprechen, und ſich auch in der Einleitung noch einige ſpezielle Hinweiſe finden.

Allen Mitarbeitern und Förderern dieſes Werkes ſei hier nochmals der wärmſte Dank ausgeſprochen, namentlich aber Herrn Dr. Gieſe, der die Hauptanregung zu demſelben gegeben hat.

Möchte es auch dieſem Buch vergönnt ſein, ſeine Aufgabe voll und ganz zu erfüllen: Aufklärung und Intereſſe für das Seelenleben des Blinden zu erwecken, damit endlich die Zeit anbreche, in der man ihm mit warmem Verſtändnis entgegenkommt und ihm ſein ſchweres Los erleichtert.

Marburg a. d. L., im Mai 1917.

Dr. v. Gerhardt.

Inhalts-Verzeichnis.



Einleitung.

Die Zahl derjenigen Menschen, die mit Blinden in nähere Berührung kommen, ist im allgemeinen nicht groß, woraus sich die Tatsache zur Genüge erklären mag, daß man sich nur in den seltensten Fällen veranlaßt fühlt, über das Leben, Wesen und Streben der Nichtsehenden einmal tiefer nachzudenken. Unser sozial stark empfindendes Zeitalter hat zwar auch hier nicht versagt und Blindenanstalten sowie Heime ins Leben gerufen, die den Nichtsehenden den Daseinskämpfen entrücken oder diese wenigstens erleichtern sollen, aber man hat sich gleichzeitig daran gewöhnt, in jenen nur Fürsorgeobjekte zu erblicken, deren subjektiven Regungen kaum eine flüchtige Beachtung geschenkt wird. Das sagt indessen nicht mehr und nicht weniger als, daß man über der sozialen die rein menschliche Seite des Blindenproblems fast völlig vergessen hat, wodurch ein Zustand geschaffen wurde, der nicht nur allen einschlägigen Maßnahmen den Stempel gewisser Einseitigkeit aufdrückt, sondern auch in der Mehrzahl der Blinden ein Gefühl des Nichtbefriedigtseins, des Nichtverstandenwerdens erzeugte, das sie je nach ihrer individuellen Veranlagung schmerzlich niederdrückt oder verbittert. Gerade aber, weil dieses Ergebnis mit allen seinen bedauerlichen Begleiterscheinungen von Staat und Gesellschaft nicht bewußt und nicht gewollt herbeigeführt wurde, sollten diese den inneren Drang verspüren, begangene Fehler nach Kräften wieder gutzumachen und künftigen Irrungen ähnlicher Art rechtzeitig vorzubeugen.

Wie ein Gärtner die Entwickelungsbedingungen und die für eine Pflanze speziell geeignete Bodenart genau kennen muß, wenn sie gedeihen und Frucht bringen soll, in dem gleichen Maße müssen wir mit den Voraussetzungen und Bedürfnissen des Blinden vertraut sein, um ihm den richtigen Platz im Leben anzuweisen, an dem er das leisten und alles dessen teil-

haftig werden kann, worauf ein Mensch als solcher Anspruch erheben zu dürfen glaubt. Sozialpolitischer Schematismus vermag hier keine günstigen Resultate zu erzielen, wie uns die bisherige Erfahrung lehrt. Die Blinden sind nicht Menschen, die sich darauf beschränken wollen, zu empfangen, die zufrieden sind, wenn die äußerste Not von ihnen ferngehalten wird, sondern sie möchten auch geben von dem, was ihnen verblieben ist, sie streben danach, in den seelischen und körperlichen Austauschverkehr der Allgemeinheit aktiv einzugreifen und als selbständig handelnde Subjekte anerkannt und gewertet zu werden. In dieser Richtung betätigt sich ihr Denken, Fühlen und Wollen; von dieser Lebensauffassung aus betrachten sie die Umwelt und ihre Mitmenschen, die ihnen feindlich oder freundlich gesinnt erscheinen, je nachdem sie von diesen in ihren Plänen gehemmt oder gefördert werden. Es ist nicht die Sucht, die durch die Blindheit errichteten Schranken zu übersteigen, die lästigen Fesseln zu sprengen, sondern das tief innerliche Sehnen nach dem Menschsein unter anderen Menschen, ihre Leiden und Freuden zu teilen und als Glied der großen Familie zu fungieren, das Pflichten übernimmt und Rechte genießt, ohne aus dem Rahmen der anerkannten Ordnung herauszutreten. Der gesunde Selbsterhaltungs- und Schaffenstrieb ist es, der auch den Blinden beseelt, und dessen Eindämmung oder Unterdrückung von ihm weit schmerzlicher empfunden wird, als die Tatsache selbst, daß sein Auge geschlossen und nicht in der Lage ist, das bunte Bild zu erfassen, das die Außenwelt dem Vollsinnigen bietet. Ja, es können Stunden und Tage kommen, in denen der Nichtsehende sein Leiden gewissermaßen vollständig vergißt, wo er sich nur als Mensch fühlt, als ganzer, gleichberechtigter und gleichverpflichteter Mensch, und diese Zeitspannen sind für ihn die schönsten, die gesegnetsten seines Lebens. Ein solches seelisches Gleichgewicht, oder besser gesagt, ein solch innerer Ausgleich, tritt jedoch immer nur dann ein, wenn der Blinde sich verstanden weiß und dazu berufen wird, ein Werk fördern zu helfen, das seinen Leistungen und Fähigkeiten entspricht. Sei es Hand- oder Geistesarbeit, ihm wird sie Befriedigung verschaffen, wenn sie auf seine Individualität, sein spezielles Ich, gebührende Rücksicht nimmt. Nur kein Hindämmern, kein Müßigsein, keine Langeweile! Jene drei Todfeinde des Nichtsehenden können sebst

durch die liebevollste Wartung oder beste Verpflegung nicht entwaffnet werden, denn sie dringen auf sein Gemüt ein, das an und für sich durch die Blindheit schwer genug belastet ist und sich außerstande befindet, noch neue drückende Bürden zu tragen.

Um dies in seiner ganzen Tragweite verstehen und würdigen zu können, müssen wir uns ständig gegenwärtig halten, wie verhältnismäßig gering die Eindrücke und Anregungen sind, die der Blinde von der umgebenden Außenwelt her empfängt. Was nicht durch Gehör, Geruch oder Gefühl zu ihm dringt, existiert für ihn nicht; alle die tausend Gesichtswahrnehmungen, die auf Schritt und Tritt oft unwillkürlich und unbewußt gemacht werden, kommen für ihn nicht in Frage, so daß der Denkstoff, der seinem Gehirn zugeführt wird, schon quantitativ weit hinter dem eines normalen Menschen zurückbleibt. Freilich wird nun vielfach behauptet, daß man nur das vermissen könne, was man kennt, was man früher vielleicht einmal besessen hat. In vollem Umfang trifft dieser Satz bei dem geistig regen Blinden nicht zu, denn, wenn er — beispielsweise als Blindgeborener — auch keine Vorstellung davon hat, was Licht und Finsternis, Farben und Perspektiven bedeuten, so hat er doch von Jugend auf gelernt, daß jene Begriffe existieren und im Leben der sehenden Mitmenschen eine hervorragende Rolle spielen. Weiß er doch, daß es gerade diese Begriffe sind, die ihn selbst in eine Sonderstellung drängen, und daß ihr Fehlen den Inhalt des Wortes „Blindsein“ ausmacht.

Es kommt demnach hier nicht darauf an, das Wort „vermissen“ mit „sich danach sehnen“ zu identifizieren, sondern es genügt die Feststellung des im Blinden vorhandenen Bewußtseins, daß es Dinge und Erscheinungsformen gibt, die ihm nicht zugänglich sind. Hieraus resultiert für ihn mit logischer Notwendigkeit die Ueberzeugung, daß seine Vorstellungen von der Außenwelt keine vollständigen sind, daß jedes Bild von da draußeen für ihn eine Lücke aufweist, die er aus eigenem Vermögen nicht ausfüllen kann. Mehr als die fehlende Sehen an sich schmerzt ihn dieses Bewußtsein, denn es schließt eine gewisse Inferiorität in sich, zu deren Bekämpfung er einen außerordemlichen Aufwand von seelischen Kräften aufbieten zu sollen vermeint. Er wird somit einen großen

Teil seiner geistigen Funktionen darauf einstellen, Eindrücke und Wahrnehmungen zu sammeln, die dann verarbeitet, kombiniert und miteinander in Zusammenhang gebracht werden müssen. Dadurch befindet sich seine Denktätigkeit in dauernder Anspannung und dürstet förmlich nach Ergänzung des gesammelten Materials, die durch das versagende Auge so überaus erschwert wird. Je mangelhafter und quantitativ geringer die Anregungen und Eindrücke sind, die er seinem Gehirn zur Verarbeitung vorlegen kann, desto mehr ist er darauf angewiesen, seinen Geist spekulativ zu betätigen und auch der eigenen Fantasie einen Spielraum zu gewähren, der häufig genug das Maß des Wünschenswerten oder Ersprießlichen überschreitet.

Naturgemäß kann der Blinde nicht dauernd mit diesen rein innerlichen Funktionen auskommen, die gar bald zu Ermüdung, Abspannung und zur — Langeweile führen. Von Zeit zu Zeit muß immer wieder ein Kontakt mit der Außenwelt hergestellt werden, der eine neue Zufuhr geistiger Nahrung bringt und das zum Teil unfruchtbare Grübeln oder gar Hinträumen unterbricht. Ablenkung und Neubelebung seiner Ideen- und Gedankenwelt ist es, was er — vielleicht mehr als andere — zu seiner geistigen Gesunderhaltung braucht. Darum begreift sich der freudige Eifer, mit dem jede nutzbringende Beschäftigung aufgenommen und mit bewundernswerter Energie durchgeführt wird. Die Betätigung selbst bedeutet für ihn eine Ablenkung, so daß er sich voll und ganz auf sie konzentriert und als eine seelische Wohltat empfindet. Man muß einmal einen Blinden bei der Ausübung seines Berufes beobachtet, man muß die stille Zufriedenheit dabei in seinen Zügen gesehen haben, wenn man in den tiefernsten Sinn des eben Gesagten restlos einzudringen wünscht.

Je inniger die Verbindung ist, in der ein Blinder mit der Außenwelt steht, je reichhaltiger somit das Material wird, das er seinem Gehirn zur Verarbeitung zuführt, um so höher wird seine Lebensfreudigkeit und sein Selbstvertrauen steigen, die ihn wiederum ihrerseits anspornen, seine sämtlichen Kräfte einzusetzen, um das höchstmögliche Ziel zu erreichen.

Umgekehrt aber führt der Mangel an Anregung, an geistiger Nahrung mit der Zeit zu einer gewissen Stumpfheit, die das ganze Dasein des Blinden wie eine düstere Wetter-

wolke überschattet und jedes kräftigere Fühlen und Wollen bereits im Keim erstickt. Traurige Beispiele genug bietet hierfür die tägliche Erfahrung, namentlich dort, wo es sich um blindgeborene oder früherblindete Kinder handelt, deren Erziehung und verständige Anleitung im Elternhaus vernachlässigt wurde. Meist ist solchen bedauernswerten Geschöpfen in der Folge nicht mehr zu helfen, wovon im letzten Abschnitt des vorliegenden Buches noch ausführlicher die Rede sein wird.

Diese vorerwähnten Punkte müssen in allererster Linie berücksichtigt werden, wenn es sich darum handelt, für einen Blinden wirklich zu „sorgen" und ihm das Leben erträglich und menschlich zu gestalten. Gleichzeitig aber weisen sie dem Psychologen den Weg, wo und wie das Seelenleben jener Stiefkinder des Schicksals zu erschließen ist und in welchen Bahnen es sich vollzieht. Beschreiten wir den angedeuteten Pfad, so wird sich ein Rätsel nach dem anderen gleichsam von selbst lösen, an dem man bisher vielleicht mit einer gewissen Scheu vorüberging. Es kann aber für den Forscher kaum eine fruchtbringendere Betätigung geben, als gerade sich in die Psyche des Blinden zu vertiefen, wodurch nicht nur die Wissenschaft eine wertvolle Bereicherung erfährt, sondern auch die Blindensache selbst infolge größeren Verständnisses und allgemeiner Aufklärung bedeutend gefördert wird. Gerade aber der Fortschritt des rein Menschlichen ist der oberste Zweck der psychologischen Wissenschaft, die sich nicht damit begnügt, Probleme zu suchen und zu lösen, sondern danach strebt, die gewonnenen Endergebnisse der Allgemeinheit zugänglich und dienstbar zu machen. Auf unserem Gebiet ist bisher leider fast noch nichts geschehen, was sicherlich nicht ohne schädigende Wirkung auf das Blindenwesen geblieben ist. Es reicht auch beiweitem nicht aus, gewisse theoretische und praktische Kenntnisse auf die Nächstbeteiligten, die Organe der eigentlichen Blindenfürsorge, zu beschränken, sondern die Gesamtheit muß mit ihnen in mundgerechter Form vertraut gemacht werden, damit man allenthalben dem Blinden mit Verständnis begegnet und sich nicht hinter billiges, bequemes Mitleid verschanzt, das nichts weiter als „Unterstützungen" zu geben hat. Mit anderen Worten: Die psychologische Forschung ist vor allem anderen dazu berufen, den Blinden von dem sozialen Isolierschemel herunterzuholen und ihn in die Gesamtheit ein=

zugliedern, in die er gehört und in der allein er sich zum eigenen Vorteil und dem seiner Umgebung voll zu entfalten vermag.

Ein ernstes Streben in dieser Richtung wird ohne Zweifel zu hochinteressanten und wichtigen Endergebnissen führen, die eine wertvolle Ergänzung des bisherigen Wissens vom Seelenleben des Menschen überhaupt darstellen. Nur sei dringend davor gewarnt, mit vorgefaßten Meinungen an die Materie heranzutreten und sich auf gelegentliche Einzelerfahrungen zu stützen, denn das Wort „Blinde" bezeichnet keinen scharfumgrenzten generellen Begriff, sondern schließt eine Summe von Individualitäten und somit Verschiedenheiten in sich. Diese einzelnen Komponenten jener großen Summe können natürlich nicht von vornherein gesondert betrachtet werden, aber sie dürfen nie aus dem Auge verschwinden, wenn es sich vorerst auch nur darum handeln wird und muß, gemeinsame Züge, d. h. durch die Blindheit bedingtes „Typisches" herauszuschälen und mit der allgemeinen Psychologie in Beziehung zu setzen. Nur diese typischen Charakteristika sind es auch, die für die Allgemeinheit eine Bedeutung haben, und deren nähere Kenntnis dem Blinden mancherlei Erleichterungen verbürgt. Sie bilden den Schlüssel zu einzelnen individuellen Verschiedenheiten, die teils auf persönlicher Veranlagung, teils auf dem Grad und der Art der Erblindung basieren. Namentlich das letztere muß als ein wesentlicher Faktor bei der Beurteilung singulärer Beobachtungen angesehen werden, da es für das Seelenleben eines Menschen durchaus nicht gleichgültig ist, ob er das Augenlicht bei der Geburt, als Kind oder in gereifterem Alter, ob er es vollständig oder nur teilweise verloren hat.

Der Blindgeborene ist gleichsam in eine Welt der Nacht hineingesetzt. Sein Begriffsvermögen wird nur selten oder schwer jene Erscheinungen erfassen, die wir mit „Licht" oder „Farbe" bezeichnen. Sie bleiben für ihn Abstrakta, die in seinem Geistesleben eine Resonnanz nicht finden, höchstens ein negatives Gefühl auslösen, von dem bereits weiter oben gesprochen wurde. Die Späterblindeten retten sich dagegen eine ganze Reihe von Vorstellungen in die Blindheit hinüber, die als Erinnerungen fortleben und trotz des allmählichen Verblassens immerhin befruchtend wirken. Sie haben zwar einen

Teil der Welt verloren, diese aber ist ihnen wenigstens nicht fremd geblieben.

Schließlich besteht ein großer Unterschied zwischen denen, die noch über größere oder kleinere Sehreste verfügen und jenen, die gegen jede Lichteinwirkung absolut unempfindlich sind. Mit dem Grad des verbliebenen Sehrestes hängt die Reichhaltigkeit der Wahrnehmungen und die Regheit des Geisteslebens — natürlich bei normal Veranlagten — eng zusammen. Schon die einfache Möglichkeit, Hell von Dunkel zu unterscheiden, bedeutet für den Blinden einen Vorteil, den er nicht missen möchte, wenn ihm diese Lichtempfindung auch sonst keine weiteren praktischen Erleichterungen bietet. Er fühlt sich dem Sehenden dadurch um einen kleinen Schritt näher und empfindet dessen „Ueberlegenheit“ schon um einen Grad weniger drückend, als seine völlig lichtlosen Genossen. Gerade hierüber lassen sich in den Blindenanstalten äußerst interessante Studien machen, bei denen zuerst auffallen dürfte, daß unter solchen Blinden, die noch etwas sehen können, eine gewisse Sucht besteht, sich auf diesen Sehrest Etliches zugute zu tun und gelegentlich mit ihm zu „renomieren“. (Parmis les aveugles le borgne est le roi.) Er, der sonst immer selbst von den Sehenden belehrt und geleitet wurde, sucht etwas darin, diese Mentorrolle wenigstens teilweise dem Lichtlosen gegenüber auch einmal spielen zu können, wobei er sich nicht selten Uebertreibungen zuschulden kommen läßt, die lediglich als Argument dafür zu werten sind, wie sehr er sich seiner schwachen Gesichtswahrnehmungen freut und in welchem Maße er sich danach sehnt, über den vollen, uneingeschränkten Besitz des Auges zu verfügen.

Ceteris paribus wird ein solcher Blinder in seiner Vorstellungs- und Ideenwelt dem Lichtlosen aber auch tatsächlich überlegen sein, denn er kann immerhin eine ganze Reihe von Eindrücken unmittelbar gewinnen, die jener nur auf dem Umweg über das Gehör (durch Beschreibung) oder über den Tastsinn empfangen kann. Für ihn scheint außer der „wärmenden“ auch eine „strahlende“ Sonne, er sieht das Grün des Grases, während jener nur die Substanz als solche fühlt.

Diese teils essenziellen, teils graduellen Differenzierungen müssen wir im Auge behalten, um die gelegentlichen Widersprüche verstehen zu können, die uns in den nachfolgenden

Aufsätzen mitunter entgegentreten. Diese sind indessen keineswegs grundlegender Natur und vermögen daher auch niemals das „Typische“ zu verwischen oder in den Hintergrund zu drängen. Sie sind es gerade, die das Studium der Blindenseele so überaus interessant und fruchtbar gestalten, weil sie uns immer wieder vor Augen führen, wie die Natur ständig bemüht ist, anpassend zu wirken und die kleinsten vorhandenen Elemente zu einem größeren Ganzen zusammenzufügen.

Alle hier veröffentlichten Beiträge, die mit ganz verschwindenden Ausnahmen von Blinden verfaßt sind, tragen einen gewissen autobiographischen Charakter, durch den jeder Darstellung ein persönlicher Zug aufgeprägt ist, wodurch in die sonst vielleicht etwas trockene Materie etwas Lebenswarmes hineingetragen wird, das zwischen Autor und Leser einen umso innigeren Konnex ermöglicht. Daher dürfen wir uns nicht immer ausschließlich an das geschriebene Wort halten, sondern müssen versuchen, auch zwischen den Zeilen Unausgesprochenes zu lesen und die Motive zu ergründen, aus denen dieses oder jenes Wort gewählt wurde. Aus diesem Grund haben wir es so viel als irgend möglich vermieden, Aenderungen in dem Text vorzunehmen, selbst dort, wo der Stil als nicht ganz einwandfrei bezeichnet werden muß. Dadurch wollten wir erreichen, daß der Blinde mit seiner eigenen, ihm jeweils geläufigen Ausdrucksweise unmittelbar zu dem Leser spricht, ohne den Umweg über den redaktinellen Rotstift machen zu müssen. Auch die Art und Weise der Sprache, der gewählten Ausdrucksformen usw. enthalten Typisches, wofür wir schon hier auf den Aufsatz von H. Schmittbetz „Was ist davon zu halten, daß sich der Blinde der Sprache der Sehenden bedient?“ verweisen möchten.

Somit glauben wir, den rein subjektiven Charakter der Darstellungen bewahrt zu haben, der für den Forscher naturgemäß weit bessere Anhaltspunkte zu bieten vermag, als die objektive Abhandlung eines nicht direkt Beteiligten.

Um nun gleich von vornherein dem Leser einen kleinen Wegweiser an die Hand zu geben, möchten wir einen Bruchteil des Endergebnisses vorwegnehmen und als eine wesentliche Feststellung aus der Blindenpsychologie registrieren, daß ein wunderbares Ineinandergreifen der einzelnen Sinnesfunktionen zu beobachten ist, die gewissermaßen danach streben, die durch

das fehlende Augenlicht entstandene Lücke auszufüllen und an die Stelle der Sehwahrnehmungen Surrogatvorstellungen zu setzen. Die große Kunst des Blinden besteht nun darin, diese Surrogate nach Kräften der Wirklichkeit anzupassen, d. h., eine Uebereinstimmung zwischen dem zu erzielen, was er auf Umwegen wahrnimmt und dem, was er durch Sehende von der tatsächlichen Außenwelt erfährt. Gerade hierbei hat der Nichtsehende eine außerordentliche Geistesarbeit zu leisten, deren Erfolg oft von wesentlichem Einfluß auf die Gestaltung seines ganzen Lebens ist. Muß er sich doch der Welt der Sehenden assimilieren, soweit es die besonderen Verhältnisse irgend gestatten, um nicht in ihr als Fremdling zu erscheinen und als ein solcher behandelt zu werden. Seine ihm verbliebenen vier Sinne sind doppelt geschäftig, und an seine Nervenkraft werden dadurch unstreitig erhöhte Anforderungen gestellt.

Es wäre gänzlich verfehlt, der Annahme zu huldigen, wie es leider noch immer vielfach geschieht, daß die Blindheit an sich eine Schärfung der übrigen Sinne bedingt und sonst nicht vorhandene Fähigkeiten hervorzaubert. So verschwenderisch geht die Natur an keiner Stelle mit ihren Gaben um, vielmehr ist das, was uns bei den Blinden als außerordentlich oder zunächst unbegreiflich erscheint, die Frucht mühsamer und an Enttäuschungen reicher Arbeit, unermüdlicher Aufmerksamkeit nach innen wie nach außen. Daher sollte man jeden Erfolg, den ein Blinder auf geistigem, künstlerischem oder gewerblichem Gebiet erzielt, doppelt hoch veranschlagen, denn er hat damit mehr geleistet, unsagbar viel mehr, als sein sehender Kollege, der ans gleiche Ziel gelangt.

Diese Sonderwertung kann und muß der Blinde für sich in Anspruch nehmen, denn er selbst weiß am besten, daß er das ganze Sein, die gesamte Persönlichkeit auf eine Aufgabe konzentrieren muß, wenn er sie glücklich lösen will.

Wer das vorliegende Buch aufmerksam studiert, wird sich der Berechtigung des eben Gesagten nicht verschließen können und sei hierdurch daran erinnert, daß er zu der Besserung des schweren Loses der Blinden mit beitragen kann, wenn er die gewonnenen Kenntnisse und Einsicht zu ihrem Nutz und Frommen auch in die Tat umzusetzen trachtet.

Dr. von Gerhardt.

Zur Geschichte der Blindenfürsorge und Blindenbildung.

In der Schöpfungsgeschichte steht geschrieben: „Die Erde war wüst und leer, und es war finster in der Tiefe, und der Geist Gottes schwebte über den Wassern. Und Gott sprach: Es werde Licht!" Bis hierher gleicht diese Schöpfungsgeschichte genau derjenigen der Blindenfürsorge und Blindenbildung. Nun aber kommt die Verschiedenheit. In der ersteren kommt gleich die Versicherung: „Und es ward Licht!" während bezüglich des Ziels, der Mittel und Wege der Blindenbildung und Fürsorge wenigstens bei uns immer noch das andere Wort gilt: „Finsternis bedeckte das Erdreich und Dunkel die Völker!" Pflicht eines jeden Blindenlehrers ist es aber nun, nach Möglickkeit dazu beizutragen, daß das Schöpferwort „Es werde Licht!", sich auch bei uns erfülle. Deshalb möchte ich heute einen Blick werfen auf die Geschichte der Blindenbildung und Fürsorge und aus der Vergangenheit Schlüsse ziehen auf die Zukunft.

Das Altertum hat die Blinden einfach auf die Bettelstraße gewiesen, trotz der Berühmtheit, zu der mehrere von ihnen gelangt ssnd. Das Gesetz des alten Bundes schützt sie auf dieser Straße, indem es einen furchtbaren Fluch über diejenigen ausspricht, welche versucht sein sollten, sie irrezuleiten. In derselben Weise nimmt sich der Koran ihrer an. Heutzutage kann das Los der Blinden in den mohamedanischen Ländern geradezu als befriedigend bezeichnet werden, indem jede Moschee 10–20 derselben zu Vorbetern, Koranrecitatoren und Vorsängern ausbildet und als solche beschäftigt und erhält. Orgeln haben die Mohamedaner wohl keine. Ich könnte ihnen sonst unsere blinden Organisten empfehlen, die bei den „Christen"

keine Stelle finden. Doch kehren wir zu unseren Ländern und zu unserer Zeitrechnung zurück!

In christlicher Zeit ist zunächst keine wesentliche Aenderung in der Lage der Blinden zu bemerken. Sie verschwanden in der großen Zahl der Unglücklichen jeder Art, die von Almosen lebten, und man glaubte, seine Pflicht getan zu haben, wenn man den demoralisierenden Bettel, bei welchem immer die Blinden und ihre Führer zugrunde gingen, möglichst erleichterte. Um die Mitte des 4. Jahrhunderts (350), nicht erst in den Zeiten des heiligen Ludwig, wie gewöhnlich angenommen wird, kam man — vielleicht weil der Bettel lästig wurde — auf den Gedanken, die Blinden zu kasernieren, allerdings nicht, um sie zu unterrichten und der Gesellschaft als brauchbare Glieder zurückzugeben; an Blindenbildung dachte man damals ebensowenig als an allgemeine Volkkbildung. Das älteste und bekannteste Versorgungshaus für Blinde ist gegen 350 vom heiligen Basilius zu Caesarea am Halys gegründet worden. Um 630 finden wir ein solches in Jerusalem, später ein anderes in Cairo (die Moschee El=Azhar). Im 10. Jahrhundert hat der heilige Bertrand in Pontlieu (Sarthe) ein derartiges wirkliches Asyl gegründet, und etwa um das Jahr 1050 sollen in mehreren normannischen Städten (Cherbourg, Rouen, Bagneux und Caen) durch den Normannenherzog Wilhelm den Eroberer einige „Aveugleries“, wie man sie damals nannte, errichtet worden sein.

Erst zwei Jahrhunderte später (1254) ist das älteste, heute noch bestehende Versorgungshaus oder Blindenasyl, das „Hospice des Quinzevingts“ — der fünfzehnmal zwanzig gleich dreihundert Blinden — in Paris (Rue de Charenton 22) entstanden. Die allgemein geglaubte Legende erzählt, daß der heilige Ludwig (König Ludwig IX) dieses Versorgungshaus nach seinem ersten Kreuzzug für dreihundert durch die Sarazenen geblendete französische Ritter gegründet habe. Da ich selbst zur Verbreitung dieser Sage, die wir nicht nur in Geschichtswerken, sondern auch in Mells „Encyklopädischem Handbuch des Blindenwesens“ wiederfinden, durch den 32. Jahresbericht (1899) beigetragen habe, erachte ich es als meine Pflicht, den weitverbreiteten Irrtum an der Hand von Quellen und auf solche sich stützender Forscher, besonders des Werkes Leon

le grand, Archivar am Nationalarchiv zu Paris (1887) entgegenzutreten. In den „Fleurs des antiquitez de Paris“ von Corrozet (1532), also drei Jahrhunderte nach der Gründung der „Quinze-Vingts“ findet man zum erstenmal in einem Geschichtswerke die Erzählung, daß der heilige Ludwig die „Quinze-Vingts“ für dreihundert blinde Ritter gegründet habe, welche er von jenseits des Meeres zurückgebracht hatte. („S. L. fonda la maison des Q.-V. pour nourir et loger trois cens chevaliers qu'il ramena d'oltre-mer, ausquelz les sarrazins avoient crevé les yeux“.) Schon frühzeitig erregte diese Erzählung das Mißtrauen einzelner Forscher. Da aber die Gründungsurkunde verlorengegangen war, hielt es schwer, sie zu widerlegen. Das älteste vorhandene Dokument stammt aus dem Jahre 1270. Dasselbe nimmt aber auf die Gründungsurkunde Bezug und enthält nur eine Bestätigung früherer Verfügungen. Claude Fouchet sagt unter Hinweis auf Rutebeuf, es sei wohl leicht anzunehmen, daß die dreihundert Blinden des heiligen Ludwig „Ritter“ d. h. „Adelige“ gewesen seien; denn Rutebeuf mache in folgenden Versen Bettler aus ihnen: „Li rois a mis en I repaire, Mais ne sais pas bien pourquoi faire, Trois cens aveugles route à route. Parmi Paris en vat trois paire Toute jour ne finent de braire: „Au III cens qui ne voient goutte“, etc.. Auch anderswo verspottet dieser Satyriker diese damals schon sehr reichen Betller: „L'ordre des non-voianz Tels ordre est bien noianz“ etc. Die ältesten Chronisten aus der Zeit des heiligen Ludwig und den nächsten Jahrhunderteu wissen uoch nichts von der Ritterlegende. Sie nennen die „Quinze Vingts“ konsequent „La congrégation des pauvres aveugles de la cité de Paris“. Besonders kommt hier der Chronist Joinville, der Begleiter und Freund des heiligen Ludwig in Betracht, welcher als Augenzeuge die Geschichte des 6. Kreuzzuges geschrieben hat, und der über die „Quinze-Vingts“ nur zu berichten weiß, daß der heilige Ludwig ein Haus bauen ließ, um die armen Blinden der Stadt Paris darin unterzubringen. („Le roi fist fere la meson des aveugles delès Paris pour mettre les povres aveugles de la cité de Paris“.) Joinville ist der glaubwürdigste Zeuge aus jener Zeit, der uns so zu sagen in die Intimität des Königs

einführt und uns den wirklichen frommen Ludwig „im Hauskleide“ zeigt. So erzählt er uns von einem Gespräche, daß auf dem Schiffe während drr Fahrt nach Aegypten stattfand. —

Der König fragte seinen jungen „Senechal“ Joinville: „Was ist Gott?“ Dieser antwortete: „Sire, es ist etwas so Gutes, daß es etwas Besseres nicht geben kann.“ „Wahrlich“, sagte der König, „Du hast sehr gut geantwortet; nun sage mir aber, was Du vorziehen würdest, eine Todsünde begangen zu haben, oder aussätzig zu sein?“ Ohne sich lange zu besinnen antwortete der junge Mann, der ausdrücklich hinzusetzt, daß er den König niemals (onques ne) anlog: „Ich möchte lieber zehn Todsünden begangen haben, als aussätzig sein.“ Der über diese wenig orthodoxe Antwort sehr betrübte König schalt seinen jungen, lebenslustigen Senechal deshalb nicht, sondern wartete den folgenden Tag ab, um ihm seine Lektion zu geben. Er rief seinen jungen Freund zu sich, ließ ihn zu seinen Füßen platznehmen und begann: „Wie hast Du mir gestern das sagen können?“ Ich antwortete ihm, daß ich es ihm noch sagen würde. Da erwiderte er: „Du hast geredet, wie ein unbesonnener, übereilter Gelbschnabel, denn es gibt keinen Aussatz, der so häßlich ist, wie eine Todsünde, weil die Seele, die in eine Todsünde gefallen ist, dem Teufel gleicht, weshalb es keinen, so häßlichen Aussatz gibt, wie die Todsünde. Und ich sage Dir, daß Du um Gottes- und meinetwillen danach trachten sollst, wünschen zu können, daß eher alles Mißgeschick, sei es Aussatz oder irgend eine andere Krankheit, Deinen Körper träfe, als daß eine Todsünde Deine Seele belaste.“ Und dieser Herr von Joinville, der so eingehend und mit so rührender Pietät dieses zwar charakteristische, aber für die Nachwelt doch ziemlich belanglose Gespräch dem Pergament übergibt, sollte von den dreihundert neben ihm erblindeten Standesgenossen und der Fürsorge Ludwigs für seine Unglücksgefährten nichts gewußt und uns fälschlich berichtet haben, daß das „Ostel“ des „Quinze-Vingts“ für dreihundert arme Blinde der Stadt Paris gegründet worden sei!?

Aus den Urkunden geht ferner hervor, daß die „Quinze-Vingts“ von Kurzwarenhändlern („Mercieurs“) von Paris verwaltet wurden. Hätte der heilige Ludwig seine dreihundert

Barone, welche nach der späteren Sage seinetwegen geblendet worden sein sollen, diesen Kleinkrämern unterstellt? Doch wohl nicht! Erst zwei Jahrhunderte später hat der erste Adelige die Leitung der „Quinze-Vingts“ übernommen. Merkwürdig ist auch, daß schon 1282 auch Frauen in der Ritterkongregation waren, und diese 1302 schon die Mehrheil bildeten (77 Männer und 82 Frauen). Die dreihundert „Ritter“ mußten also sehr rasch verschwunden sein und einem ausgesprochen demokratischen Publikum Platz gemacht haben, das schon zur Zeit Rutebeufs, also schon im Jahrhundert des heiligen Ludwig (13. Jahrhundert) „wie Esel schreiend“ und bettelnd durch die Straßen zog. Alle Berichte der Zeitgenossen, sowie jede Wahrscheinlichkeit sprechen somit gegen die heute alte, im 13. und 14. Jahrhundert aber noch unbekannte Legende, deren erste Spuren erst 1483 und in einem literarischen Werk erst 1499, noch in Pierre Destreys Genealogie Gottfrieds von Bouillon zu finden sind, in welche die „Chansons de geste“ — in damals und auch späer noch — üblicher Weise mit der Geschichte verschmolzen wurden. Destrey erzählt — wie wir sehen werden, nach hohen Mustern — daß der heilige Ludwig die „Quinze-Vingts“ zur Erinnerung an die dreihundert geblendeten Ritter gegründet habe. Er berichtet: Die Gesandten, welche Ludwig nach seiner Gefangennahme in die Heimat schickte, um das verlangte Lösegeld aufzutreiben, begegneten auf der Rückreise nach Aegypten allerlei Hindernissen, sodaß sie zur festgesetzten Zeit nicht zurück sein konnten. Der Sultan erklärte dem Könige, daß er für jeden Tag der Verspätung zwanzig Rittern die Augen ausstechen lassen werde. Dies geschah. Da die Boten des Königs fünfzehn Tage zu lange ausblieben, wurden fünfzehnmal zwanzig (quinzevingts) Ritter geblendet. Auch in dieser Sage dürfte aber, soweit die „Quinze-Vingts“ in Betracht kommen, ein Körnchen Wahrheit sein. Durch die Verheerungen, welche ohne Zweifel die ägyptische Augenentzündung wie zur Zeit Bonapartes — unter seinen Kreuzfahrern angerichtet hatte, war der heilige Ludwig auf die Blinden der Heimat aufmerksam geworden. Uebrigens hat Destrey selbst später seine schöne Geschichte nicht wiederholt, sondern geschrieben. Destrey hatte diese schöne Geschichte von den dreihundert durch die bösen Sarazenen geblendeten Ritter übrigens auch nicht erfunden,

sondern „gefunden". Sie tritt in autoritativer Form zuerst in einer Bulle des Papstes Sixtus IV. (vom 7. Oktober 1483) auf, durch welche die Spitäler „Du saint-esprit" und „De saint-michel" mit den „Quinze-Vingts" vereinigt wurden.

Besagte Bulle des Papstes Sixtus gibt in der Einleitung ein diesbezügliches Gesuch des ersten adeligen Ordensmeisters der „Quinze-Vingts", Maître Jean de l'Aigle, wieder, in welchem letzterer, wohl, um sein Ziel sicher zu erreichen, erzählt hatte, daß die „Quinze-Vingts" von dem heiligen Ludwig zum Andenken an die dreihundert geblendeten „Kreuzfahrer" gegründet worden seien. So hätte denn diese zielbewußte „Legende" mehr als amtlichen, sogar päpstlichen Kurs erlangt. Sie kehrt in einer Bulle Alexanders VI. wieder (28. Dezember 1500) durch welche dieser Borgia die Ablaßrechte der „Quinze-Vingts" bedeutend erweitert. —

Die Ritterlegende wäre übrigens im 18. Jahrhundert beinahe die Blinden teuer zu stehen gekommen. Es wurde damals allen Ernstes der Vorschlag gemacht, das nur für Adelige bestimmte Gebäude den bürgerlichen zu entziehen und es einer nur von jungen Adeligen besuchten Militärschule zuzuwenden.

Die Ehre der Erfindung muß also Jean de l'Aigle zuerkannt werden, der sich ja, gestützt auf die Ablaßrechte seiner Kapelle, solche Scherze erlauben durfte. Vielleicht hat er selbst die Legende dem Sagenkreis entlehnt, der sich im Lauf der Zeit um Ludwig IX., wie um jeden bedeutenden Mann, gebildet hatte. Jean de l'Aigle hat übrigens am 22. Februar 1499 den „Quinze-Vingts" die Herrschaft (seigneurie) von Cugny (Seine-et-Marne) vermacht und den Rest seines Vermögens zu Spitalbauten verwandt, also den kleinen Kniff abgebüßt, den er sich gegen Sixtus IV. erlaubt hatte. Durch die Erlasse Alexanders IX. wurde die Legende weiter verbreitet, weil dieselben allen Bischöfen vorgelegt wurden, um die Erlaubnis zu erhalten, in allen Diöcesen für die „Quinze-Vingts" Gaben zu sammeln und in allen Kirchen Opferstöcke aufzustellen. Die Bischöfe wiederholten getreulich die Einleitung der päpstlichen Bulle und trugen so die Legende des maître Jean de l'Aigle in jede Hütte hinein. Kein Wunder, daß sie bis auf den heutigen Tag in fast alle Leitfäden der Geschichte geraten ist, während man in den ersten zwei Jahrhunderten des Bestehens

der „Quinze-Vingts“ nichts von derselben wußte. Non era vero, ma ben trovato! So wird aus Dichtung Geschichte gemacht.

Mit den dreihundert durch die Sarazenen geblendeten und durch den heiligen Ludwig „versorgten“ „Rittern“ ist es also nichts! Eine Gründungslegende weniger, die aber, wie andere Geister der Vorzeit, noch durch einige Jahrhunderte weiterspuken wird. Tatsächlich soll diese Niederlassung der Blinden auf einem Teil der heutigen Place du carousel, die nach dieser Lesart aus eigener Initiative der Blinden hervorgegangen wäre, weit hinter Ludwig IX. zurückreichen. Schon lange vor den Kreuzzügen hätten sich die Pariser Blinden in einem Wäldchen in nächster Nähe des Louvre, der sogenannten „Garenne“ zusammengefunden, um der Vereinsamung zu entgehen und ihre gemeinsamen Interessen zu fördern. Nachdem der Wald ausgereutet worden war, habe das Grundstück „Champouri“ (Champs des pauvres) geheißen. Dort sollen die Blinden ohne Regel und Statuten beisammen gelebt haben, und ihre Aufführung scheint nicht sehr erbaulich gewesen zu sein. Diese Ueberlieferung wird mir von Péphau, dem verdienten jetzigen Direktor der „Quinze-Vingts“, bestätigt; von Leon le grand wird sie aber in seinem Buche über die „Quinze-Vingts“ entschieden bestritten. Geschichtliche Belege sind für dieselbe, wie es scheint, nicht vorhanden. Es wird deshalb als sicher angenommen werden dürfen, daß Ludwig IX. das Gebände der „Quinze-Vingts“ vor dem Tore „Saint-Honoré auf einem von ihm gekauften Grundstücke für die Pariser Blinde — und nicht für Ritter — erbauen ließ und der Versorgungsanstalt eine Rente überwies. Von dem Gelände hatte der Bischof von Paris bis dahin an Zehnten vier Sester Hafer bezogen. Ludwig löste diese Last mit hundert Sous Pariser Währung ab (Juni 1260). Der Beichtvater der Königin berichtet über die Gründung: „Et aussi li benviez rois devant tiz fist acheter une pièce de terre de lez Saint Honoré, où il fist ferre une grant mansion pour ce que les povres aveugles demorassent ilecques perpetuelment jusques a trois cens“. Er fügt weiter hinzu: „Et ont touz les ans de la borse le roi, pour potages et pour autres choses, rentes.“

Nach einer Bulle Alexanders IV. vom 22. Juli 1260 zu schließen, war das Gebäude an jenem Tage fertig. Die Seelsorge wurde einem Kaplan übertragen, der jährlich fünfzehn L. p. für seinen Unterhalt und ein L. für Kerzen bezog. Die neue Anstalt war ein Versorgungshaus, ein wirkliches Asyl für die erwachsenen Blinden der Stadt Paris. Jeder brachte mit, was er hatte, und so lebten sie bei einander unter der Leitung eines „Meisters" (Maître, proviseur), dessen Wahl dem Könige vorbehalten blieb. Ihm zur Seite stand ein „Ministre"und fünf Geschworene, welche von den blinden „Brüdern" und „Schwestern" gewählt wurden. Wichtige Fragen wurden durch das „Kapitel", die Versammlung aller Anstaltsinsassen, die also weitgehende Selbstverwaltungsrechte besaßen, entschieden. Die Statuten sind datiert vom 12. April 1260. Das Ganze erschien als Kongregation, als Brüder- und Schwesternorden. Einen wirklich religiösen Orden bildeten die Dreihundert aber nicht; denn sie legten die Klostergelübde nicht ab. Auch heute sind wohl die meisten Insassen der „Quinze-Vingts" verheiratet. Töchter derselben dürfen bis zum 20. Jahre, Söhne bis zum 14. Jahre im Hause bleiben und erhalten Unterstützungen. Die Anstalt war von Anfang an mit wichtigen Privilegien ausgestattet worden. Schon während das Anstaltsgebäude seiner Vollendung entgegenging, wandte sich Ludwig an den Papst und bat ihn um besondere Ablaßrechte für die Anstaltskirche. Durch die Bulle vom 22. Juli 1260 gewährte der Papst allen denen, welche die Anstaltskirche am Remigiustage oder drei Monate nachher besuchten, hunderttägigen Ablaß. Unter der stereotypen Formel »Remissio pro religiosis domibus" werden diese Ablaßrechte bestätigt und erweitert von Urban IV. (21. November 1261), Clemens IV. (22. September 1265), Nikolaus IV. (28. März 1291), Clemens V. (31. Oktober 1307), Johann XXII. (25. Mai 1317), Clemens VI. (22. Dezember 1342), Innocenz VI. (3. Mai 1353), Urban V. (14. Februar 1362), Clemens VII. (26. September 1378, 18. Mai 1387, 15. Februar 1391), Benedict XIII. (27. September 1406), Martin V. (3. Januar 1419), Pius II. (20. März 1459), usw.

Nach und nach wurde den Besuchern der Kirche zur Pflicht gemacht, nicht nur Ablaß zu holen, sondern auch

etwas zu geben, und alle Bischöfe wurden aufgefordert, die blinden Brüder freundlich aufzunehmen und sie überall ungestört Gaben für die „Quinze-Vingts“ sammeln zu lassen, was den Herren Bischöfen, Geistlichen und Spitalvorständen der Provinz nicht immer angenehm gewesen zu sein scheint. Sie hatten begreiflicherweise keine große Freude, daran, daß fremde Schafe auf ihre Weide getrieben wurden. Möglicherweise haben sie sich auch mit Recht gesagt, daß die Gaben der Wohltäter den Tausenden von armen Blinden der Provinz nötiger und nützlicher wären, als den vollgesogenen dreihundert Professionsbettlern en gros in Paris. Als Alexander IV. (28. Dezember 1500) unter Hinweis auf die dreihundert geblendeten „Ritter“ die Ablaßrechte abermals erweiterte und die blinden Brüder und Schwestern neuerdings den Bischöfen empfahl, und Julius II. (25. März 1504), Leo X. (1. November 1513), Clemens VIII (7. Mai 1599) und Paul V. (1607 und 1615) neue Ermahnungen hinzufügten, scheint die Abneigung des Klerus der Provinz nicht geschwunden, aber zurückgetreten zu sein. Durch das Ansehen des Gründers und das Eingreifen des Papstes war die Kirche der „Quinze-Vingts“ bald zu einem hohen hierarchischen Ansehen gelangt. Der König selbst besuchte sie jedes Jahr, und so wurde es, wie die Zeitgenossen boshaft behauptet haben sollen, für die vornehme Welt Modesache, in dieser Kirche die neusten Toiletten zu zeigen und Ablaß zu holen, also das Nützliche mit dem Schönen zu verbinden. Die berühmtesten Prediger der Zeit wurden jeweilen veranlaßt, in derselben zu predigen und so die reichen Leute anzuziehen. Neben den Opferstöcken, welche in den andern Kirchen von Paris und der Provinz aufgestellt waren, forderten blinde „Brüder“ und „Schwestern“ unter Hinweis auf die päpstlichen Erlasse in wohlgesetzten Phrasen zum „Einlegen“ von Gaben für die „Quinze-Vingts“ auf, und daß sie marktschreierisches Betteln auf den Straßen nicht scheuten, hat uns Rutebeuf bezeugt. Der König selbst hat die Niederlassung der Blinden mit allen möglichen Vorrechten ausgestattet. Sie genoß Steuerfreiheit und besaß das Asylrecht. Wer sich in ihre Besitzung flüchten konnte, war von Strafe frei. Privatleute machten der Kongregation reiche Vermächtnisse, und die Nachfolger des heiligen Ludwig — Philipp III., Le Hardi,

Philip IV., Jean II., Philipp V., Charles V., VI. und VII., Louis XI., Charles VIII., Louis XII., François I., Henri II., François II., Louis XIII., XIV, XV. und XVI. — bestätigten und erweiterten die urspfünglichen Privilegien und machten der Kongregation reiche Schenkungen.

Als Ludwig XV. 1712 jede Befreiung von der damals so lästigen Salzsteuer aufhob, machte er für die „Quinze-Vingts" eine Ausnahme. Da sich die geistlichen und weltlichen Privilegien auf alle Bewohner des Gebiets der „Quinze-Vingts", sehende, wie blinde, erstreckte, bauten die „Brüder" fortwährend neue Häuser, die sehr gut vermietet werden konnten, und vermehrten so ihr riesiges Vermögen. Zur Zeit Ludwigs XVI. besaßen sie ein Areal, das heute ungefähr durch die rue Saint-Honoré, die rue Castiglione und die Allee, welche sich bis zum Tuileriengarten hinzieht, durch die rue de l'Echelle und die Rue Rivoli begrenzt würde. Dieses Gebiet hätte jetzt einen Wert von ungezählten Millionen, ohne die auswärtigen Besitzungen zu rechnen. Das durch sie früher für sich erhamsterte Vermögen hätte ausgereicht, um alle Blinden Frankreichs vor Not zu schützen.

Da nahte das nicht unverdiente Verhängnis in der Person des „bekannten Cardinals" und Fürstbischofs von Straßburg, Prinzen Rohan, des Erbauers des Zaberner Schlosses, dem, in seiner Eigenschaft als Grand-Aumônier von Frankreich, die „Quinze-Vingts" unterstellt waren. Trotz des Widerspruchs und Rücktritts aller Administratoren verschacherte er widerrechtlich das ganze Besitztum für angeblich 6312000 Francs. In Wirklichkeit war der Preis wohl höher. Aber auch dieser Schleuderpreis verschwand, wie der jetzige Direktor der „Quinze-Vingts", M. Péphau, früher Direktor im Finanzministerium, mir mitteilt, in den Taschen Sr. Eminenz.

Die dreihundert Blinden wurden (Dezember 1779) durch Rohan in der leerstehenden Kaserne der schwarzen Musketiere untergebracht, wo sich das „Hospice national des aveugles" heute noch befindet. Unaufhörliche Klagen bei Ludwig XVI. bewogen diesen, den Blinden als Ersatz durch die Schuld seines Groß-Almoseniers verloren gegangene Kapital aus Privatmitteln eine Rente von 250000 Fr., d. h. den Zinsen von 5000000 auszusetzen. Später scheint diese Verpflichtung

vom Staate übernommen worden zu sein. Seit 1880 verlangt Péphau, der jetzige Direktor der „Quinze-Vingts“ und Gründer der National-Augenklinik, der „École Braille“ und des Fürsorgevereins für die Blinden, ohne Unterlaß bei jeder Gelegenheit, die sich ihm bietet, das verschwundene Kapital, oder wenigstens als Ersatz dafür den Zinsenertrag von 1112000 Fr.

Der intelligente und energische Jurist und hohe Verwaltungsbeamte steht schon als Jugendfreund und Mitarbeiter Gambettas zu allen hervorragenden Staatsmännern in engen Beziehungen. Fast alle ersten Größen der Politik — Ministerpräsidenten und Präsidenten der Republik — haben seit zwanzig Jahren seine Oratorien angehört. Dies kann seiner Sache nur förderlich sein. Dem Einfluß des derzeitigen Ministerpräsidenten Waldeck-Rousseau — als Präsident des Fürsorgevereins — ist es denn auch gelungen, von der Kammer eine Abschlagszahlung von 75000 Fr. und einen Wechsel von 100000 Fr. auf eine nahe Zukunft zu erhalten. So konnte der tägliche Zuschuß an alle dreihundert Internen und ihre Angehörigen um zehn Cts. pro Tag und Kopf erhöht und eine Anzahl neuer Lebensrenten geschaffen werden. Heute unterstützt die Verwaltung der „Quinze-Vingts“ außer den dreihundert Internen und ihren Angehörigen 2500 Blinde außerhalb der Anstalt im ganzen Staatsgebiete. Um Blindenerziehung und Unterricht hat sich die Verwaltung der „Quinze-Vingts“ als solche nie gekümmert. Das „Hospice des Quinze-Vingts“ ist von Anfang an ein Versorgungshaus, ein Asyl im wirklichen Sinne des Wortes gewesen und dies geblieben. Es wird dort nichts gelernt. Die Blinden wohnen nicht beisammen in gemeinsamen Sälen, sie haben kleine Familienwohnungen. Jeder treibt, was er will. Er hat freie Wohnung und für sich und die Seinen einen Zuschuß aus der Anstaltskasse. Das Fehlende sucht er aufzutreiben, wo er es findet. Das ist ein Blindenasyl!

Bis hierher reicht in der Blindensache das alte Testament, der alte Bund; nun soll der neue beginnen.

Es ist bis jetzt nur von den „Quinze-Vingts“, den dreihundert Blinden, die Rede gewesen, die durch staatlich und kirchlich organisierte Wohltätigkeit zu riesigem Reichtum gelangt waren. Deshalb drängt sich wohl jedem die Frage auf:

Was ist aus den andern geworden? Denn daß in Frankreich nicht nur dreihundert Blinde vorhanden waren, ist klar. Tatsächlich zählt Frankreich heute rund 37 000 Blinde und es ist nicht anzunehmen, daß letztere früher weniger zahlreich gewesen seien. Die Dreihundert bilden also noch nicht 1 % der Gesamtheit. Was ist aus den 99 % geworden? Sie verkümmerten meistens und verdarben mit ihren Führern, weil die in ihnen schlummernden Kräfte nicht geweckt, ihre Hände nicht geübt und ihre Ehrbegriffe nicht entwickelt, sondern ertötet wurden. Das ist der Fluch des Bettels auf der einen, des Asylunwesens auf der anderen Seite.

Da kam Valentin Haüy, damals Uebersetzer im Ministerium des Auswärtigen. Eines Tages machte er einen Spaziergang durch eine der Anlagen von Paris. Eine Volksansammlung am Eingange eines Vergnügungslokales zog seine Aufmerksamkeit auf sich. Er trat hinzu, um zu sehen, was in so hohem Grade die Heiterkeit der Pariser errege. Da erblickte er eine sonderbare Maskerade. An langen, mit Noten bedeckten Pulten standen Männer mit Schellenkappen auf den Köpfen und riesigen glaslosen Brillen aus Pappendeckel auf den Nasen und entlockten allen möglichen Instrumenten, die sie natürlich nicht zu spielen verstanden, eine schauderhafte Musik. Es waren Blinde, natürlich nicht aus der Zahl der reichen „Brüder“ und „Schwestern“, sondern einige von den 36 700, denen sich die Pforten des Klosters nicht geöffnet hatten.

Empört über diese abscheuliche Szene, welche so viele Pariser belustigte, ging Valentin Haüy weiter. Unterwegs fragte sich der edle Mann: Sollten diese Unglücklichen, die man zum Spott der Leute auf so abscheuliche Weise mißbraucht, nicht befähigt werden können, ein Instrument wirklich zu spielen? Sollten sie nicht im stande sein, ihre Hände zu einer nützlichen Arbeit zu brauchen? Sie erkennen die menschliche Stimme. Sollten sie nicht ein do von einem sol unterscheiden können? Sie erkennen die Dinge des täglichen Gebrauchs an den Formen. Sollten sie ein a mit einem f verwechseln? Sein Entschluß war gefaßt. Er hatte seine Lebensaufgabe gefunden. Die erste Blinden-Unterrichts- und Erziehungsanstalt war im Geiste geboren.

Erhebung der Blinden zur Menschenwürde durch Erziehung und Unterricht, Förderung ihrer Selbständigkeit durch Nutz-

barmachung ihrer Kräfte, durch Arbeit, diese beiden Ideale bildeten künftig das Ziel seines ganzen Lebens und Strebens. Er ging sofort ans Werk, suchte einen Blinden, den er fortan in seinem Büro im Ministerium unterrichtete. Er lehrte ihn, bewegliche Lettern zu Wörtern zusammensetzen, also lesen, so wie heute der Schriftsetzer liest und setzt. Ferner unterrichtete er ihn im Rechnen und in der Erdkunde, so gut es eben gehen wollte. Eines Tages kramte Lesueur, so hieß der Blinde, in dem Papierkorbe, während Haüy an einer Uebersetzung arbeitete. Plötzlich fragte er seinen Lehrer, ob nicht ein F auf dem Zeitungsblatte stehe, das er in dem Korbe gefunden hatte. Er hatte richtig gegriffen. Die Buchstaben waren auf der Zeitung etwas tief eingeprägt und deshalb auf der Rückseite erhaben und tastbar geworden. So war denn auch der Blindendruck erfunden, der heute von jedem intelligenten Blinden als so große Wohltat empfunden wird. Seine reichsten Früchte hat dieser Gedanke allerdings erst in den letzten Jahrzehnten gezeitigt. Es muß hier gesagt werden, daß es schon vor Valentin Haüy einzelne gebildete, ja sogar gelehrte Blinde, gegeben hat. So ist er selbst jedenfalls durch die blinde Sängerin Maria Theresia von Paradies aus Wien, die zu seiner Zeit mit großem Erfolg in Paris auftrat, in seinen Bestrebungen bestärkt worden; durch diese hatte er auch Kenntnis erhalten von den Methoden, welche der Lehrer Niesen in Mannheim bei der Ausbildung des blinden Mathematikers Weißenburg angewandt hatte, Methoden, die sich ihrerseits wieder auf die Apparate des blinden Saunderson (gestorben 1739), Professors der Mathematik und Optik an der Universität Cambridge stützten. Auch Diderot's „Lettre sur les aveugles a l'usage de ceux, qui voient“ (London 1749) konnte ihm nicht unbekannt geblieben sein; hatte doch diese Schrift ihrem Verfasser einjährige Gefängnisstrafe im Turme zu Vincennes eingetragen. Es hatte sich aber bis dahin immer nur um einzelne bevorzugte und außerodentlich begabte Blinde gehandelt und nicht um die Gesamtheit derselben.

Erst Haüy ist für die Blinden geworden, was Pestalozzi für die Sehenden, der Gründer der Volksschule. Allerdings ist das Schulrecht für alle, das man bei den Sehenden auch Schulzwang nennt, im Jahre 1901 erst im Königreich Sachsen und im Kanton Bern anerkannt.

Die Blinden können eben den Tornister nicht tragen! Merkwürdigerweise schließt man aber die Mädchen, die doch auch noch nicht regimentiert sind, von dem allgemeinen Schulrecht nicht aus!

Ein Unikum dürfte aber doch das elsaß-lothringische Schulgesetzt sein, das überhaupt nur Vollsinnige und Taubstumme, nicht aber Blinde kennt, wohl weil keine Staatsanstalt vorhanden ist.

In Italien macht sich gegenwärtig, laut Mitteilungen, die auf dem letzten Kongresse in Mailand gemacht worden sind, eine lebhafte Strömung zugunsten des Schulrechts der Blinden geltend. Viele Deputierte und Senatoren scheinen für den Gedanken gewonnen zu sein. „Letzte werden erste sein!"

Valentin Haüy legte seine verbesserte Methode der kgl. Akademie vor, welche sie sehr günstig beurteilte; dann sammelte er etwa zwanzig Blinde um sich und unterrichtete dieselben, anfänglich ohne sie zu beherbergen (1784).

Am 26. Dezember 1786 wurde ihm gestattet, seine Zöglinge in Versailles dem König Ludwig XVI. und der Königin vorzustellen. Die blinden Kinder wurden vor dem Hofe in den verschiedenen Schulfächern geprüft und zum Schlusse durften sie ein Musikstück von Gossec auf verschiedenen Instrumenten vortragen; auch später wurde den Blinden öfter gestattet, bei der kgl. Tafel zu spielen. Haüy durfte nun hoffen, sein Werk für die Zukunft gesichert zu sehen. Er sollte sich vorläufig irren; denn er hatte seine Rechnung ohne den Wirt, d. h. ohne den Unverstand der Massen und den Eigennutz falscher Blindenfreunde gemacht. Man fand Haüy natürlich mindestens lächerlich, weil er aus Blinden etwas anderes als Asylisten, Faulenzer und Bettler machen wollte.

Partout comme chez nous!

Auch bei uns gibt es ja gescheite Leute, welche meinen, daß zur Leitung einer Blindenanstalt jeder Gevatter Schneider oder Handschuhmacher genüge. Ja, wenn es sich nur um die Versorgung von einigen müssigen Blinden handelte, wäre natürlich ein Koch die geeignete Persönlichkeit.

Die Revolutionsstürme zogen auch die Anstalt Haüys mit in den Strudel hinein. Die Zöglinge sangen nicht mehr in den Kirchen, sondern bei revolutionären Festen, machten Umzüge der „Sans-culottes" mit und führten Schauspiele von sehr zweifelhaftem moralischem Werte auf. Dies alles bewahrte

Haüy aber doch nicht vor dem Schicksale, als „verdächtig“ vorübergehend eingezogen zu werden.

Nachdem die Blindenanstalt von 1791—1793 mit der Taubstummenanstalt vereinigt (sie paßten natürlich zusammen wie der Backofen zum Eiskeller) und 1800 im „Hospice des Quinze-Vingts“ begraben worden war, erhielt V. Haüy 1802 von dem ersten Konsul Bonaparte, der die Idealisten nicht leiden konnte, seinen Abschied. Er gründete zwar sofort eine neue Privatanstalt (das „Musée des aveugles“) empfand es aber doch als Erlösung, als 1803 Kaiser Alexander ihn nach St. Petersburg berief, um dort eine Blindenschule zu gründen. So trug der im Vaterland verkannte Blindenapostel die frohe Botschaft von der Blindenbefreiung durch Blindenbildung in die Welt hinaus, wo seine Ideen fruchtbaren Boden fanden. Auf der Reise gelang es ihm, während eines längeren Aufenthaltes bei dem Augenarzte Grapenried in Berlin, den König Friedrich Wilhelm III. zur Gründung der ersten Blindenerziehungsanstalt auf dem Boden des neuen Reichs zu bewegen (1803) und in Dr. Zeune einen tüchtigen Leiter für dieselbe zu finden. Diese königliche oder staatliche Anstalt ist heute in Steglitz bei Berlin. In Wien, der Hauptstadt des alten Reichs, hatte schon zwei Jahre früher der aus Bayern gebürtige Jurist Johann Wilhelm Klein (Vater Klein), angeblich ohne von der Pariser Anstalt Kenntnis zu haben, die erste Blindenerziehungsanstalt auf deutschem Boden (das heutige k. k. Blindeninstitut) gegründet. Die Schweiz folgte schon 1809. Als Valentin Haüy 1817 in seine Heimat zurückkehrte, hatte er den Trost, sein Werk für alle Zeiten gesichert zu sehen. Tief mußte es ihn aber schmerzen, daß er die von ihm gegründete Anstalt, welche 1816 nach dem Sturze Napoleons wieder selbständig geworden war, nicht mehr betreten durfte.

Diese Anstalt hat alle Wechsel des französischen Staatswesens überdauert und nur jeweilen Namen und Farbe gewechselt. Seit 1846 ist die „Institution nationale des jeunes aveugles“ — so heißt sie jetzt amtlich — auf dem Boulevard des Invalides in einem schönen, großen Anstaltsgebäude untergebracht.

Die sehr gut dotierte Direktion derselben ist seit langen Jahren hohen Staatsbeamten vorbehalten.

Der erste Direktor, den ich gekannt habe, war ein früherer

Generalkonsul, sein Nachfolger ein alter Präfekt (Regierungspräsident) und Generalsekretär des Generalgouverneurs von Algerien, der dritte ein früherer Sekretär des Gefängniswesens im Ministerium. Die Direktoren sind eben nur Vertreter der Anstalt nach außen und administrative Chefs derselben; auf den Unterricht, dessen Leitung dem „Censeur" übertragen ist, üben sie keinen wesentlichen Einfluß aus.

Für die Vertretung einer Anstalt nach außen, besonders aber nach oben, sind akademisch gebildete hohe Beamte, die ihre persönlichen Beziehungen zu den höchsten Stellen für die Blindensache dienstbar und nutzbringend machen können, entschieden geeigneter als frühere Lehrer.

In Deutschland, Oesterreich, der Schweiz usw. sind die meisten Anstaltsvorsteher Volksschullehrer gewesen; andere sind aus dem mittleren und höheren Lehramt hervorgegangen und meistenteils ohne Routine an die Spitze von Anstalten gestellt worden. Wenn ich den Zeitraum der letzten zwanzig Jahre überblicke, glaube ich, sagen zu dürfen, daß die Anstaltsleiter letzterer Kategorie — nicht als methodische Kleinkrämer — aber als Leute mit weiterem, freierem Blick und höherer Bildung auch bei uns anregender gewirkt haben, als ihre Kollegen von der pädagogischen Pike. Diese Verschiedenartigkeit des leitenden Personals der Blindenanstalt hat, meines Erachtens, die gewaltigen Fortschritte, welche das Blindenbildungswesen in diesem Zeitraum gemacht hat, hauptsächlich bewirkt, das heißt, einen Wetteifer erzeugt, der vielleicht gefehlt hätte, wenn alle durch dieselbe seminaristische Schablone gedrückt worden wären. Deshalb könnten auch wir in den mitteleuropäischen Anstalten deutscher Zunge ganz gut sogar einen früheren hohen Beamten in unserem Kreise ertragen.

Ob einer „so gut" sein wird?

Doch kommen wir auf die „Institution nationale" zurück!

Dieselbe ist heute nur noch Musikschule; jede Handarbeit hat dort aufgehört.

Da man gerade in Paris am besten sah, was aus vielen von diesen „Musikern" wurde (die hervorragenden, die es zu etwas bringen, bilden auch dort nur die Ausnahme), hat Péphau die „École Braille" (Braille ist der Erfinder der überall eingeführten Punktschrift) z. Z. in Saint-Mandé, auf ganz anderer Basis gegründet. Diese sehr praktisch organisierte

Anstalt, in welcher der Unterricht vielleicht nur zu sehr dem Handwerke geopfert wird, ist vom Departement de la Seine übernommen worden. Im Alter von vierzehn Jahren sind dort sogar die Mädchen in der Regel schon Arbeiterinnen, haben also Schule und Handwerkslehre hinter sich.

Diese beiden Pariser Anstalten „Institution nationale“ und „École Braille“ — repräsentieren die beiden Extreme; ein sich der „École Braille“ bedeutend nähernder Mittelweg dürfte der richtige sein. Auf dem Pariser Kongresse „pour l'amelioration du sort des aveugles“ (1900) habe ich im Privatgespräch, namentlich von Ausländern, wiederholt die Aeußerung gehört: Die „École Braille“ ist für Frankreich die Schule der Zukunft. Unter allen Umständen steht sie den deutschen, österreichischen, schweizerischen, dänischen, russischen usw. Anstalten viel näher, als das Nationalinstitut, welches seinerseits im Londoner „Royal normal College“ völlige und in einigen italienischen Anstalten wenigstens teilweise Nachahmung gefunden hat.

Auch in Deutschland ist wiederholt der Versuch gemacht worden, eine „Hochschule“ für blinde Musiker zu gründen; derselbe ist aber an dem gesunden Sinne der Behörden und der Kongresse (gemeint sind hier die Blindenlehrerkongresse) gescheitert. Stellen bekämen sie doch keine, und Bettelmusikanten haben wir so schon genug.

Eine reine Musikschule, in welcher der Zögling jährlich zwischen dreitausend und viertausend Fr. kostet (von denen in Paris allerdings der Staat mehr als die Hälfte übernimmt), mag für musikalisch besonders begabte und reiche Blinde passen; eine „Volksbildungsanstalt“ für die Großzahl der Blinden kann sie aber nicht sein.

Heute bestehen in Frankreich achtundzwanzig größere oder kleinere Blindenerziehungsanstalten, die, je nach Geschmack, teils um das Nationalinstitut, teils um die „École Braille“ gravitieren. Zwei, die obigen, werden vom Staate und der Stadt Paris reichlich dotiert, andere sind auf sich selbst angewiesen und scheinen ein kümmerliches Dasein zu fristen. Das Nationalinstitut verschlingt eben, wie z. B. die „Quinze-Vingts“, so große Summen, daß für die Provinz nichts übrig bleibt.

So hat der französische Staat vor 1870 auch für die Blinden des Elsaßes gar nichts getan. Meines Wissens ist kein

geborener Elsässer in das Nationalinstitut aufgenommen worden. Aus der Selbstbiographie Herrn Köchlins geht hervor, daß diese Staatsanstalt noch 1857 in Mülhausen völlig unbekannt war. — Auch heute kennt man hier zu Lande allenfalls die „Quinze-Vingts“ und die neue „École Braille“; die „Institution Nationale“ ist aber nicht einmal dem Namen nach bekannt, sonst wäre unsere Anstalt als Lehranstalt, die sie laut Statuten von Anfang an sein sollte, wohl nie „Asile“ geheißen worden, denn alle französischen Lehranstalten nennen sich ausnahmslos „institutions“ oder „écoles“. Sie würden sich höflich bedanken, wenn man sie als Asyle ansehen und als solche bezeichnen wollte!!

Asyle sind Versorgungshäuser für Greise, chronisch Kranke, für Idioten, für bildungs- und arbeitsunfähige Leute jeder Art; bildungsfähige, blinde Kinder und junge Leute brauchen aber Schulen und Lehrwerkstätten, — und Unterrichtsanstalten sollen und wollen die heutigen Blindenanstalten sein. Der intelligente Blinde, der sich zur Arbeit befähigt fühlt, will auch nicht lebenslänglich versorgt oder „eingesperrt“ sein.

Wer Eltern, die unter Umständen ihre blinden Kinder gerne für immer „los“ wären, durch das Versprechen lebenslänglicher Versorgung lockt, ohne bindende Verpflichtungen zu übernehmen, treibt bewußt „Bauernfang“.

Nur um alte, arbeitsunfähige oder unwillige Blinde zu beherbergen und zu verpflegen, bedarf es besonderer Anstalten nicht unbedingt. Für solche hat man heute zur Not, wie für die vielen Unglücklichen aller möglichen Kategorien, die Bezirks-, Armen- und Krankenanstalten zur Verfügung. Für solche Blinde ist unsere Anstalt nie bestimmt gewesen.

Schon die ersten Statuten vom Jahre 1860 weisen ihr als Aufgabe die Ausbildung der Blinden und nach Möglichkeit — die Fürsorge für die aus der Anstalt entlassenen Arbeiter zu. Die Zeit des Aufenthalts in der Anstalt war beschränkt. Bildungsunfähige und kranke Blinde sowie erwachsene Mädchen also gerade diejenigen, welche eines Asyls, eines Zufluchtsortes, am ehesten bedurft hätten, waren von Anfang an von der Aufnahme ausgeschlossen. Mädchen wurden schon nach vollendetem 16. Altersjahre nicht mehr aufgenommen. Das Publikum wurde aber durch den landläufigen unrichtigen Namen, den es verstand und wörtlich nahm, irregeleitet und glaubte,

in der Anstalt ein Versorgungshaus und nur ein solches erkennen zu sollen. Der Unterricht, an dem sich allerdings keine pädagogisch vorgebildeten Personen beteiligten, wurde deshalb außerhalb der Anstalt als völlig nebensächlich, wenn nicht als überflüssig, angesehen. Wozu auch Blinde ausbilden, wenn man sie doch lebenslänglich im „Asyl" erhalten soll?!

Die irrtümliche Anwendung dieses Namens scheint übrigens bald erkannt worden zu sein, denn schon auf dem 7. Bericht, nicht sehr lange nach der Einsetzung des ersten Komitee und der Genehmigung der ersten französischen Satzungen, ist der Ausdruck „Asile" vom Titelblatte der Jahresberichte verschwunden und statutengemäß durch „Oeuvre evangelique des aveugles" ersetzt worden.

Die mittelalterlichen „Aveugleries" oder „Hospices" waren Asyle, die modernen Blindenanstalten sind es nicht.

Es will durchaus nicht heißen, daß nicht besondere „Heime" oder Werkstätten für ausgebildete Zöglinge, besonders für alleinstehende Mädchen, wünschenswert oder notwendig seien, um diesen die Nutzbarmachung des Gelernten zu ermöglichen, oder wenigstens zu erleichtern. Herr Köchlin hat schon vor dreiundzwanzig Jahren sehr eindringlich auf die Notwendigkeit einer solchen „Werkstätte" sagen wir, um verstanden zu werden, einer Fabrik mit blinden Arbeitern — hingewiesen, und ich bin seither nicht müde geworden, den Gedanken wach zu erhalten, wenn auch angesichts konfessioneller Sonderbestrebungen auf die Ausführung vorläufig verzichtet werden mußte. Auch wird das Bedürfnis einer solchen Einrichtung nicht anerkannt werden, solange man die der Anstalt durch die Statuten vorgeschriebene Aufgabe verkennt und der Meinung ist, daß nicht nur das „Heim", sondern sogar das Asyl für alte Blinde schon bestehe!! Inzwischen hat Madame Henri Schlumberger den ersten Baustein im Betrage von Mark 2000 für das „Heim" geliefert. Zurzeit beträgt der Heimfonds zirka Mark 3 3000.—.

Ein Asyl, d. h. ein Pfrundhaus für Müßiggänger, soll aber das „Heim" auch noch nicht werden!!

In neuester Zeit sind nun zwar auch einige wirkliche Asyle für arbeitsunfähige, alte Blinde gegründet worden — ob dieselben in Großstädten einem wirklichen Bedürfnis entgegenkamen, mag dahingestellt bleiben.

Ich habe bis jetzt nur von Frankreich und ganz nebenbei von unserer vor 1870 gegründeten Anstalt gesprochen, weil die älteste bestehende Blindenversorgungsanstalt vor 740 Jahren in Frankreich gegründet worden, und die Anregung zur Ausbildung aller Blinden von dort ausgegangen ist.

Wie schon weiter oben gesagt, haben die Bestrebungen Valentin Haüys, das „Spittel“ durch die Schule zu ersetzen, ganz besonders in Deutschland gleich fruchtbaren Boden gefunden.

Eine verhältnismäßig kurze Reiseunterbrechung in Berlin hatte mindestens so gute Früchte getragen, als achtzehnjährige Tätigkeit in seiner Heimat.

Der Prophet gilt nichts im Vaterlande! In der ersten Hälfte des abgelaufenen Jahrhunderts sind alle großen deutschen Anstalten (Berlin, zurzeit Steglitz, Dresden, Breslau, München, Ilvesheim, Hamburg, Frankfurt a. M., Düren, Soest, Königsberg, Stettin, Halle usw.) entstanden; andere sind ihnen in der zweiten Hälfte gefolgt. Heute beträgt die Gesamtzahl der deutschen Blindeninstitute oder Lehranstalten 31; mehrere von ihnen sind mit Beschäftigungsanstalten verbunden.

Dazu kommen zehn bis zwölf „Heime“ für ausgebildete, heimatlose Arbeiterinnen und auch Arbeiter, die in diesen ihren Lebensunterhalt verdienen sollen, drei oder vier Asyle für alte, arbeitsunfähige Blinde und zwei undefinierbare Gebilde, die sich bald so, bald anders nennen, je nach dem Verständnis oder Geschmack ihres Publikums. In den größeren deutschen Staaten und den Oesterreichischen Kronländern hat jede Provinz oder jedes Land eine bis zwei wohlgeordnete Lehranstalten für Rekrutierungsgebiete von einhalb bis sechs Millionen Einwohnern.

Die mittleren Staaten — Sachsen, Bayern, Württemberg, Baden, Mecklenburg — haben ein bis vier Lehranstalten, und die kleineren haben sich z. T. verbunden, um gemeinsam eine leistungsfähige Anstalt zu unterhalten (Thüringische Staaten, beide Mecklenburg, die Hansastädte usw.), mäßige Dezentralisation ist dem Blindenwesen günstiger, als ein Einheitsstaat.

Heute erhalten die Blinden in unseren Anstalten dieselbe Schulbildung wie in den Schulen der Sehenden. Es stehen ihnen, außer Bibelbüchern und Erbauungsschriften, die klassischen Meisterwerke der Literaturen aller Kulturvölker zur Verfügung,

die allerdings, wenigstens in Deutschland, fast alle erst in den letzten zwanzig Jahren in Blindenschrift übertragen worden sind. (Frankreich und England wohl auch Dänemark und die Schweiz waren den mitteleuropäischen Ländern auf dem Gebiete des Blindendrucks vorausgeeilt, sind aber heute mindestens eingeholt, wenn nicht überflügelt. Die Opposition gegen den Punktdruck (bis 1888) war daran Schuld.) Zahlreiche Lehrmittel für alle Unterrichtsgebiete ermöglichen den Anstalten einen gründlichen Unterricht in allen Schulfächern und zwar, wie ich früher einmal nachgewiesen habe, nicht nur in denen der Elementarschulstufe. Dies alles und ein Schriftsystem von früher ungeahnter Leistungsfähigkeit, ferner Schreibmaschinen für die Schrift der Sehenden, setzen den Blinden in den Stand, am Geistesleben seines Volkes teilzunehmen. Auch die berufliche Ausbildung wird so weit gefördert, daß die normal beanlagten, gesunden Zöglinge einer Blindenanstalt nach Abschluß ihrer Lehrzeit befähigt sind, selbständig zu erbeiten.

Wenn sie Schiffbruch leiden, so scheitern sie in der Regel weniger an eigenem Unvermögen, als an dem Unverstand und dem Uebelwollen ihrer sehenden Mitmenschen, die ihnen wohl ein Almosen, aber nicht eigenes Brot gönnen, die sie wohl beklagen und bejammern, aber gleichzeitig mißachten und von dem Wettbewerb mit sehenden Berufsgenossen — oft minderwertige Qualifikation — ausschließen. Noch ist es, trotz der vielen Christbaumkerzen, die alljährlich angezündet werden, finster in der Tiefe. Doch es werde Licht! und es muß endlich, endlich auch bei uns Licht werden! Geschehe es bald! Das walte Gott!

Professor **M. Kunz.**
Direktor der Blindenanstalt zu Illzach—Mülhausen.

(Gedruckt als Beilage zum 44. Jahresbericht der Blindenanstalt zu Illzach-Mülhausen im Elsaß 1901.)

Unter welchen Gesichtspunkten kann man von Blindenpsychologie sprechen?

Von Hedwig Schmittbetz-Godesberg.

Kürzlich hörte ich einmal die Bemerkung: „Die Blinden sind viel heimischer in der Welt der Sehenden, als wir Sehenden in der Welt der Blinden." Mit Anerkennung und Bedauern wurde das gesagt; Anerkennung dafür, daß dem Blinden ein solches Heimischwerden in der Welt der Sehenden möglich und in der Mehrzahl der Fälle gelungen sei; Bedauern darüber, daß die Sehenden mit Bezug auf die Welt der Blinden es lange nicht so weit gebracht haben. Sehen wir zunächst einmal ab von diesen „zwei Welten", deren Vorhandensein fast stets als selbstverständliche Voraussetzung gilt, wo von Sehenden und Blinden die Rede ist. Was der obigen Bemerkung zugrunde lag, war der Wunsch, in die vermeintlich so ganz anders geartete Welt des Blinden, in sein Denken und Fühlen einzudringen und von da aus sein Tun und Lassen, seine Neigungen und Leistungen zu verstehen. Was könnte wohl dem einzelnen Blinden wie der Gesamtheit derselben willkommener sein, als dieser Wunsch?!

Liegt darin doch Zweierlei, was für das Zusammenleben von Menschen, die unter verschiedenen Daseinsbedingungen stehen, so überaus wichtig ist: Einmal die Anerkennung der Berechtigung auf Lebensgemeinschaft, und — doch das macht man sich meist weniger klar — auch der Arbeitsgemeinschaft der Benachteiligten mit den glücklicher Gestellten; und dann liegt in jenem Wunsche die Geneigtheit der Sehenden, die Blinden in der durch ihr Gebrechen bedingten Eigenart ihres Wesens zu erfassen. Diese Geneigtheit oder dieses Entgegenkommen der Sehenden wird nur deshalb oft nicht recht gewürdigt, weil die irrigen Voraussetzungen, von denen die meisten Sehenden ausgehen, auf den Blinden unangenehm wirken. Um es kurz zu sagen: Der Sehende läßt sich von der undeutlichen Vorstellung

leiten, daß der Blinde „anders“ sein „müsse“ als der Sehende, er erwartet und sucht Unterschiede, was sich mehr oder weniger in seinem Verhalten dem Blinden gegenüber bekundet. Der Blinde dagegen möchte das menschlich Gemeinsame betont wissen und daraufhin behandelt werden.

Dieser Wunsch des Blinden und jene Erwartung des Sehenden führen, wenn man ihnen weiter nachgeht, auf die Frage zurück: Bestimmen Verhältnisse den Menschen, oder bestimmt der Mensch die Verhältnisse? Nun pflegen wir schon längst auch wissenschaftlich so zu arbeiten, daß zunächst die Erfahrung befragt wird, und aus dem, was sie an Material und Beispielen bietet, werden Schlüsse gezogen. In unserem Falle nun sagt die Erfahrung, wie unbefangene Sehende sie mit Bezug auf den Blinden immer wieder machen können: Zunächst „Mensch“, und erst dann „besonders bestimmter“ also „blinder“ Mensch. Daraus folgt als erstes, grundlegendes Ergebnis, als ein so selbstverständlich scheinendes und praktisch doch so leicht übersehenes Ergebnis: In der Hauptsache gilt auch für den Blinden die allgemeine Psychologie, und erst in zweiter Linie „Blindenpsychologie“, d. h. erst dann lassen sich die Abweichungen und eigenartigen Ausprägungen betrachten, wie sie die Blindheit hervorbringen kann, aber natürlich nicht überall in gleicher Weise hervorbringt.

Wie das Thema sagt, soll in der vorliegenden Arbeit versucht werden, die allgemeinen Gesichtspunkte zu geben, unter denen das Seelenleben des Blinden zu betrachten ist. Darum ist diese Arbeit nur eine Art Einleitung zu den folgenden Aufsätzen, oder, was vielleicht noch zutreffender ist, ein Verständigungsversuch über die hier in Frage kommenden grundlegenden Begriffe.

Da hat sich nun bisher ergeben, daß Blindenpsychologie wirklich theoretisch und praktisch als das angesehen und angewandt werden muß, was sie der Wortbedeutung nach ist, nämlich eine durch die Blindheit bestimmte besondere Art der Psychologie. Daraus ergibt sich die Frage: Was hat das objektiv Fehlende, das Nichtsehen, für eine Anzahl Menschen „subjektiv“ zu bedeuten, und zwar sowohl nach seiner Wirkung als auch nach seiner Wertung? Was das letztere angeht, so ist es gerade auf Grund der allgemeinen menschlichen Veranlagung auch der Blinden wohl ohne weiteres klar, daß die Wertung eine indivi=

duell verschiedene ist. Aber wie verhält es sich mit der Wirkung? Was das Auge für den Sehenden bedeutet, weiß jeder, auch wenn er es nicht zusammenfassend ausdrücken kann; an diesem Besitz gemessen, meint auch jeder zu wissen, was das Nichtsehen für den Blinden bedeuten müsse. „Wenn ich mir vorstelle, daß ich nicht sähe, daß es immer dunkel um mich wäre, daß ich mich nicht an Farben und nur so beschränkt an Formen erfreuen könnte, daß ich hilflos oder abhängig, in mancher Beziehung unfähig wäre, zu tun, was ich könnte, zu gehen, wohin ich möchte — wie arm, wie überaus arm würde mein Leben sein! Und so ist doch nun das Leben der Blinden beschaffen!"

So oder ähnlich spricht und denkt mancher Sehende über das ganze Leben, also nicht nur das Seelenleben der Blinden. Was das Letztere angeht, so muß ihm bei dieser Betrachtungsweise natürlich die Vermutung kommen, daß auch das Seelenleben des Blinden ein ganz anderes, inhaltlich anderes sein müsse als das des Sehenden. Fehlen doch schon beim blinden Kinde so viele Reize, die sein Seelenleben wecken und immer mehr bereichern, die dem sehenden Kinde Hände und Füße in Bewegung setzen, eben weil die Augen ein Ziel haben, das die Händchen greifen, oder auf das das Kind zugehen möchte. Muß da nicht — all das Gesagte beim herangewachsenen Menschen hinzugenommen — schließlich eine ganz andere Species Mensch herauskommen als der Sehende? Ja, wenn diese Erwägungen, in denen ganz unbestreitbar viel Wahres liegt, allein maßgebend wären! Doch von Erwägungen zunächst einmal ganz abgesehen, macht der Sehende ja meist die Erfahrung, daß der Blinde weder so unglücklich und hilflos, noch auch so „anders" ist, als er nach der Vermutung des Sehenden sein müßte. Eben dadurch, daß sich Erfahrung und Vermutung nicht decken, entsteht für den Sehenden, solange er den Blinden „nur" oder „vor allem" denkend erfassen will, ein Gefühl des Unbehagens. Denn so wird man es doch bezeichnen dürfen, wenn ein Mensch nicht recht weiß, was er eigentlich von dem anderen, für den er Teilnahme und Interesse empfindet, halten soll. Doch, wie gesagt, besteht dieses Unbehagen nur für das „Denken", denn im praktischen Leben, bei flüchtigen Berührungen sowohl als bei näherem Umgang mit Blinden ist schon mancher Sehende angenehm überrascht gewesen, daß der Blinde doch nicht so „anders" war, wie man meinte, voraussetzen zu

müssen, ja, daß man ganz vergessen kann, daß man es mit einem „Blinden" zu tun hat. Was der Sehende bei seinen Vermutungen oder Erwägungen über das Seelenleben des Blinden meist übersieht oder nicht genügend in Rechnung stellt, ist der Umstand, daß der Blinde, hineingeboren in die Welt der Sehenden, von diesen bewußt oder unbewußt für „ihre" Welt, also für die der Sehenden, erzogen wird, sodaß man schon deshalb den Unterschied von „zwei Welten", nicht machen sollte, ja, nicht machen kann! Namentlich im folgenden Aufsatz, der davon handelt, daß Sehende und Blinde sich einer gemeinsamen Sprache bedienen, ist näher darauf eingegangen, daß die Blindheit an sich, also das Fehlen der Sehfähigkeit, doch unmöglich ein besonders geartetes Seelenleben hervorbringen kann, sodaß also der Blinde nicht etwa infolge seiner Blindheit „ohne weiteres" ein anders geartetes Innenleben, ein anderes Weltbild und demzufolge sprachlich besondere Beziehungen dafür hat.

Was den Inhalt seines Seelenlebens ausmacht, das ist das Ergebnis seiner natürlich in verschiedenem Grade nach Betätigung, also auch auf das Erwerben von Vorstellungen drängenden Veranlagung und der Erziehung. Nun strebt aber die Blindenerziehung — wie alle Erziehung überhaupt — danach, den Zögling zu einem sittlichen Charakter heranzubilden, und dieses Ziel setzt eine möglichst allseitige Entwickelung und Betätigung sämtlicher seelischen und körperlichen Kräfte des Menschen voraus, sofern sie natürlich nicht jenem Erziehungsziel widersprechen. Was also die allgemeine Erziehung an negativer und positiver Arbeit, an Zurückdrängen und Unterdrücken, an Wecken und Pflegen zu leisten hat, das ist auch die Aufgabe der Blindenerziehung. Der Unterschied besteht nur darin, daß neben den allgemein menschlichen Aeußerungen (Eigenwille oder Wißbegierde des Kindes z. B.) noch Besonderheiten als Folge der Blindheit zu berücksichtigen sind. Diese Besonderheiten sind aber nichts durchaus Neues und in diesem Sinne „Besonderes", sondern sie sind Steigerungen oder Hemmungen einzelner Fähigkeiten event. auch der Gesamtveranlagung. Natürlich erhalten diese Steigerungen oder Hemmungen, diese besonderen Ausprägungen oder Auswüchse ihren Stempel durch die Blindheit, freilich oft nur daher, daß das blinde Kind von seiner Umgebung falsch behandelt oder vernachlässigt wird.

Denken wir uns ein blind geborenes oder ganz früh er-

blindetes, schwächliches Kind, dessen ganze körperliche und geistige Veranlagung vielleicht die Folge von Krankheit der Eltern oder Voreltern ist. Haben nun die Eltern weder Verständnis (Anregung zur Selbstbetätigung) noch Zeit für das Kind, so wird dieses wie eine Pflanze aufwachsen, der es an Licht und Pflege fehlt. Ist es ein geistig regsames, oder körperlich kräftiges Kind, oder trifft gar Beides zusammen, dann mögen sich wohl bei einem fast ganz sich selbst überlassenen Kinde allerlei wunderliche Erscheinungen zeigen, und zwar sowohl körperlich als geistig, beispielsweise zweckloses Bewegen der Hände, Arme und Beine, Drehen des Kopfes, Verziehen der Gesichtsmuskeln und dergl., oder aber das Kind stellt immer wieder, in einem Alter, wo sehende Kinder das nicht mehr tun, dieselben Fragen, hat eigenartige, oft an Blödsinn gemahnende Ausdrücke und Redewendungen; aber das alles sind doch, um auf das oben gebrauchte Bild zurückzukommen, nur wilde Schößlinge einer lebenskräftigen, aber nicht genügend gepflegten Pflanze. Ein Kind aber, das wenigstens eine geistig gesunde und regsame Veranlagung geerbt hat, (Körper und Nerven stehen oft zurück bei Blinden, ob als Folge von Vererbung, Vernachlässigung oder Ueberanstrengung, kann hier nicht näher erörtert werden) das zur Selbsttätigkeit angeregt und überhaupt richtig geleitet und erzogen wird, ein solches Kind wird hinsichtlich seiner Vorstellungen und seines Gemütslebens wohl Manches zeigen, was sich auf die Blindheit zurückführen läßt, aber es wird sich — im ganzen genommen — von anderen Kindern so wenig unterscheiden, daß diese selbst es zu ihren Spielen zulassen, soweit das in ihrer rücksichtslosen Kinderart möglich erscheint.

Daß ein blindes Kind im Verkehr mit sehenden Kindern manchmal auch recht unliebsame und schmerzliche Erfahrungen machen kann, hat ja nicht seinen Grund in der Blindheit, wiewohl es vom blinden Kind und seinen Angehörigen meist so empfunden wird, sondern die Blindheit ist nur eine der Veranlassungen, die die Unbeständigkeit, Rücksichtslosigkeit und den auf das Aeußere gerichteten Sinn der Kinder in die Erscheinung treten läßt. Allerdings muß das Folgende für den Verkehr eines blinden Kindes mit sehenden zusammenkommen: Die erste Anregung und Veranlassung wird von den Eltern oder Erziehern des blinden Kindes ausgehen müssen. Dann muß das Kind ein sehendes haben, auf das es sich stets verlassen kann,

(Geschwister oder Spielgefährten) und es darf körperlich — besonders bezüglich der Augen — möglichst nicht entstellt sein. Ist das blinde Kind außerdem noch an Geschicklichkeit oder geistigen Fähigkeiten manchem der sehenden Kinder gleich oder überlegen, dann besteht keine Gefahr, daß es von dem doch als so sicher geltenden kindlichen Instinkt als eine ganz andere Art Mensch oder Kind betrachtet und deshalb vom Verkehr ausgeschlossen würde. Gewiß, ein unbestimmbares Etwas wird das blinde Kind namentlich denjenigen sehenden Kindern gegenüber behalten, die es wohl sehen und kennen, aber nicht in persönliche Berührung mit ihm treten.

Alles Leiden, also auch der empfindliche Mangel des Nichtsehens, hat für unbefangene Gemüter etwas Ehrfurchtgebietendes auch da, wo diese Ehrfurcht sich nur als Scheu vor dem Fremden, Schmerzlichen äußert, wie es vor allem bei Kindern der Fall sein dürfte. Um das übrigens bei dieser Gelegenheit auch hier zu sagen: Ich glaube, daß es sich bei vielen Erwachsenen ähnlich verhält, ja, daß viele der recht taktlosen Aeußerungen (etwa über den Blinden in seinem Beisein) darauf zurückzuführen sind, daß das Fremde und als so schmerzlich Vorgestellte wie ein Druck auf ihnen liegt, und von diesem Druck müssen sie sich befreien, gleichviel, wie der bemitleidete Andere dabei wegkommt.

Wenn wir Blinden solche taktlosen Aeußerungen und wortreichen Mitleidsbezeugungen mehr unter jenem Gesichtspunkt ansehen könnten und außerdem daran dächten, daß der betreffende Mensch durch sein Verhalten sich selbst viel mehr charakterisiert, als daß er etwas Verletzendes in bezug auf die Blindheit oder den Blinden sagen wollte, dann würden wir beweisen, daß wir uns auch in diesem Stück in das Empfinden so vieler Sehender hineinzudenken wüßten, und daß wir unseren, freilich oft nicht leichten, Teil zum Verkehr zwischen Sehenden und Blinden auch da beitrügen, wo es gilt, für uns peinliche Eindrücke zu überwinden. Ganz ungesucht ergibt sich übrigens von hieraus ein Unterschied, oder besser, es zeigt sich eine im Seelenleben vieler Blinder besonders hervortretende Seite: Das stark ausgeprägte Gemütsleben, und zwar als durchschnittlich größere Empfänglichkeit für alles Gefühlsmäßige, und als größere „Empfindlichkeit“. Doch bevor von diesem oder anderen Unterschieden gesprochen

werden kann, bedürfen zwei schon berührte Punkte noch besonderer Erwähnung: Einmal ist gesagt worden, daß es sich bei vielen Blinden so verhält, also lange nicht bei allen! Dann kann es sich auf Grund des bisher Gesagten ja immer nur um einen Durchschnittsverkehr zwischen Sehenden und Blinden handeln. Daraus, daß die Blindheit durchaus nicht die gleichen Wirkungen bei allen Blinden hervorbringt, ergibt sich ein weiterer, mir für die Blindenpsychologie sehr wesentlich scheinender Gesichtspunkt. Wenn schon früher dargelegt wurde, daß die Blindheit steigernd oder herabmindernd wirke und zwar entweder auf einzelne Seelentätigkeiten oder auch auf die Gesamtveranlagung, so können wir jetzt einen Schritt weitergehen und sagen, diese Steigerungen oder Hemmungen ergeben unter den Blinden ausgeprägtere Gegensätze. Das läßt sich an der Hand von Beispielen auf allen Gebieten nachweisen, gilt also gleicherweise für das Innenleben der Blinden wie auch für ihre praktische Betätigung und ihr Verhältnis zu den Menschen. Wenn es natürlich auch Abstufungen und Uebergänge bei dieser Ausprägung der Gegensätze gibt, so scheinen mir die beiden Bezeichnungen „trotz der Blindheit" und „infolge der Blindheit" doch durchgängig anwendbar zu sein. „Trotz der Blindheit" ein Mensch von guter Allgemeinbildung oder mit genügenden Fachkenntnissen; mithin ein Mensch, dessen Vorstellungsleben durchaus nicht so arm ist, wie es nach der Meinung der meisten Sehenden sein müßte. „Trotz der Blindheit" ein Mensch, der sein Wissen und Können betätigt und der, wenn er dasselbe erreichen will, wie der Sehende, fast stets mehr Willensstärke, mehr Ausdauer und mehr an geistiger und körperlicher Kraft aufbringen muß. Trotz der Blindheit ein Mensch, der auch für diejenigen Schönheiten in Natur und Kunst, die ihm nur sehr beschränkt zugänglich sind, ein reges, liebevolles Interesse hat; erst recht aber für die Menschen, deren Wesen sich ihm erstaunlich schnell erschließt, sobald der Blinde nur davon frei ist, alles auf sich zu beziehen, mit Bezug auf sich zu denken und so mit getrübten geistigen Augen zu sehen. Dieses „mit Bezug auf sich" ist ja wieder etwas allgemein Menschliches, aber diese allgemein menschliche Veranlagung oder Neigung kann durch die Blindheit zu ganz bedenklicher Ausprägung kommen, sodaß sie eine Gefahr für alle Betätigungen und Beziehungen im Leben des Blinden bildet.

Die Kehrseite dessen, was einer trotz der Blindheit zu sein und zu leisten vermag, heißt: Besonders abgestumpft und teilnahmslos, willensschwach und einseitig, und doch auch wieder besonders anspruchsvoll, weil außerordentlich befangen im Ich-leben. Natürlich kann das letztere auch mit einem starken Willen verbunden sein und ist es oft gerade darum, wie einer der folgenden Aufsätze zeigen wird.

Bei dem allen beachte man wohl, daß Einschränkungen, Abstufungen und Uebergänge bezüglich des Wirkens der Blindheit zugegeben sind und dann, daß es sich da nur um ein Durchschnittsverhältnis handelt, also um den Durchschnitt der Blinden im Vergleich zu dem Durchschnitt der Sehenden. Schließlich ist noch zu bedenken, daß, wenn beim Sehenden und Blinden dieselbe Erscheinung vorliegt, darum noch lange nicht immer auf dieselbe Ursache geschlossen werden kann. Wenn ein Sehender um so manche Dinge und Erscheinungen der Außenwelt nicht weiß, so wird das bei ihm an dem Mangel an Interesse, Mangel an Zeit oder Gelegenheit zur Aneignung dieser Kenntnisse liegen. Das kann auch bei den Blinden so sein, aber es ist auch möglich, daß dieses „Nichtwissen" eine Folge der Blindheit ist. Denn während Zeit und Interesse für das Bereichern seines Wissens vorhanden wären, liegt es oft in der Natur der Dinge, daß sie seiner unmittelbaren Wahrnehmung nicht zugänglich sind. Man denke nur an das alles, wo Licht, Lichtwirkung, Farbe, Größe, Entfernung und dergl. in Frage kommen. Statt aller theoretischen Erörterung hier ein wirklich vorgekommenes Beispiel: Als Kind dachte ich mir den Regenbogen nicht stehend, sondern liegend, so ungefähr einen Halbkreis hoch in der Luft. Als ich nun das Schillersche Rätsel vom Regenbogen hörte, war ich, wenn ich mich recht erinnere, nicht etwa ein- für allemal gründlich belehrt, sondern nachdem ich mir über das „sonderbare" Rätsel einiges Kopfzerbrechen gemacht und eine früher sehend gewesene Mitschülerin befragt hatte, wodurch ich meiner falschen Vorstellung auf die Spur kam, war die alte Anschauung doch so mächtig, daß sie wieder platzgriff, bis abermals die Rede auf den Regenbogen kam, und ich mich der schon einmal berichtigten Vorstellung mit einigem Erschrecken über einen so alten Irrtum besann.

Auf Grund eines an anderer Stelle veröffentlichten Auf-

satzes bin ich darauf hingewiesen worden, daß ich dem Auge eine zu wichtige Rolle im Seelenleben einräume. Auch der Sehende müsse sehr viele seiner Vorstellungen, also sehr viel vom Inhalt seines Wissens, auf mündliche oder schriftliche Belehrung, auf Beschreibung, Vergleichung oder Abbildung gründen. Sicherlich ist hierin viel Wahres, auch wieder einmal vieles dem Sehenden und Blinden Gemeinsame! Aber hier, wo vom Sehen und Nichtsehen die Rede ist und von den damit verbundenen Möglichkeiten und Unmöglichkeiten, fragt es sich doch nicht, welche Vorstellungen die meisten Sehenden entweder aus praktischen Gründen oder infolge ihrer geistigen Beschaffenheit nicht auf dem Wege unmittelbarer sinnlicher Anschauung machen, sondern die Frage ist die, ob sie diese infolge ihres Sehens auf jenem Wege machen könnten. Und da liegen für den Sehenden doch ganz zweifellos viel mehr Möglichkeiten vor als für den Blinden.

Hier ließe sich noch Mancherlei sagen zum Beispiel über den Wert farbiger Bilder für den Sehenden und über den der Reliefbilder für den Blinden. Was sich aber auch sagen ließe, immer wieder würde es darauf hinauslaufen, daß der Blinde und Sehende als zwei Menschen daständen, die von verschiedenen Punkten aus auf das nämliche Ziel zustreben. Der Eine geht seinen Weg, namentlich im Anfang, mit der Selbstverständlichkeit des unbehinderten Wanderers; dem Anderen muß gerade anfänglich Mut gemacht werden, damit er sich überhaupt aufmacht, ein Stück seines mühsamen Weges zurückzulegen. Oft geht er wie ein Bergsteiger, oft auch wie einer, der ein Stück einer breiten, belebten Straße nicht ohne Führer durchwandern oder kreuzen kann. Andere freilich, nachdem sie der Führer mit vieler Mühe auf den Weg gebracht hat, bleiben abseits stehen oder am Wegrand sitzen, leisten wenig und erwarten viel, eben weil sie schlechter ausgerüstet sind, und weil das Wandern darum erst recht beschwerlich wird. Mit diesem Bild, das sich noch nach verschiedenen Seiten hin weiter ausmalen ließe, wenn es wie alle Bilder und Vergleiche ja auch in mancher Hinsicht unvollkommen bleibt, wären wir wieder bei den schon mehrfach erwähnten größeren Gegensätzen der Charaktere unter den Blinden angelangt.

Die Blindheit wirkt eben wie alles Schwere, tief Einschneidende im Leben, wirkt wie dieser Krieg nach zwei Seiten,

scheidet die Geister und zwar die Blindheit vor allem nach der Seite der Willensbetätigung, beziehungsweise Willenshemmung oder -Lähmung. Wirkt sie aber in zwei entgegengesetzten Richtungen, so schafft sie doch damit nichts Neues, sondern schafft und bildet innerhalb der allgemein menschlichen Veranlagung, und was dabei oft an seltsamen Gebilden herauskommt, das ist Kraft, der man nicht die rechten Bahnen gewiesen hat, oder das ist, sofern es nicht von vornherein als krankhaft angesehen werden muß, verkümmerte Begabung. Einseitig gesteigert oder verkümmert erscheint die Veranlagung aber nur deshalb, weil sie am allgemein Menschlichen gemessen wird.

Dieses aber muß der Ausgangspunkt und Maßstab bleiben auch für die Blindenpsychologie.



Was ist davon zu halten, daß sich der Blinde der Sprache des Sehenden bedient?

Von Hedwig Schmittbetz-Godesberg.

Bevor im Nachstehenden eine Beantwortung der obigen Frage versucht wird, sei bemerkt, daß hier unter Sprache nur das gesprochene und geschriebene Wort zu verstehen ist; denn die Mienen- und Geberdensprache, als bewußt und absichtlich gebrauchtes Ausdrucksmittel, liegt dem Blindgeborenen und früh Erblindeten fern. Was sich bei solchen Blinden von dieser Art der Sprache findet, ist weit weniger ein gewolltes Unterstützen dessen, was sie sagen, als eine Wirkung dessen, was sie hören. Doch nun zurück zu unserer Frage: Was ist davon zu halten, daß sich der Blinde der Sprache des Sehenden bedient? Dieses Thema mit seinen vielen Begriffen legt eine ganze Reihe von Betrachtungen und Vergleichen nahe, die aber hier nicht ausgeführt, sondern nur ihrem Gedankengang nach angedeutet werden können. Da ist zunächst der „Blinde" und der „Sehende", und diese beiden Bezeichnungen, ganz allgemein und begrifflich genommen, pflegen in der Regel in weit höherem Maße die zwischen beiden bestehenden oder vermuteten Unterschiede ins Gedächtnis zu rufen, als das vorhandene Aehnliche oder Gleiche. Wenn dann in dieser Verbindung noch davon die Rede ist, daß sich Beide der gleichen Sprache bedienen, so ist wohl der nächstliegende Gedanke der: Ist denn das überhaupt möglich? Sollte nicht die Sprache des Blinden von der des Sehenden natürlicher Weise so verschieden sein, wie das Vorstellungsleben Beider mit Notwendigkeit von einander abweicht? Aber in der Sprache Beider finden wir, wie sich Jeder durch Beobachtung leicht

überzeugen kann, keine so großen Abweichungen, als man glaubt erwarten zu müssen. Hierfür scheint mir die nächstliegendste Erklärung die zu sein, daß der im Vorstellungsleben Beider gewiß bestehende Unterschied qualitativ doch nicht von der Art ist, daß er eine große Abweichung in der Sprache hervorbringen könnte. Das Vorstellungsleben des Blinden steht an Zahl, an Vielgestaltigkeit der Bilder und an Deutlichkeit vieler unter ihnen bedeutend hinter dem des Sehenden zurück, der bei normaler Veranlagung und Ausbildung — beides setze ich auch für den Blinden voraus — bei viel reicheren Bildungsmöglichkeiten aufgewachsen ist. Wenn aber ein großer Teil des Unterschiedes zwischen einem Sehenden und einem Blinden darin besteht, daß dem letzteren manche Vorstellungen fehlen, oder daß sie bei ihm nur mittelbar und darum geschwächt vorhanden sind, während sie für den Sehenden gerade zu den wesentlichen Merkmalen eines Begriffes gehören, wie könnte man da annehmen, daß dieses Fehlen oder nur mittelbare Vorhandensein sprachgestaltende Kraft habe? Für mich ist Folgendes stets ein Beispiel dafür gewesen, wie unter veränderten Wahrnehmungsbedingungen nicht ein Fehlen von Vorstellungen, sondern ihr Vorhandensein der Ausdrucksweise eines Menschen ein eigenartiges Gepräge geben kann: Ein mit elf Jahren erblindetes Mädchen pflegte später von Personen mit wenig modulationsfähiger, matter oder halb heiserer Stimme zu sagen: „Der spricht so braun.“ Im Allgemeinen beweist dies eigenartige Beispiel, daß sich ein intelligenter Mensch eine Ausdrucksweise schafft, die nach seiner Meinung am deutlichsten die Wirkung wiedergibt, die ein Eindruck bei ihm hervorgerufen hat, gleichviel, ob diese Ausdrucksweise gebräuchlich ist oder nicht. Im Besonderen zeigt das Beispiel, daß nicht nur beim Sehenden, sondern auch beim Erblindeten, falls die Erblindung nicht in zu zartem Alter eingetreten ist, die durch das Auge vermittelten Vorstellungen stets die lebendigsten bleiben. Eben darum steht in dem angeführten Ausspruch zur Veranschaulichung einer Gehörs-Wahrnehmung eine im Gedächtnis zurückgebliebene Vorstellung aus dem Gebiet des Gesichtssinnes. Um aber nicht aus einem einzigen Beispiele zu schließen, möge hier noch ein zweites, ähnliches Platz finden: Als ich einmal unter blinden Kindern sagte: „Auch wenn man nichts mehr sieht, kann man doch merken, wenn man sich einem

größeren Gegenstande nähert", meinte ein zwölfjähriger Knabe, der vier Jahre vorher das Augenlicht gänzlich verloren hatte: „Ja, das klingt so dunkel." *) Also aus der „Fülle" einmal erworbener Vorstellungen, nicht aus dem „Mangel" an solchen ließe sich in erster Linie eine Umgestaltung der Sprache beim Blinden erwarten. Wie die obigen Beispiele aber zeigen, hat diese Fülle der Vorstellungen das „Sehen" zur Voraussetzung: bei Blinden aber, die nie gesehen haben, bei denen also dieser Reichtum an unmittelbar erworbenen Gesichtseindrücken fehlt, bei denen auch die Beziehung der einzelnen Vorstellungen zu einander in vielen Fällen wenigger lebhafte sind, liegt zunächst keine Veranlassung vor, sich eine eigene Sprache zu schaffen. Will nämlich der Blinde von dem sprechen, was ihm fehlt, so kann er es nur vergleichsweise und in Ausdrücken des Sehenden tun, wobei er dann freilich oft Worte gebraucht, die nur für ihn in Zusammenhang Bedeutung haben, während der Sehende die durch diese Ausdrücke bezeichneten Wahrnehmungen selbst gemacht hat.

Zu dem, was man dem Blinden als Ausgleich für jene Mängel gerne nachrühmt, gehört größere Gründlichkeit im Durchdenken des einmal Erfaßten; aber selbst da, wo dieser Vorzug wirklich vorhanden ist, — und überall ist dies durchaus nicht der Fall — wird dadurch die Sprache nicht in dem Maße verändert, daß sie ein Anrecht auf den Namen „Blindensprache" bekäme. Aber darf man denn nicht annehmen, daß die Welt des Blinden — ich denke jetzt an Blindgeborene oder in den ersten Lebensjahren Erblindete — eben wegen des Fehlens aller Vorstellungen, die nur durch das Auge vermittelt werden können, so ganz anders und eigenartig aussehen muß, daß ihm die Sprache des Sehenden nicht genügen kann?

Es ist wirklich sehr schwer, genau genommen sogar unmöglich, zu sagen, wie anders und eigenartig das Bild aussieht, das sich Blinde von der Außenwelt, von Dingen und Erscheinungen in ihr machen, die ganz oder in wesentlichen Zügen eben nur für das Auge da sind. Wie dieses Bild aussieht, das kann weder ein Blinder noch ein Sehender in allgemeingültiger

---

*) Auf das sogenannte Ferngefühl des Blinden, auf das hier zweifellos angespielt ist, wird an anderer Stelle näher eingegangen werden.
Dr. v. G.

Weise sagen; und wenn jemand, der von Kindheit an blind gewesen und dann sehend geworden wäre, darüber schreiben wollte, so wären auch dessen Ausführungen nur als Wiedergabe persönlicher Erfahrungen anzusehen, mit denen die anderer Blinder sich durchaus nicht notwendigerweise decken, sondern von denen sie in sehr verschiedenem Grade abweichen können; denn manche Blinde sagen ganz einfach, daß sie sich bei Ausdrücken wie „schimmern, glitzern, blenden, strahlen, flimmern, flackern und ähnlichem" nichts denken, während andere behaupten, der Blinde wisse recht gut, was mit solchen Ausdrücken gemeint sei. Vor allem sie selbst meinen, es recht gut zu wissen; was sie aber nicht wissen, weil sie noch nicht darüber nachgedacht haben, ist, daß die gemeinsame Ausdrucksweise beim Blinden und Sehenden noch keinerlei Bürgschaft für die gleichen Vorstellungen bei Beiden bietet. Wo aber ein Blinder einmal vom Sprachgebrauch abweichende Bezeichnungen hat, und selten genug ist das der Fall, da entsprechen sie eben individueller Auffassung, sind also durchaus nicht immer geeignet, Gemeingut aller Blinden zu werden. Dazu kommt noch das rein äußere Hindernis, daß die meisten Blinden vereinzelt, unter Sehenden leben, wodurch ein Fortbestehen der Sonderbezeichnungen zum mindesten sehr erschwert wird, und alle sprachliche Weiterbildung, auch wenn sie von einzelnen, und von diesen wieder bewußt ausgeht, bedarf ganzer Generationen, die das Ueberkommene lebendig erhalten und sich aneignen. Somit wäre denn wohl bewiesen, daß es den Blinden, wenn auch nicht gerade unmöglich, so doch sehr erschwert ist, eine eigene, sie und ihr Innenleben charakterisierende Sprache zu schaffen. Was nun die Blindenerzieher angeht, die ja namentlich in Deutschland fast ausschließlich Sehende sind, so ist das Bild, das sie sich vom Seelenleben des Blinden machen, nur zu leicht mit allzuviel Vorstellungen und Begriffen aus der Welt der Sehenden durchsetzt, als daß es Anspruch darauf erheben könnte, zutreffend zu sein. Also können auch Sehende die Sprache des Blinden nicht umgestaltend beeinflussen; sie können nur darauf achten, daß der Blinde Bezeichnungen für ihm durchaus unzugängliche Dinge und Erscheinungen nicht gedankenlos gebraucht.

So hätten wir denn bis jetzt gesehen, daß die Blinden keine sie von den Sehenden scharf unterscheidende Sprache haben können; aber sie brauchen sie auch nicht. Das mag nun zwar,

selbst nach dem bisher Gesagten, noch immer einigermaßen befremdlich klingen; doch wird eine kurze Betrachtung hoffentlich deutlich machen, daß dem wirklich so ist. Ein Sehender, für den es fast keine Tätigkeit giebt, bei der ihn das Auge nicht unterstützt, kann sich meist nur schwer mit dem Gedanken vertraut machen, daß es überhaupt möglich ist, und nach einiger Zeit anhaltender Uebung auch für ihn möglich sein würde, vieles mit Hilfe des Tastsinnes allein zu tun. Wie aber der Sehende den Tastsinn ebenso gut hat, nur in der Regel einen weniger ausgebildeten Tastsinn als man ihn bei der Mehrzahl der Blinden anzutreffen pflegt, so hat er auch in seiner Sprache eine Menge von Bezeichnungen für die Wahrnehmungen dieses Sinnes. Wie ferner beim Sehenden der Tastsinn in seiner Tätigkeit naturgemäß hinter dem Gesichtssinn zurücktritt, wie die durch den Tastsinn erworbenen Vorstellungen einerseits wegen der Beschaffenheit dieses Sinnes und der für ihn wahrnehmbaren Objekte, andererseits wegen der meist mangelhaften Ausbildung bei ihnen viel unvollkommener und weniger lebhaft sind: in demselben Verhältnisse stehen auch die Bezeichnungen für die Wahrnehmung der beiden Sinne. Aehnlich verhält es sich mit den Wahrnehmungen des Gehörs und mit den Bezeichnungen dafür. Tastsinn und Gehör, die beim Sehenden da, wo das Auge gleichzeitig tätig ist, nur eine sekundäre Rolle spielen, stehen beim Blinden naturgemäß an erster Stelle, weshalb denn auch für ihn Benennungen für die Wahrnehmung dieser Sinne viel wichtiger sind als für den Sehenden. Aber es sind doch immer dieselben Benennungen, die Beide gebrauchen, und so ergiebt sich auch hier, daß sich der Blinde und Sehende einer gemeinsamen Sprache bedienen können. Der Blinde nimmt mit der Hand nichts wahr, was der Sehende nicht auch fühlen oder doch sehen kann, er hört nichts, was ein feines Gehör des Sehenden nicht auch hören könnte.

Daß dabei der Eindruck, der dem Blinden durch die tastende Hand, dem Sehenden durch Hand und Auge oder auch nur durch das letztere vermittelt wird, nicht immer ganz derselbe ist, daß z. B. dem Finger kleine Unebenheiten manchmal viel wesentlicher erscheinen als dem Auge, auch das bedingt noch keine besondere Sprache für den Blinden, sondern nur ein Hervorheben jener wahrgenommenen Eigenschaften durch die in der Sprache vorhandenen Ausdrucksmittel. So kann man

also nicht nur sagen: es ist unmöglich, daß sich die Blinden eine eigene Sprache schaffen, sondern auch: für das, was der Blinde an Eindrücken der Außenwelt festzulegen hat, genügt die Sprache des Sehenden, wenn auch beim Blinden oft ein besonderes Betonen der Wahrnehmungen aller für ihn vorhandenen Sinne eintritt.

Mit diesen beiden Antworten wäre nun unser Thema eigentlich abgetan, wenn es nicht noch eine Erscheinung gäbe, die vielleicht einer weit ausführlicheren Darlegung bedarf, als alles bisher Gesagte. Denn der Blinde beschränkt sich nicht darauf, nur von dem zu sprechen, was er selbst mit seinen Sinnen wahrnehmen kann, er gebraucht auch recht oft Ausdrücke, die sich nur auf optische Empfindungen gründen. Noch häufiger kommt es vor, daß der Blinde, wenn er nicht selbst vom blauen oder bewölkten Himmel, vom klaren Bach, vom blendend weißen Schnee, vom Aussehen einer Person oder dergl. spricht, doch alle diese Ausdrücke als etwas hinnimmt, das auch er zu würdigen, das also auch er zu verstehen vermag. Aber macht sich der nicht Sehende, der solche Ausdrücke gebraucht oder der sie als etwas auch für ihn Verständliches betrachtet, nicht einer großen Unwahrhaftigkeit gegen sich selbst schuldig? Daß der Blinde in Poesie und Prosa, in Lektüre und im alltäglichen Leben immer wieder auf solche Ausdrücke stößt, sich also daran gewöhnt, daß er bis zu einem gewissen Grade gezwungen ist, sich der Sprache seiner sehenden Umgebung anzupassen, diese beiden Umstände allein können es doch wohl nicht rechtfertigen, daß er sich jener Wendungen bedient oder sie für verständlich hält und sie, wie schon mancher Blinde bezeugt hat, gar nicht entbehren möchte. Es gibt hier eben neben den mehr äußeren Veranlassungen noch eine innere Berechtigung, welche darin besteht, daß der Nichtsehende überzeugt ist, mit Ausdrücken und Wendungen wie den obigen entweder subjektiv wahre Vorstellungen zu verbinden, oder in der Sprache des Vollsinnigen den Ausdruck für objektive Wahrheiten zu haben. Was den ersten Punkt, die Ueberzeugung von den subjektiv wahren, oder besser gesagt richtigen Vorstellungen betrifft, so ist zunächst festzustellen, daß diese Ueberzeugung in der Regel nicht ein Ergebnis ruhigen, streng prüfenden Ueberlegens ist, sondern etwas, wovon der Blinde so durchdrungen ist, daß ihm ein

kritisches Nachprüfen weder nötig noch möglich zu sein scheint. Da aber beim Zustandekommen jener Ueberzeugung alle jene Tätigkeiten der Seele mitsprechen, die man bei der Ideenverbindung zu unterscheiden pflegt, wird es begreiflich, wie Blinde, ihnen selbst unbewußt, zu der Ueberzeugung kommen, daß auch die Bezeichnungen auf dem Gebiete der Gesichtswahrnehmungen für sie Inhalt und Leben haben. Zunächst ist nämlich zu bedenken, daß, wenn es auch gar vieles gibt, was nur mit Hilfe des Auges wahrgenommen werden kann, sodaß z. B. der Gesichtsausdruck einer redenden oder handelnden Person, die Farbe eines Gegenstandes, die Schönheit oder Furchtbarkeit einer Naturerscheinung für den Blinden nicht zu erkennen ist, so sind doch andere gleichzeitig vorhandene Eigenschaften, für gleichzeitig auftretende Erscheinungen an sich oder in ihren unmittelbaren Folgen auch für ihn wahrnehmbar. Wenn es z. B. heißt: Es ist heute trüb', so ist es freilich wahr, daß ein Blinder, der nie gesehen hat, und der auch keine Empfindung für hell und dunkel besitzt, aus sich, d. h. ohne darauf hingewiesen worden zu sein, nicht an den bewölkten Himmel und die wenig durchsichtige Luft denkt; sehr wahrscheinlich hat der Satz, „es ist heute trüb'" im Bewußtsein eines solchen Blinden viel mehr eine vorwiegend negative Bedeutung, wie etwa: Die Sonne, deren wärmende Strahlen man doch fühlen kann, scheint nicht, aber es regnet auch nicht. Das Positive der Vorstellung trüb' dürfte sich wohl auf das Allgemeinbefinden gründen, auf den Einfluß, welchen die Witterung auf den Körper ausübt. Fühlbar ist der Witterungsunterschied für Jeden, und bei manchen Menschen, Sehenden wie Blinden, wirken trübe oder regnerische Tage derart auf Befinden und Stimmung, daß bei ihnen die Lust zum Leben und zur Arbeit bedeutend herabgemindert wird. Sie selbst aber wissen oft genug keinen Grund anzugeben für den Druck, der auf ihrem ganzen Wesen lastet; sie fühlen bewußt nur ein allgemeines Unbehagen. Aber, wenn dann hellere, wärmere Tage kommen, dann leben sie wieder auf, und was dann auch der Blinde von der wohltätigen Wirkung eines solchen Wechsels empfindet, das mag dann wohl einen Menschen von der poetischen Begabung und der in mancher Hinsicht zum Philosophisch-Mystischen neigenden Veranlagung einer Helen Keller zu dem Ausspruch

veranlassen „von der unter der Schwelle des Bewußtseins eines Jeden schlummernden Erinnerung an die grünende Erde und die murmelnden Quellen". Das ist Helen Kellers Erklärung für das geheimnisvoll wohlige Sichverwachsenfühlen mit der großen, schaffenden Natur. Ich freilich (doch das ist eben nur eine persönliche Ansicht) möchte das Undefinierbare eines solchen Gefühls nicht gern zerstören durch die beschränkenden Bestimmungen „grünende Erde und murmelnde Quelle". Denn für den, der diese Worte liest oder hört, liegt die zweifelnde Frage zu nahe: Was weiß denn die Taub-Blinde von Grün und von Murmeln? Helen Keller selbst, die recht gut weiß, daß sie den vollen Sinn jener Worte nie erfassen kann, muß dennoch der Meinung sein, daß dieselben auch für sie etwas zu bedeuten haben, und von diesem Gesichtspunkt aus ist ihr Ausspruch eine Bestätigung des oben Gesagten. Weit entfernt davon, zu behaupten, daß der Blinde für ein Unterscheiden von Farben oder für ihre Wirkung auf ihn irgend eine unerklärliche Fähigkeit habe, die der Sehende nicht besitzt, glaube ich vielmehr, daß es sich folgendermaßen verhält, wenn der Blinde mit Namen von Farben auch Vorstellungen verbindet. Nehmen wir einmal den Begriff „grün". Ein Blinder, der, wenn er nur genügendes Interesse dafür hat, im Frühling immer irgendwo das allmähliche Hervorkommen von Gras und Blättern beobachten kann, bemerkt, wie zart und weich sich die kleinen Blättchen anfühlen und wie eigenartig und würzig sie oft riechen, hört immer und immer wieder vom grünen Gras, von grünem Blättern, oder überhaupt von jungem Grün sprechen, oder er hört einfach sagen: Es wird grün, es grünt alles. Wichtig sind nicht nur diese unpersönlich gebrauchten Ausdrücke, wichtig ist auch der Umstand, daß er mit einer Art Genugtuung und Freude, wie man sie wohl bei der Erfüllung eines langgehegten Wunsches empfindet, von dem Hervorbrechen des ersten Grüns sprechen hört. Denn gar oft schätzt er das für ihn nicht Wahrnehmbare nach dem Eindruck, den es auf das Gefühl macht.

Alle die angeführten Momente und vielleicht noch manche andere tragen dazu bei, daß sich beim Blinden ein ähnlicher Vorgang vollzieht, wie ihn die Sprache des Sehenden aufweist, wenn sie mit dem Ausdruck „das Grün" alle Pflanzen

und Pflanzenteile von grüner Farbe bezeichnet. Beim Blinden freilich tritt der Begriff der Farbe mehr zurück, in den Vordergrund des Bewußtseins aber treten alle jene Eigenschaften, die er an jungen wachsenden Pflanzen wahrnehmen kann. Diese Eigenschaften aber sind angenehmer Art; und wenn ein Blinder einen Sehenden sagen hört, das lichte, junge Grün sei so wohltuend für die Augen, so ist ja auch das etwas Angenehmes, also etwas, das sich mühelos in seine Ideenverbindung einfügt. Zu bedenken ist hier auch, daß recht viele Blinde noch Lichtempfindung haben, und aus eigener Erfahrung wissen, was hell und dunkel ist, das trägt doch auch dazu bei, ihren Farbenvorstellungen einigen Inhalt zu geben. So kommt er denn schließlich zu der Meinung, daß er gar wohl wisse, wie lieblich und erquickend das erste Grün sei. Zu dieser Annahme kommt er um so leichter, je erregbarer Phantasie und Gefühlsleben bei ihm sind, und je weniger er auf den Gedanken verfällt, seine so entstandenen Vorstellungen und Gefühle kritisch zu betrachten und sie mit denen gleich lebhaft empfindender Sehender zu vergleichen. Aehnlich wie mit dem „Grün“ verhält es sich mit dem Zustandekommen der Vorstellungen „himmelblau“, „kohlschwarz“, „blutrot“, „schneeweiß“; alle diese Bezeichnungen gewinnen Leben für den Blinden aus der Verbindung, in der sie gebraucht werden, und aus den Merkmalen, durch die sie ihm wahrnehmbar sind. Um bei dem letzt genannten Beispiel, dem Begriff „schneeweiß“ zu bleiben, so ist zu sagen, daß bei reichlich gefallenem lockerem Schnee manche Geräusche überhaupt nicht mehr zu hören sind, andere klingen so gedämpft, so entfernt und so fremdartig, daß der Blinde im Schnee viel unsicherer geht, als sonst auf festen, bekannten Wegen. Eine ähnliche, wenn auch nur sekundenlang andauernde Wirkung kann er nun bei manchen Sehenden bemerken, wenn an klaren Wintertagen die Sonne auf den Schnee scheint. Der Sehende sagt dann: Der Schnee blendet. Der Blinde bemißt die Bedeutung dieser Aussage nach der Wirkung, die er beim Sehenden wahrgenommen hat, und die in ihrem Ergebnis nicht sehr verschieden ist von dem, was er an sich selbst erfahren kann. Damit soll aber natürlich nicht gesagt sein, der Blinde vergäße, daß es sich beim Blenden um einen Vorgang des Sehens handelt. Er vergißt es nicht; aber es

ist ihm wie so manches andere nur „begrifflich" nicht „anschaulich" im Gedächtnis.

Bei einem Blinden, der nie eine Lichtempfindung gehabt hat, wird eine Farbe vielleicht nicht als Einzelbegriff gedacht werden können, sondern nur in Verbindung mit einem tastbaren Stoff oder Gegenstand, oder die Gedankenassociation, in welcher der Begriff auftritt, ist es, die auch ihm einigen Inhalt verleiht. Weiter trägt der Umstand, daß man einen weißen Gegenstand nur sehr vorsichtig und nur mit reinen Händen anfassen darf, weil eben fast jede Berührung Spuren hinterläßt, viel dazu bei, daß ihm „weiß" doch kein leerer Schall ist. Schneeweiß erscheint ihm dann nur als der höchste Grad von weiß und rein. Jedenfalls darf man überzeugt sein, daß es dem Blinden von Natur schwer wird, rauhe Gegenstände für rein und weiß zu halten. Sollten selbst Blinde diese Tatsache bezweifeln, so läge das eben daran, daß sie vergäßen, was ursprüngliche und was durch Erfahrung und Belehrung berichtigte Vorstellungen sind. Ein Beispiel mag diese Behauptung begründen; als ich einmal mit einer intelligenten erwachsenen Blinden über Farben sprach, sagte sie: „Gelb denke ich mir häßlich." Auf mein etwas verwundertes Warum? kam die Antwort: „Weil man sagt „Gelb ist der Neid." Als ich nach einiger Zeit auf diese Antwort zurückkam, meinte sie: „Aber ich weiß doch selbstverständlich recht gut, daß nicht alles „Gelb" häßlich ist; denn dafür höre ich zu Hause zu viel von Farben sprechen." Dieses Beispiel kann nicht nur als Beweis dafür dienen, daß die ursprüngliche Vorstellung durch das, was Blinde von Sehenden hören, teilweise oder ganz verdrängt wird, sondern es ist auch noch in anderer Weise zu gebrauchen, nähmlich als Ueberleitung zur bildlichen Ausdrucksweise. Um deren Stellung und Bedeutung im Vorstellungsleben des Blinden klar zu machen, darf ich wohl noch einmal von dem Begriff „rein" sprechen. Wäre dieser Begriff nur auf die oben angedeutete Weise zu gewinnen, so würde er freilich beim Blinden recht mangelhaft sein; dadurch aber, daß „rein" auch in übertragener Bedeutung gebraucht wird, ist dem Blinden die Möglichkeit gegeben, diesen Begriff viel deutlicher zu erfassen, als es sonst der Fall sein würde. Daß der Blinde ebenso gut wie der Sehende wissen kann, was „rein singen", „rein spielen" heißt, wenn ein Instrument „rein gestimmt" ist, wird ja

niemand bezweifeln. Hier hat er also den Begriff „rein“ ebenso vollständig wie der Sehende; ob es ihm dabei weniger als diesem zum Bewußtsein kommt, daß das Wort hierbei in übertragener Bedeutung gebraucht wird, wage ich im allgemeinen nicht zu entscheiden. Von mir selbst aber muß ich sagen, daß mir abstrakt oder bildlich gebrauchte Ausdrücke lange, erstaunlich lange als etwas ganz anderes erschienen, als wenn ich sie in konkreten und vor allem dem Auge wahrnehmbaren Beziehungen fand. Auch darüber will ich nicht urteilen, ob und in wieweit es während meiner Schulzeit versäumt worden ist, mich nachdrücklich genug auf den mehrfachen Gebrauch eines Wortes hinzuweisen. Möglich genug aber wäre es immerhin, daß es den meisten von Kindheit an Blinden ginge oder gegangen wäre, wie mir, daß sie Ausdrücke wie „eine leise fortglimmende Erinnerung, das Aufleuchten eines Gedankens“ und viele andere mehr dem Sinne nach wohl verstehen, daß ihnen aber die hier gebrauchten Bilder nicht zur Veranschaulichung des Gesagten dienen; ja, daß erst darauf hingewiesen werden muß, daß hier ein Bild gebraucht sei, das selbst einer Erklärung bedürfe. Für einen Blinden, der nie unter der Asche fortglimmende Funken, der nie das Aufleuchten eines Lichtes oder Blitzes gesehen hat, tragen von solchen Vorgängen hergenommene Bilder nur wenig zur Veranschaulichung bei; jedenfalls haben sie, die doch nur verdeutlichen und lebendig machen sollen, nicht den unmittelbaren Wert, welchen sie für den Sehenden haben können. Ja, es kann der Fall eintreten, daß dem Blinden wohl einmal das Abstrakte konkreter erscheint, als das Konkrete selbst. Darum wäre es wohl angebracht, einem von Jugend auf vollständig blinden Kinde Redewendungen wie etwa: „All sein Tun spiegelt seine lautere Gesinnung wieder“, so zu erklären, daß man es zuerst einen ihm geläufigen Ausdruck für „spiegelt wieder“ suchen läßt und erst von diesem dem Sinne nach verstandenen aus auf die Erklärung des darin gebrauchten Bildes eingeht. Wenn so die bildliche Rede da, wo das Auge allein die im Bilde gebrauchten Vorgänge vermitteln kann, für den Blinden nicht die veranschaulichende Kraft hat, wie für den Sehenden, so tut das doch im Bewußtsein des Blinden der Wahrheit des im Bilde Gesagten keinen Abbruch, denn nur Schönheit und Lebendigkeit der Sprache sind es, die ihm nicht voll zum

Bewußtsein kommen. Gewiß, Schönheit und Lebendigkeit der Sprache können dazu beitragen, Wahrheiten deutlicher zu machen; aber sie sind nicht unbedingt erforderlich für ihr Verständnis, und dann fehlt dem Blinden doch auch nicht jedes Verständnis für Bilder in der Sprache, sondern nur das Verständnis für solche aus dem Gebiet des Sehens ist erschwert. Dennoch haben eben diese Bilder für manchen Blinden eine eigentümliche Anziehungskraft. Vieles von dem, was der Sehende von der Welt, von ihren Gegenständen und Erscheinungen aussagt, klingt ihm mit Rücksicht auf die Unmöglichkeit, dergleichen selbst zu erfahren, so märchenhaft, ist andererseits doch wieder von so überzeugender Wirklichkeit, (die subjektive Färbung alles menschlichen Vorstellens kommt hier nicht in Betracht) daß diese beiden Seiten, das Wunderbare und das Wirkliche, eine gleich starke Anziehungskraft auf den Blinden ausüben, und in ihm den Wunsch erwecken, diese Welt so kennen zu lernen, wie sie ist. Aus diesem Wunsch und aus der Art, wie er hervorgerufen worden ist, erklärt sich denn auch das Interesse, das manche Blinde für allein Sichtbares (etwa der gestirnte Himmel) nur da haben, wo ihnen selbst die mittelbare Anschauung versagt ist, wo sie weder den Gegenstand oder die Erscheinung noch auch das Bild Beider durch eigene Anschauung kennen lernen können. Aus den gleichen Gründen wird es weiter verständlich, daß es vielen Blinden, deren Interesse überhaupt so weit geht, ganz natürlich erscheint, daß auch sie Tatsachen aus der Welt des Sehenden in der Sprache des Sehenden wiedergeben. (Man denke etwa an die Besprechung eines Gemäldes.) Freilich, so lebendig wie sie dem Sehenden sind, können diese ausgesagten Wahrheiten dem Blinden niemals sein; aber das liegt an ihm, nicht an der Beschaffenheit jener. Darum glaubt sich auch ein vollständig Blinder berechtigt zu sagen, daß eine Flamme leuchte; und doch könnte es vielleicht auch noch anderen Blinden, die allmählich den geringen, überhaupt noch vorhandenen Grad von Sehvermögen verloren haben, vorkommen, daß sie selbst eine so geläufige Vorstellung im alltäglichen Leben einmal vergessen. Mir wenigstens ist es so ergangen. Beim Anzünden des Gasherdes fiel mir eines Tages plötzlich ein, daß ich mir keine leuchtende Flamme vorstellte; ich dachte immer nur an die Wärme. Und doch habe ich bis zu meinem zwölften Jahre soviel gesehen,

daß ich mehr Dinge als eine Flamme aus eigener Anschauung kannte. Aber auch jetzt ist mir, als dächte ich mir die Flamme, jedenfalls die eines Gasherdes, die ich damals noch nicht gesehen hatte, nicht hell genug. So wird auch bei einem von Kindheit auf Blinden selbst bei geringer Lichtempfindung die Vorstellung eines Blitzes stets eine unvollkommene bleiben, nicht nur hinsichtlich der Helligkeit, sondern vor allem, was die Schnelligkeit der Bewegung angeht.

So beschränkt die Möglichkeiten eigenen Anschauens in vieler Hinsicht aber auch sein mögen, so beschwerlich die Umwege auch sind, auf denen der Blinde zu einem wenn auch matten Bild von allem nur Sichtbaren gelangt: Dennoch behalten lebendige Schilderungen desselben ihre anziehende Kraft für ihn, und zwar aus den oben genannten Gründen.

Wenn also dem Blinden in Fällen, in denen ihm eine eigene unmittelbare Anschauung unmöglich ist, die Sprache des Sehenden als Ausdruck von Wahrheiten gilt, für deren Bestehen es gleichgültig ist, daß sie von einer verhältnismäßig geringen Anzahl von Menschen nicht erkannt werden können, wenn andererseits für ihn die Sprache da, wo sie ihm Unzugängliches bezeichnet, doch einigen Inhalt gewinnt, aus den ihm wahrnehmbaren an den ihm bezeichneten Dingen und Vorgängen, aus der Verbindung, in der sie ihm entgegen treten, oder aus ihren Wirkungen, so braucht der Blinde sich nicht zu scheuen, sich mit dem Sehenden einer gemeinsamen Sprache zu bedienen, bezw. sie sich ruhig gefallen zu lassen. Vielleicht ist es aber gut, nochmals zu erwähnen, daß mit dieser Folgerung keinem gedankenlosen Gebrauch der Sprache seitens des Blinden das Wort geredet sein soll. Jedenfalls ist beim Unterricht und in der ganzen Blindenerziehung auch hinsichtlich der Sprache große Vorsicht geboten; denn wenn man schon bei sehenden Kindern sehr darauf achten muß, daß sie nicht Worte anwenden, ohne Vorstellungen und Begriffe damit zu verbinden, wieviel mehr ist es beim Blinden nötig, dessen Vorstellungen mühsamer erworben werden müssen und sich nicht so leicht reproduzieren! Sagt man dem Blinden dann außerdem noch, natürlich seiner Fassungskraft und der Gelegenheit entsprechend, daß er die Welt des Sehenden nie ganz erfassen kann, und lebt er sich mit zunehmendem Verständnis und bei eigener Erfahrung allmählich in diese Wahrheit hinein, dann erzieht man

ihn doch wohl zur Ehrlichkeit, zu einer Ehrlichkeit, die weiß, wo die Grenze liegt und die die Grenze anerkennen wird. Nur dadurch, daß man den Blinden möglichst zu denselben Zielen zu führen sucht wie den Sehenden, wenn auch oft auf anderen Wegen, daß man es ihm, der keine eigene Sprache haben kann, erleichtert, sich der Sprache des Sehenden bewußt zu bedienen, nur dadurch macht man ihn heimisch in der Welt des Sehenden, zu der er, selbst wenn er unter Blinden lebt, in so vielen unlöslichen Beziehungen steht.



Das Hauptinteresse der Blinden.

Von Hedwig Schmittbetz Godesberg.

Nichts erleichtert den Verkehr mit Menschen mehr, als wenn man weiß, wo ihre Interessen liegen. Selbstverständlich ist dabei der Wille, von diesem Wissen praktischen Gebrauch zu machen, Voraussetzung. Zum Glück besteht eben diese Voraussetzung in den meisten Fällen da, wo es sich um den Verkehr Sehender mit Blinden handelt. Aber das Wissen davon, was einen Blinden interessieren könnte, ist oft so mangelhaft, daß selbst der gute Wille Gefahr läuft, nicht anerkannt oder gar verkannt zu werden. Darum hat die Frage nach dem Hauptinteresse der Blinden große praktische Bedeutung.

Wenn nun in den beiden voraufgehenden Aufsätzen immer wieder und vielleicht auch für den Leser bis zur Ermüdung oft betont wurde, daß auch im Seelenleben des Blinden das allgemein Menschliche grundlegend und vorherrschend sei, so folgt daraus hinsichtlich der Interessen, daß diese ebenso verschieden sind, wie beim Sehenden auch, da sie ja mit der verschiedenartigen Veranlagung und Bildung des Einzelnen zusammenhängen. Ganz allgemein läßt sich vom Blinden also dasselbe sagen wie vom Sehenden, daß er sich nämlich für dasjenige am meisten interessiert, was sein Seelenleben nach der Seite der ihm eigentümlichen Veranlagung oder Neigung fördert.

Aber zu etwas Besonderem kommen wir, auch von dieser Uebereinstimmung ausgehend, dennoch gar bald. Weil nämlich beim Sehenden und Blinden das Seelenleben auf verschiedene Weise in Tätigkeit gesetzt wird (gemeint ist hier nicht das erste Erregtwerden des Seelenlebens, sondern ein Erregtwerden bei dem schon zu vollem Bewußtsein gelangten Kinde oder erwach-

senen Menschen), so liegen auch ihre Hauptinteressen auf verschiedenen Gebieten. Für den Sehenden sind Auge „und“ Ohr die beiden weiten Tore, durch die die Außenwelt einzieht; beim Blinden ist es „hauptsächlich“ das Ohr, wenn bei ihm auch die übrigen Sinne in der Regel stärker mitbeteiligt sind, als beim Sehenden. Die Möglichkeit, so viele Eindrücke aufzunehmen, wie es dem Sehenden seine fünf Sinne, besonders sein Auge und Ohr gestatten, schafft ihm die wesentliche Vorbedingung eines vielseitigen Interesses, wie es beim Blinden im gleichen Maße nicht denkbar ist. Man beachte wohl, daß hier von der durch das Sehen bedeutend vermehrten „Möglichkeit“ die Rede ist; von dieser machen aber die verschiedenen Menschen in sehr unterschiedlichem Maße Gebrauch. Das ist das Eine, worauf es hier ankommt. Der andere Punkt ist der, daß man, jedenfalls im Sprachgebrauch, unter „Interesse“ nicht nur jene ruhende, aber ausgeprägte Vorliebe eines Menschen für Gegenstände auf wissenschaftlichem, künstlerischem, sozialpolitischem, ethischem oder religiösem Gebiet versteht, sondern auch jene leicht erregbare, lebhafte Anteilnahme am Geschehenden, eine Anteilnahme, die nicht viel länger währt als der sie auslösende Reiz. Man denke sich, daß ein Blinder und ein Sehender durch belebte Straßen einer Großstadt gehen. Man setze bei Beiden eine körperlich nicht zu empfindliche, geistig regsame Veranlagung und eine gute Durchschnittsbildung voraus, und dann vergegenwärtige man sich, wie verschieden die von außen kommenden Eindrücke sind, und wie verschieden sie wirken müssen. Für den Sehenden ist alles Abwechslung und Leben: Die verschieden gebauten Häuser, die Schaufenster, die vorübergehenden Menschen, die so unterschiedlich in Aussehen und Kleidung und die alle in Bewegung sind, — und einen Menschen gehen „hören“, ist etwas anderes, als ihn gehen „sehen“ — Die vorbeikommenden Wagen aller Art und die Straßenbahnen. Der Blinde nimmt ja auch allerlei wahr, und mehr, als man zunächst denkt: Er merkt beispielsweise auch gleich, ob eine Straße schmal oder breit ist, merkt beim Durchschreiten derselben, ob die Häuser alle in einer Linie liegen, oder ob einige zurücktreten, ob freie Plätze und Vorgärten da sind. Eine enge und wohl gar belebte Straße wirkt auch auf ihn, also auch ohne den Gesamteindruck von vornherein, bedrückend, aufregend und ermüdend, während eine breite, viel-

leicht mit Bäumen bepflanzte Straße auch für ihn etwas Befreiendes und Beruhigendes hat. Aber das Leben auf den Straßen nimmt er fast nur in der Form von Geräuschen wahr. Die aber sind entweder so stark, daß sie unangenehm wirken, oder sie sind doch immer dieselben: Gehende Menschen und fahrende Wagen, und das wirkt abstumpfend auf das Interesse für die Umgebung. Gewiß, wie der Schritt eines Menschen ist, und was man von den Stimmen und Gesprächen der Vorübergehenden zu hören bekommt, das bringt, wenn man es wegen des Straßenlärmes überhaupt deutlich wahrnehmen und verfolgen kann, auch dem Blinden etwas Abwechslung und Leben; daß es aber wenig ist im Vergleich zu dem, was der Sehende in solchen und vielen ähnlichen Fällen hat (Gesellschaften, Ausflüge, Reisen), das wird doch jeder zugeben! Es kommt hier weniger darauf an, ob die Eindrücke, die der Sehende bei derartigen Gelegenheiten empfängt, für sein höheres Geistesleben wichtig sind, als darauf, ob er ein Stück Leben unmittelbar in sich aufnehmen kann, oder vielmehr, ob er sich als ein Glied in diesen lebenden Bildern fühlt, ob er also unmittelbar „interessiert" und beteiligt ist.

Der Blinde dagegen nimmt lange nicht so unmittelbar miterlebend Teil, wie der Sehende es tut, sofern er nicht aus irgendwelcher Veranlassung mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt ist. Das Teilnehmen des Blinden ist, wenn überhaupt vorhanden, viel mehr ein fragendes, vermutendes, Schlüsse ziehendes Denken. Dabei wird er auf manche stumme Frage, vielleicht hervorgerufen durch den Schritt oder die Stimme eines Vorübergehenden, vielleicht auch allein aus dem Denken des Blinden stammend, oft keine Antwort bekommen. Gewiß, auch dieses fragende, vermutende Denken, diese Schlüssseziehen aus andeutenden Geräuschen oder aus im Vorübergehen aufgefangenen Worten bedeutet Anregung für ihn, bewirkt also auch beim Blinden eine gewisse Anteilnahme. Nun ist es freilich auch hier so, daß diese Anteilnahme gar nicht bei allen Blinden vorhanden ist, und da, wo sie tatsächlich vorliegt, ist sie eben anderer Art als bei dem Sehenden: Sie ist nicht so unmittelbar, nicht so ergiebig, geht viel mehr durchs Denken, ist daher anstrengender und führt viel eher zur Ermüdung und zum Nachlassen. Dieses Nachlassen des Interesses tritt vor allem dann ein, wenn die Menschen in der Umgebung des Blinden sich

nicht unterhalten, wenn sie also das forschende Denken des Blinden nicht anregen. Aber nicht nur die Menschen in ihrem ihr Wesen verratenden Aussehen und Auftreten entziehen sich jedenfalls „zunächst“ dem Blinden viel mehr als dem einigermaßen geübten sehenden Beobachter, sondern auch so viel Naturschönheit, wie der Sehende sie auf Spaziergängen, bei Eisenbahnfahrten oder gar bei einer Tour im offenen Wagen oder mit dem Dampfer genießen kann, entzieht sich dem Blinden zum großen Teil. Wo — wörtlich und bildlich genommen — die Umgebung nicht redet, da zieht sich der Blinde in seine Gedankenwelt zurück, und was den Inhalt dieser Gedankenwelt ausmacht, das hängt wieder einmal mehr davon ab, was für ein Mensch nun gerade dieser betreffende Blinde ist, als davon, daß er nicht sieht.

Während sich der eine vielleicht gelangweilt fühlt, weil er keine Unterhaltung hat, bedrückt es den andern, daß man ihn überhaupt aufforderte, diesen Ausflug oder diese Vergnügungsfahrt mitzumachen, da er nun erst recht fühlt, wie er den anderen gegenüber zurückstehen muß. Nicht nur wehmütig gereizt, sondern tiefschmerzlich getroffen oder gar verbittert mag ein dritter dabei werden, und zwar wohl vor allem solche Blinde, die durch den plötzlich eingetretenen Verlust des Augenlichts vor noch nicht langer Zeit aus dem „vollen Leben“ herausgerissen worden sind. —

Es gibt aber auch Blinde, denen es in solchen Fällen genügt, unter frohen Menschen zu sein, die die Schönheiten der Natur recht genießen. Ja, zu erfahren, wie Menschen die Schönheit um sich her, die Schönheiten in Natur und Kunst, genießen, das kann einem diese Welt doch erst recht schön und reich erscheinen lassen, und das macht einem die Menschen, die so sehen und sich des Schönen so freuen können, doch erst recht lieb! Freilich, von den Menschen um ihn her muß da Viel ausgehen, sonst wird sich auch ein anfänglich interessierter, zur Anteilnahme bereiter Blinder in Gedanken von seiner Umgebung abwenden, oder auch er wird sich mit seinen stummen Fragen, wie etwa: „Du Mensch mir gegenüber, wie magst Du aussehen?“ „Du Welt um mich her, was magst Du gerade jetzt dem Auge zu bieten haben?“ vorkommen, als klopfe er an für ihn verschlossene Lebenspforten. Daß solch ein vergebliches Pochen dann bald aufhört, ist ja selbstverständlich. Aber eine

rege, eine ruhende und stets wache Empfänglichkeit für alles, was im weitesten Sinne „Leben" heißt, kann deshalb beim Blinden doch bestehen bleiben, trotz der Einschränkungen und erschwerenden Umstände, aufnehmend oder handelnd zu oder in diesem Leben zu stehen so, wie es dem Sehenden eben durch sein Sehen ermöglicht ist.

Wenn es also bisher den Eindruck erweckt haben sollte, als steuerten wir auf ein negatives Ergebnis los, so ist das doch nicht der Fall; nur allerlei für den Blinden vorhandene Beschränkungen und erschwerende Umstände sollten besprochen werden, und zwar um des Interesses Willen, das der Sehende am Seelenleben des Blinden hat.

Da hat sich nun bisher ergeben, daß das Leben mit der Fülle seiner Gegenstände und wechselnden Erscheinungen gewissermaßen beim Sehenden anfragt: Wofür willst Du Dich nun entscheiden? Welchem Gebiet willst Du auf Grund Deiner Veranlagung und Erziehung Dein Interesse zuwenden?

Beim Blinden aber verhält es sich anders, da ist viel weniger ein Schöpfen und Auswählen aus der Menge der ihn umdrängenden Dinge und Erscheinungen, als eine mehr oder minder große, mehr oder minder deutlich empfundene — — Leere. —

Je fühlbarer diese Leere ist, umso mehr besteht das Verlangen, den Widerspruch auszugleichen, der darin liegt, mehr Zeit und Gelegenheit zum Denken als durch das Leben gebotenen Denkstoff, ebenso viel Verlangen nach dem „Leben" zu haben wie der Sehende, aber weniger Gelegenheit zu unmittelbarer Beteiligung. Dazu reicht aber das nicht aus. Zum Ausfüllen einer solchen mehr oder minder großen Leere reicht aber das nicht aus, was dem Blinden im alltäglichen Leben durch das Ohr und die übrigen Sinne vermittelt wird, auch dann nicht, wenn es eine größere Vertiefung erführe oder wirklich einmal erfährt, als das vom Sehenden Wahrgenommene. Einem blinden Handwerker, der sein Gewerbe allein betreibt, einer Blinden, die sich mit Handarbeiten oder häuslichen Verrichtungen beschäftigt, ihnen allen bleibt während ihrer mehr oder minder mechanischen Tätigkeit Zeit genug, sich in Gedanken mit ganz anderen Dingen zu befassen. Eigene Erlebnisse geben zu selten und nicht lange genug Stoff zur Selbstbeschäftigung; daher müssen die Erfahrungen, Erlebnisse und Gedanken anderer

helfen, jene Leere auszufüllen. Das alles, was er dazu braucht, findet auch der Blinde in Büchern niedergelegt.

Bücher aber haben deshalb für ihn eine noch weit größere Bedeutung als für den Sehenden, werden noch mehr zu vertrauten Freunden, weil sich das Leben selbst dem Blinden nicht so voll und unmittelbar erschließt wie dem Sehenden, und weil es den Blinden jedenfalls sehr erschwert, ja, oft unmöglich gemacht ist, so vollen und unmittelbaren Anteil am Leben zu nehmen, wie es nicht nur dem Vollsinnigen möglich ist, sondern wie auch der Blinde es auf Grund seiner Befähigung und Ausbildung können würde.

Natürlich ist, wie für jedes Interesse, auch bezüglich der Lektüre des Blinden eine leichte Apperzeption Bedingung, sodaß also die Wahl des Stoffes vom Bildungsgrade des Betreffenden und von seinen Neigungen abhängig ist. Ein Sich-Einlesen auf Gebieten, von denen man zunächst denken sollte, daß sie beispielsweise einem Handwerker fernlägen, überhaupt das ganze Streben nach Weiterbildung, liegt einmal schon ganz allgemein im Geiste unserer Zeit; es wird aber, wie mir scheint, beim Blinden aus dem Verlangen nach „Leben" und nach Beteiligung daran noch besonders gefördert. Wo es sich weniger um ein Einlesen und Einarbeiten handelt als um ein „Folgenkönnen" beim Vorlesen, da wird man sagen können, daß der Blinde im allgemeinen weniger wählerisch ist bezüglich des Stoffes. Für ihn kommt es ja vor allen Dingen darauf an, „daß" seine Gedanken Nahrung finden. Als Beweis dafür, daß es sich in der Tat so verhält, will mir der Umstand erscheinen, daß es in Blindenanstalten und Heimen stets mit so großer Freude begrüßt wird, wenn es heißt: „Es wird vorgelesen!" Alle diese Zuhörer können doch unmöglich den gleichen Geschmack haben! Es ist auch kein kritikloses Zuhören, bleiben doch wohl gar Manche dem Vorlesen fern, weil sie der Stoff, oder die Art, wie er behandelt ist, nicht interessiert. Was aber die Meisten zum Zuhören lockt, das ist m. E. die Erwartung und der Wunsch, durch ein Stück fremden Lebens die eigene innere Leere auszufüllen. Die gleiche Erwartung und der gleiche Wunsch treiben auch viele Sehenden zum Lesen; der Unterschied besteht nur darin, daß es unter den Blinden eine verhältnismäßig größere Zahl ist, die einem inneren Bedürfnis durch Bücher und zwar durch ernstgehaltene Bücher

(gleichviel auf welchem Gebiet) zu genügen sucht. Auf die Gesamtheit der Blinden gesehen, ist freilich zu sagen, daß die Blinden keine „so" eifrigen Selbstleser sind, als man nach dem Vorstehenden vermuten sollte. Zwar steigt die Benutzungsziffer der Blindenleihbibliotheken erfreulicherweise alljährlich; die verhältnismäßig große Zahl für Blinde erscheinender Zeitschriften findet ihre Leser, und das ist ein gutes Zeichen für den Stand der geistigen Regsamkeit oder, wenn man lieber will, der Interessenbetätigung der Blinden auf den verschiedensten Gebieten. Aber es könnte und würde bezüglich des eigenen Lesens noch ganz anders stehen, wenn teils Zeit, teils mehr Wille, d. h. mehr Ausdauer da wäre, um es bis zu einer solchen Lesefertigkeit zu bringen, die das Lesen mehr als Genuß, denn als eine „Leistung" erscheinen ließe.

Aber da wären wir ja wieder bei der Willensfrage! Die ist hier natürlich nur deshalb berührt, weil sie von der Interessenbetätigung unzertrennbar ist. Mag es nun aber an Ausdauer (bei manchen Blindenberufen, wie Körbe flechten erhärten die Fingerspitzen, und das wirkt dann bei vielleicht geringer Lesefertigkeit überhaupt erst recht erschwerend) oder an Zeit fehlen: Jene ruhende Empfänglichkeit für das, was die Bücher zu geben haben würden, kann deshalb doch da sein und ist meiner Meinung nach in verhältnismäßig hohem Grade da. Freilich, zu dem andern kommen wir hier auch wieder, zu den an anderer Stelle betonten ausgeprägteren Gegensätzen unter den Blinden. Eben weil diese vorhanden sind, ist ein Verallgemeinern ganz besonders von Nachteil. Von der Mehrzahl der Blinden wird man aber sagen dürfen, daß Bücher sie, mehr noch als den Durchschnitt der Sehenden, zum Leben in Beziehung setzen sollen. Gar nicht nur zum Menschenleben, zu erdichteten oder wirklichen Schicksalen unbekannter Menschen, sondern zu allem, was es gibt und was in der Welt vorgeht, und was dem unmittelbaren Erleben des Blinden, sei es um der Blindheit selbst Willen oder aus Gründen des praktischen Lebens, nicht zugänglich ist.

Daß sich dabei das Interesse des Blinden z. B. nicht nur auf Naturerscheinungen, sondern auch auf Naturschönheiten bezieht, davon war schon oben in anderem Zusammenhange die Rede.

Hier wäre noch zu ermitteln, ob das, was auch der Blinde

an Naturschönheiten erleben kann, auf ihn nicht um so stärker wirkt, sodaß man auch hier behaupten könnte, was man sich und dem Blinden so oft zum Trost einreden möchte und sagt: Weniger, aber desto gründlicher und tiefer! — Auch hier heißt die Antwort: In manchen Fällen mag es so sein, indessen sicherlich nicht in vielen! Denn viel, sehr viel ist es, wenn ein Blinder bei den für ihn verringerten Möglichkeiten des Wahrnehmens und Beeinflußtwerdens schon dasselbe an Gefühlen und Stimmungen erlebt durch die Natur, wie ein empfänglicher Sehender. Wenn ein Blinder das erlebt, und wenn es Blinde gibt, die meinen, daß die Natur auf sie den gleichen Zauber und die gleiche Macht ausübe wie auf Sehende, so beruht das darauf, daß beim Einwirken der Natur ja zunächst der dem Blinden und Sehenden gemeinsame Hautsinn getroffen wird. Was sich dabei z. B. an wohligem Behagen, an rüstiger Frische, an lähmender Gewitterschwüle und an naßkaltem Unbehagen ergibt, das bleibt, bewußt oder unbewußt, die feste Grundlage für die aus den Wahrnehmungen der übrigen Sinne hervorgehenden Gefühle und Stimmungen. Ja, noch mehr: Es bleibt nicht nur die Grundlage, sondern verleiht auch den bestimmenden Gefühlston. Im übrigen verhält es sich mit der Freude des Blinden an der Natur wohl wie mit allem ästhetischen Genießen: Erst, wenn man auf das Schöne hingewiesen worden ist, zeigt es sich, ob ein innerer Sinn auf solche Hinweise antwortet, und der Blinde hat um so viel mehr Hinweise nötig, als die Möglichkeit des eigenen Wahrnehmens geringer ist als beim Sehenden. Wo also Freude an der Natur besteht bei einem Blinden, da muß Empfänglichkeit für Naturschönheit zugegeben werden.

Aber man muß auch zugeben, daß Menschen, und vor allem Bücher in Poesie und Prosa viel Hinweise gegeben und viel nachgeholfen haben. Was der Blinde an für ihn überhaupt nicht oder nur mittelbar Wahrnehmbarem gehört oder gelesen, und was bei ihm ein Echo gefunden hat, das trägt dann der von Geburt oder frühester Kindheit an Blinde in die Natur hinein, das weht und klingt ihm aus ihr entgegen. Vielleicht gar, daß er mehr klingen zu hören und wehen zu spüren erwartet, als ihm wird! Daß das Klingen und Wehen an sich, wie es ja auch der Blinde wahrnehmen kann, nicht das ist, was es in der schönen Schilderung, verbunden mit den Gesichtswahrnehmungen, dem Blinden zu sein schien; daß er,

um auf einen früher gebrauchten Ausdruck zurückzukommen, das anschaulich haben möchte, was er begrifflich und, wie wir hier wohl hinzufügen dürfen, fantasiemäßig hat. Gegründet ist sein Wissen und damit auch seine Fantasietätigkeit neben der eigenen Erfahrung auf das Naturleben und die Naturschilderung empfänglicher Sehender, vor allem der Dichter. Damit aber kommen wir auch hier wieder auf Bücher zurück.

Den meisten Blinden vermitteln Bücher so ziemlich alles: Kenntnis der Literatur, der Ergebnisse auf wissenschaftlichem und technischem Gebiet, der politischen Ereignisse usw. Natürlich erfährt auch der Sehende das Meiste über alle diese Gegenstände aus Büchern und Zeitungen; wie könnten sonst all die Druckwerke erscheinen, wenn sie nicht genügend Leser fänden? Aber der Sehende erfährt doch auch Vieles auf andere Art: Durch Vorträge, deren Verständnis durch Lichtbilder und Experimente oft in wirksamer Weise unterstützt wird; durch Theaterbesuch, durch Teilnahme an Versammlungen und Vereinen. Wenn nun auch nicht jeder Sehende, nicht jeder Beamte, Lehrer, Arbeiter usw. von allen diesen Möglichkeiten Gebrauch machen kann, so stehen sie der Mehrzahl der Sehenden doch entschieden eher offen, als der Mehrzahl der Blinden. An Zeit braucht es dabei den letzteren gar nicht immer zu fehlen, aber es mangelt oft an Gelegenheit. Hier ist es nicht die Blindheit selbst, sondern eine ihrer sehr fühlbaren Folgen, die den Blinden so oft hindert, an manchen Lebensäußerungen der Gesamtheit teilzunehmen. Freilich, je weniger der Blinde in seiner eigenen Vorstellung und in der der Sehenden eine Sonderstellung einnimmt, je mehr er sich also den Sehenden anschließt und von diesen als zu ihnen gehörig betrachtet wird, desto eher wird sich auch Gelegenheit finden, an Vereinen, Vorträgen und dergl. überhaupt am gemeinsamen Leben teilzunehmen.

Allerlei erschwerende Umstände, die für den Sehenden überhaupt nicht oder doch nicht in dem Maße in Betracht kommen, gibt es auch da. Um nur einmal vom Theaterbesuch zu sprechen, so gibt es auch hier Mancherlei, was nur geeignet ist, den Wert des Lesens oder Vorlesens für den Blinden zu erhöhen. Wer als Blinder ein Schauspiel hört, ohne es vorher gelesen zu haben, für den wird die Aufführung schwerlich ein unbedingter Genuß sein. Ja, selbst wenn er den Inhalt kennt, werden störende Geräusche, gleichviel ob sie aus dem Zuschauer-

raume stammen oder von der Bühne, (Plätschern eines Springbrunnens und dergl.) zu schnelles Sprechen ein größeres Mißbehagen erzeugen als beim Sehenden. Denn für den Blinden kommt ja noch der erhebliche Nachteil hinzu, daß er die Schauspieler nicht sehen und nicht aus ihren Mienen oder mimischen Gebärden Manches erraten kann, was ihm wörtlich entgangen ist. Die Wirkung, die ein Blick, eine Bewegung oder Stellung des Schauspielers ausübt, wo dadurch das gesprochene Wort unterstützt und erläutert wird, oder wo Worte nicht ausreichen: Diese Wirkung ist ja für den Blinden im Theater überhaupt nicht vorhanden, wenn sich auch im näheren Umgang mit Menschen auch von ihrer Mienen- und Gebärdensprache etwas ahnen, spüren oder gar wahrnehmen läßt, natürlich nur bei lebhaften Menschen; fast unerträglich werden alle diese Nachteile und Störungen bei einer Oper, deren Text der Blinde nicht kennt.

Aber die Musik? Sie übt ihre Wirkung aus, ganz gewiß; nur nicht die Wirkung, deren sie fähig wäre, wenn der blinde Zuhörer die Beziehungen zwischen Musik und Text gründlich kennte, wenn er, statt zu vermuten, „gemeßen" könnte. Gewiß tritt an Stellen, die in musikalischerr Hinsicht besonders ansprechend, fesselnd oder ergreifend sind, die Frage nach dem Text zurück, auch beim blinden Durchschnittshörer, und beim blinden Musiker wird das glücklicherweise erst recht der Fall sein. Dennoch bleibt auch für ihn oft ein unbefriedigtes „aber" bestehen.

Im Konzertsaal ist der Uebelstand des Nichtverstehens nicht so häufig, sodaß das Interesse dort nicht so leicht gehemmt wird. Bei Instrumentalmusik, Orchesterwerken oder Solonummern stehen der blinde und sehende Hörer bezüglich der Möglichkeit eines ungestörten Genießens einander fast gleich, zuweilen hat der Blinde sogar den Vorteil eines ungehinderten Genusses, da ihm Aeußerlichkeiten wie Haltung und auffallende Bewegungen des Spielers, unschöne Bogenführung, Eigenarten des Dirigenten usw. entgehen. Bedingung für ein ungestörtes Hören ist freilich auch beim Blinden, daß ihn sein eigener körperlicher oder seelischer Zustand nicht ablenken darf.

Da mag es nun den meisten Sehenden höchst erstaunlich erscheinen, daß der Blinde nicht alles Andere vergessen kann,

um mit ungeteilter Aufmerksamkeit zuzuhören, wenn Musik ertönt. Musik ist doch die einzige Kunst, in deren Heiligtum auch der Nichtsehende ungehindert eintreten kann. Müßte sie da nicht auf den Blinden wirken, wie die anderen Künste zusammengenommen auf den Sehenden? So mächtig und so nachhaltig? Ja, wenn es auf die Macht der Kunst allein ankäme! So aber geht es auch dem Blinden wie dem Sehenden: Der Macht der Kunst steht die leider oft so negativ wirkende Macht der Menschennatur gegenüber. Aber darum bleibt es doch dabei, daß die Musik diejenige Kunst ist, die für alle Blinde die größte Anziehungskraft besitzt, der also ein großes „Interesse“ der Blinden gehört. Auch solche Nichtsehende, die für Poesie, namentlich für Lyrik, wenig empfänglich sind, haben Freude an der Tonkunst. Von ihnen, wie von fast allen Blinden, die keine besondere musikalische Ausbildung erhalten haben, werden Chorwerke mit oder ohne Begleitung bevorzugt, auch dann, wenn deren Wiedergabe eine weniger gute ist, als die von Solonummern oder Orchesterwerken. Also Vereinigung von Musik und Poesie wird bevorzugt. Das ist indessen keine Sondererscheinung bei Blinden, ist nichts in dem Mangel des Augenlichtes Begründetes. Der Mehrzahl der sehenden Hörer geht es ebenso. Damit ergibt sich, daß auch da, wo eines der Hauptinteressen der Blinden liegt, kein wesentlicher Unterschied zwischen Blinden und Sehenden besteht. Ob aber nicht zwischen Beiden eine Differenz in der Nachhaltigkeit der Wirkung der Musik angenommen werden muß? Ich wage es nicht zu entscheiden, bin aber geneigt, diese Frage zu bejahen und zwar zugunsten des Blinden, der sich unter Umständen dem Einfluß der Musik ungeteilter hingegeben hat, der darum auch länger von der Erinnerung daran zehren kann. Es wird ja lange nicht immer eine Erinnerung an musikalische „Einzelheiten“ sein können, aber wenn nur die Erinnerung an den Gesamteindruck eines „musikalischen Schönen“ einige Zeit im Gedächtnis frisch bleibt, so hat die Musik dem blinden Durchschnittshörer geleistet, was sie ihm leisten konnte. Denn so groß ist die Macht der Erinnerung in ästhetischer Hinsicht doch nur in Ausnahmefällen (etwa bei besonders kunstbegabten Menschen oder schaffenden Künstlern), daß sie zu einer inneren Lebenskraft würde.

Um nur ein klassisches Wort anzuführen, so ist nach Goethe

eine solche Wirkung überhaupt nicht zu erwarten, denn: „Pietät und Pflicht müssen aufgeregt werden, und das vermögen Religion und Philosophie allein."

Ohne auf diesen Ausspruch hier näher einzugehen, darf man es doch wohl als durch die Erfahrung erwiesen ansehen, daß selbst für den Musiker, also auch den blinden, Musik allein, namentlich hinsichtlich der Nachhaltigkeit ihrer Wirkung, nicht imstande ist, über die Mühen und Oede der Alltäglichkeit hinwegzuhelfen. Wohl lassen sich diese Dinge beim Anhören oder Ausüben von Musik auf kurze Zeit vergessen, aber „vergessen" ist so wenig „überwinden", wie „fliehen" „besiegen" ist!

Was dem Blinden durch Bücher und was ihm durch die Kunst, vornehmlich die Musik, übermittelt wird, das sind alles nur Lebens-„Aeußerungen", das Gefühl, zum „Leben selbst" in Beziehung zu stehen, hat auch der Blinde erst im Umgang mit Menschen. Je stärker und vielseitiger das Interesse für die verschiedenen Lebensäußerungen ist, desto größer muß es doch für das „Leben selbst" sein, desto mehr muß es zu den Menschen hindrängen, den Urhebern all der Lebensformen und der Betätigungen des menschlichen Geistes. Auch hier kann ja ein großes Interesse und ein lebhafter Wunsch vorhanden sein ohne die Möglichkeit, beiden zu genügen. Wie groß das Bedürfnis nach dem Umgang mit Menschen ist, und ein wie weitgehendes Interesse ihnen die meisten Blinden entgegenbringen, das scheint mir am deutlichsten aus der Freude über einen unerwarteten Besuch hervorzugehen. Natürlich können sich Sehende ebenso, unter Umständen sogar noch mehr darüber freuen, aber daß für die meisten Blinden ein Zusammentreffen mit Menschen eine nachhaltigere Wirkung hat, glaube ich trotzdem bestimmt. Kinder reicher Leute freuen sich auch über Geschenke, besonders über unerwartete, sie freuen sich oft lauter und anscheinend herzlicher als arme Kinder. Wessen Freude aber in der Regel länger anhält, dürfte nicht schwer zu entscheiden sein.

In vielen Fällen, aber lange nicht in allen, werden von Blinden im Umgang ihre Schicksalsgenossen bevorzugt. Zwar bietet der Umstand, daß zwei Menschen „blind" sind, noch keine genügende Grundlage für gemeinsame Interessen, also auch nicht für nähere persönliche Beziehungen, wo aber ge-

meinsame Interessen wirklich vorhanden sind, da trägt die Tatsache der gemeinsamen Blindheit nur dazu bei, die Beziehungen um so fester zu knüpfen. Für die meisten Blinden müssen es jedoch Sehende sein, die etwas mitbringen, wie ein Stück anderen, volleren Lebens, das aber nicht als unverständlich und fremd empfunden wird.

Der Blinde kennt es ja etwas aus Erfahrung, vor allem aus seiner Lektüre, und nun möchte er erleben und wiederfinden, was er gelesen hat. Natürlich steht dieser Wunsch nicht überall und nicht so ausgeprägt im Vordergrund des Bewußtseins, aber als Verlangen nach dem „Leben" und nach Beteiligung daran ist er doch bei den meisten vorhanden.

Eben darin aber erblicke ich „das" Hauptinteresse der Blinden. Alles Andere, auch alle anderen Interessen, sind nur — und wie mir scheint — mehr als beim Sehenden, Mittel zum Zweck. Natürlich geht der Blinde dabei nicht stets auf dem vorstehend gekennzeichneten Wege. Oft pflegt er einseitig ein vielleicht von seiner beruflichen Tätigkeit weit abliegendes Interesse (etwa ein Handwerker oder Musiker ganz bestimmte technische Fragen) pflegt es so sehr, daß ihm das Ziel darüber aus dem Sinne kommt. Und doch bleibt auch das ein Teilhabenwollen am Leben.

Es kommt eben darauf an, was man unter „Leben" versteht, was einem das Leben des Strebens und Arbeitens wert erscheinen läßt. Weil es nun Menschen gibt, die arbeiten, weil sie „müssen" und um zu genießen, sei es in grob sinnlicher oder oberflächlich behaglicher Weise, weil weiter die Blinden ihrer allgemein menschlichen Veranlagung nach den Sehenden gleich — und also verschieden sind wie diese — so gibt es auch Blinde, deren Hauptinteresse auf ein mehr oder weniger fragliches Genießenwollen geht. Immer aber bleibt es ein Hineingezogenwerden oder ein Drängen zum „Leben"! Aber müßte man da nicht statt vom Haupt-„Interesse" vom Haupt-„Streben" der Blinden reden?

Sicherlich hat das Hauptstreben hier ebenso sehr sein weites Feld der Betätigung wie das Hauptinteresse, haben also die beiden hier ihren Geltungsbereich und Wirkungskreis; aber nicht etwa nebeneinander, sondern sich gegenseitig befruchtend. Was das Ursprünglichere oder früher im Menschen Erwachende ist, darüber sind Philosophen und Psychologen

sich auch heute noch nicht einig; eine gegenseitige Beeinflussung des Denkens und Wollens aber braucht nicht bewiesen zu werden.

Wenn Herbart sagt, daß ein vielseitiges Interesse nicht ohne vielfache Anfänge des eigenen Strebens denkbar sei, so ist dazu doch auch wieder zu sagen, daß das eigene Streben oft seinen Antrieb erhält von dem, was das Denken kennen gelernt und wofür es sich erwärmt hat. So geht es in all seinen Abstufungen und Wechselbeziehungen auch beim Blinden. Wie verschieden wirkt doch das, was blinden Schülern im Unterricht geboten wird, und was an sich sehr geeignet wäre, ein vielseitiges Interesse, ja, ein Verlangen nach Teilhaben an diesem Leben zu wecken! Am Einen gleitet es spurlos ab, der Andere seufzt darunter wie unter einer Bürde, „daß man das Alles lernen und behalten soll“! Ein Dritter findet es vielleicht nicht uninteressant, meint aber (entweder mit Bezug auf seinen späteren Beruf oder auf seine Blindheit), „für mich ist das später doch nichts“. Einen Vierten lockt all das Unbekannte, wovon er hört oder liest, und er findet es nicht nur interessant, sondern: „Schön muß das doch sein, das Leben selbst in all seinen Erscheinungsformen“. Und so etwas wie Sehnsucht regt sich, die hingehen möchte, das Leben in seiner Fülle selbst kennen zu lernen, die aber nicht glaubt, daß sie zum Ziele kommen würde. „Und ich gehe auch hin,“ heißt es bei einem Anderen, mehr in seinem ganzen Wesen, als in Worten heißt es so. Und er geht hin, vor allem zu den Menschen, geht auf einem oft erschwerten Wege. Und was ein Forscher sucht und sieht und findet, das lehrt er auch die Anderen sehen und lieben. Die meisten der ihm durch ihr Geschick Verwandten sind ja überzeugt von dem menschlich Gemeinsamen zwischen Sehenden und Blinden, sind davon überzeugt, daß auch sie als „Blinde“ mit hineingehören in diese Welt, obschon sie sich ihren Sinnen nicht so voll und unmittelbar erschließt wie den Sehenden, und obschon es für den Blinden viele, viele Beschränkungen in dieser Welt gibt hinsichtlich seiner Kräfteentfaltung und Betätigung. Sich aber dennoch einen Platz in dieser Welt erobern oder zu erarbeiten, vom Leben wissend, tätig mit im Leben zu stehen, dem gilt das Hauptinteresse und Hauptstreben der Blinden!

Wer sich zum Blinden stellt als zu einem Menschen, der in der Hauptsache Seinesgleichen ist, wer ihm einen der genannten Freunde bringt: Bücher (durch Vorlesen), Musik oder ein Stück Menschenleben, vor allem aber, wer ihm Arbeit anvertraut, ihn irgendwie mitarbeiten läßt an allgemeinen Aufgaben, der wird dem Blinden und sich selbst den größten Dienst erweisen, sowohl im Einzelfalle, als auch im Interesse der gesamten Menschheit!



Notwendigkeit, Gefahren und Hindernisse der Willensbildung beim Blinden.

Von Hedwig Schmittbetz-Godesberg.

„Unter allen uns bekannten Gewalten ist der Wille die größte.“ So beginnt H. St. Chamberlain seinen neuesten Kriegsaufsatz. Hier soll natürlich nicht die Berechtigung der Geltung dieses Satzes belegt oder bestritten werden, sondern hier soll er seine Anwendung auf das Leben der Blinden finden. Dies aus Beispielen des praktischen Lebens erweisen, heißt ja auch, in ein Stück Blindenpsychologie einführen.

Um es unter eine allgemeine Formel zu bringen, deren Gültigkeit man immer wieder bestätigt finden wird, kann man zunächst sagen, daß die Blindheit so manche Hemmung und Behinderung im Gefolge hat, die nur durch besondere Kraft, also im letzten Grunde durch besondere Willenskraft, überwunden werden kann.

Für den Sehenden sind Beispiele aus der beruflichen Tätigkeit der Blinden vielleicht am interessantesten. Nehmen wir einmal einen blinden Musiker, der sehende Schüler unterrichtet und außerdem an seiner Weiterbildung arbeitet. Beides ist ihm in den allermeisten Fällen nur unter Benützung der Braille'schen Notenschrift möglich, denn daß ein blinder Musiker Gelegenheit hat, sich alles „vorspielen“ zu lassen, was er sowohl für den Unterricht als auch für das Selbststudium braucht, ist eine große Seltenheit und bedeutet außerdem, wenn auch nicht nach der Meinung aller, so doch nach der Ansicht vieler blinder Musiker, gar nicht einmal das Wünschenswerte. Wünschenswert wäre wohl das Nebeneinander von Beidem: Das Kennenlernen der gerade in Frage kommenden Schwarzdruckausgabe und das Einstudieren nach der Punktschriftübertragung. Schade, daß so wenige Sehende eine

Ahnung davon haben, welche Anforderungen ein solches Einstudieren nach Punktschriftnoten an den Blinden stellt! Da muß man zuerst, mit der linken Hand lesend, die Noten der rechten Hand spielen und auf diese Weise ein Paar Takte oder einen Abschnitt auswendig lernen; dann umgekehrt: Rechts lesen und links spielen. Das für beide Hände so auswendig Gelernte wird dann ohne Hilfe des Buches — es sind ja keine Hände zum Nachlesen frei — zusammengespielt. Das ist eine Arbeit, von der ein blinder Knabe, der durch Vorspielen, also nicht einmal nach den mehr oder minder beschwerlichen Notenschriftzeichen, auswendig gelernt hatte, einmal meinte: „Das kann ich nicht, denn es ist mir doch nicht möglich, zwei Gedanken auf einmal zu haben.“ Natürlich hatte dieser Knabe als Anfänger noch kein Verständnis für das musikalisch Zusammengehörende. Aber schon, daß dieses Verständnis überhaupt notwendig ist, bedeutet eine viel höhere Anforderung, als sie an den Sehenden, der vom Blatt abspielt, gestellt wird.

Das ist an sich und wegen der sich dabei ergebenden Werte kein Nachteil. An sich nicht, da jede erhöhte Anforderung Uebung und damit Vermehrung der Kraft bedeutet; dann ergibt sich ein musikalisch tieferes Eindringen, als es dem Sehenden bei der geringeren Mühe des „Abspielens vom Blatt“ meist zuteil wird. Doch darauf kommt es hier ja nicht an, die Vor- und Nachteile auf der einen oder anderen Seite abzuwägen, vielmehr soll gezeigt werden, daß und inwiefern für den Blinden mehr Willenskraft und Willensanstrengung nötig ist. Und nun, um bei dem angeführten Beispiel zu bleiben, das Unterrichten sehender Schüler, wie vieles ließe sich da sagen! Um wieder nur von der Notenschrift zu sprechen, so ist zu bemerken, daß sich der blinde Lehrer fortwährend in eine Schreibweise hineindenken muß, die er zwar als erhaben dargestelltes System kennen gelernt hat, die aber für den praktischen Gebrauch nicht in Frage kommt. Nun könnte man es ja zunächst als bloße Gedächtnisarbeit bezeichnen, alle diese Zeichen zu behalten und sie dem Schüler im gegebenen Falle zu erklären. Aber es ist, wie bei allem Unterricht, mehr erforderlich als Erklären und Einprägen. Man muß sich in die Schwierigkeiten, die der Schüler beim Lernen hat, hineindenken, um sie so überwinden zu

helfen; man muß die Ursache eines Fehlers zu erkennen suchen, um mit dieser den Fehler selbst zu beseitigen. Wo diese für den Blinden hinsichtlich der Notenschrift des Sehenden doppelt erschwerte Denkarbeit geleistet wird, da liegt doch zweifellos eine große Willensspannung zugrunde: Der Blinde „will" verstehen, weil er als Lehrer dasselbe leisten möchte und muß wie sein sehender Kollege. Er „will" verstehen, obschon ihm dieses dadurch erschwert wird, daß er die Noten nicht in derselben Form vor sich hat, wie der sehende Schüler.

Eine andere Art der Willensbetätigung erfordert beim blinden Musiker das Erwerben der Treffsicherheit. Der Vollsinnige „soll" ja zwar nicht auf die Tasten sehen, wird es auch im allgemeinen kaum tun, aber wo bezüglich der Treffsicherheit besonders schwierige Stellen vorliegen, da wird doch zweifellos namentlich beim Einüben ein rascher, dem Spieler vielleicht selbst kaum bewußter Blick die Hand leiten. Dadurch aber verschwindet das Gefühl der Unsicherheit viel schneller als beim Blinden, ja, vermutlich ist es beim Sehenden gar nicht in dem Grade dagewesen, wie anfänglich beim Nichtsehenden. Dieser aber hat zweierlei zu überwinden: Die technische Schwierigkeit und sein stärkeres Gefühl der Unsicherheit, von dem er weiß, daß es ihn nicht so bald verlassen wird, weil er das erstrebte Ziel nicht so schnell erreichen kann. Da ist also jedenfalls in der Mehrzahl der Fälle mehr zähes Anhalten nötig, und nicht nur hierbei ist das so, sondern auch überall da, wo es sich um Handgeschicklichkeit irgendwelcher Art und um eine gewisse Sicherheit in Bewegung und Gang handelt. Was in allen diesen Fällen neben zäher Ausdauer in der Uebung am besten hilft, ist jene Art von Selbstvertrauen, wie sie entweder das Erbteil zuversichtlicher Naturen ist, die nicht viel überlegen, sondern wagen, oder es ist das Selbstvertrauen — das Sichzutrauen — wie es aus dem Denken und Wollen hervorgeht und wieder Antrieb zu Beidem wird. Man sagt sich: Das Geforderte muß auch für Dich erreichbar sein, darum wage, versuche, halte aus! Das „Müssen" wird zum „Wollen", weil der Wollende die Ueberzeugung gewonnen hat, „daß" das Ziel für ihn erreichbar ist. Wie würde die eine oder andere Art dieses berechtigten und notwendigen Selbstvertrauens beispielsweise vielen blinden Handwerkern zugute kommen! Sie arbeiten meist ebenso gut

wie ihre sehenden Berufsgenossen, arbeiten nur in recht vielen Fällen bedeutend langsamer und zwar mit dem mehr oder weniger klaren Gedanken, daß es ja gar nicht anders sein könne. Am gefährlichsten ist es, wenn Blindenerzieher von dieser Vorstellung ausgehen und wohl gar ein Maß der Geschicklichkeit und Schnelligkeit festlegen, das vom Blinden erreicht werden „könne". Gewiß, eine lange Erfahrung ergibt ein Durchschnittsmaß, und für manchen Blinden ist es schon tatsächlich viel, wenn er dieses erreicht; aber im ganzen genommen kann die Arbeitsfreudigkeit für den Lehrenden und der Eifer beim Lernenden doch nur dadurch wach bleiben, daß das Ziel hoch, wenn auch natürlich nicht zu hoch gesteckt wird.

Damit kämen wir von einigen Nachweisen dafür, daß beim Blinden der Wille in durchschnittlich höherem Maße in Anspruch genommen wird als beim Sehenden, auf die Bildung dieses Willens zu sprechen. Besondere, von der allgemeinen Erziehung abweichende Gesichtspunkte kommen dabei nicht in Betracht, sondern alle bei der Energieentwickelung in Frage stehenden Momente müssen bewußter betont, beziehungsweise muß vermehrte Gelegenheit zu ihrer Betonung geschaffen, und sie müssen zäher festgehalten werden. Das heißt aber nichts Anderes, als daß für den Blindenerzieher ein besonders fester, zuversichtlicher und liebevoller Wille nötig ist, durch den und an dem der Wille des Blinden selbst heranwächst. Der erste hierhin gehörende Punkt ist bereits genannt, daß sich nämlich der Erzieher ein hohes Ziel für seinen Zögling stecken muß. Ein hohes Ziel aber ist es, wenn er einen normalen Blinden durch Erziehung und Unterricht möglichst zu dem zu bringen sucht, was ein Sehender erreicht und leistet. Gelingt dies, dann hat der Lehrer und Erzieher des Blinden einen größeren Erfolg aufzuweisen als der eines etwa gleichveranlagten sehenden Kindes. Daß der Blindenerzieher ein in diesem Sinne hohes Ziel vor sich hat, (besondere Ziele mögen sich aus besonderer Veranlagung ergeben) daß er unter Umständen trotz anfänglicher Mißerfolge und späterer kaum merklicher Fortschritte an diesem Ziele festhält und dem oft willensschwachen, leicht verzagten Blinden zuredet, das ist ein für dessen Willensbildung sehr wesentlicher Punkt.

Freilich ist dies nur eines der Erfordernisse. Ein anderes

erblicke ich darin, daß dem blinden Kinde gerade in den ersten Lebensjahren bewußtermaßen Anregung gegeben, anders ausgedrückt, daß seine unwillkürliche und willkürliche Aufmerksamkeit absichtlich erregt werden muß. Warum, davon wird weiter unten bei der Besprechung der Hindernisse der Willensbildung noch die Rede sein. Erregt wird die Aufmerksamkeit des Kindes dadurch, daß man sich irgendwie mit ihm beschäftigt, und das muß mehr noch als beim sehenden Kinde bewußt und absichtlich geschehen. Man muß mit ihm sprechen, ihm etwas erzählen, vorsingen, es auf die Geräusche seiner Umgebung achten, Dinge betasten oder auf sie zugehen lehren und es somit, wie auch durch seine Spiele, zur Selbsttätigkeit anregen. (Anmerkung des Herausgebers: Vergleiche hierzu den Schlußaufsatz dieses Buches. Beide Arbeiten sind natürlich völlig unabhängig von einander entstanden.) Das alles findet seine Fortsetzung im Unterricht, von dem es auch hier gilt, daß er um so schneller und leichter arbeitet, wenn er an schon Vorhandenes anknüpfen kann, hier also an die geweckte „willkürliche" Aufmerksamkeit.

Auch auf die schon erwähnte Selbsttätigkeit, die eine starke Inanspruchnahme und Kräftigung des Willens bedeuten kann, wird im Unterricht immer wieder eingewirkt. Freilich ist es die Selbsttätigkeit in einer bestimmten Richtung, diese innezuhalten und das gesteckte Ziel zu erreichen, erfordert seitens des Willens sowohl eine starke Konzentration als auch Unterwerfung. Ohne die letztere, d. h. Gehorsam, der durch Ge- und Verbot in der Erziehung überhaupt noch viel mehr in Anspruch genommen wird als allein durch den Unterricht, ist keine Willensbildung möglich. Wird nun beim Blinden der Wille häufiger und stärker in Anspruch genommen, wofür sich viel mehr als die oben angeführten Beispiele anführen ließen, so ist bei seiner Willensbildung ein unbedingter, pünktlicher Gehorsam erst recht erforderlich. Hier ist nicht der Ort, allerlei erziehliche Winke in dieser Hinsicht zu geben. Erwähnt sei nur, daß von mir an einen Gehorsam gedacht ist, der vor allem in vermehrter, unter Umständen absichtlich herbeigeführter Gelegenheit zum „Tun" seine Anwendung finden soll. Zu Verboten bieten das Leben und die widerstrebende Menschennatur schon reichlich Gelegenheit, und besonders für den durch seine Blindheit in so mancher Hinsicht eingeengten

Blinden brauchen nicht noch besondere Einschränkungen durch Verbote gegeben zu werden. Nein, man stärke mit dem Gehorsam gleichzeitig sein Selbstvertrauen, indem man ihm oft Gelegenheit gibt, kleine Pflichten zu erfüllen! Dadurch bekommt schon das Kind nicht nur das frohe, willensstärkende Gefühl, auch etwas zu leisten, sondern es kommt auch unmerklich und ganz anders zu den Menschen (zur Familie, deren Freunde und Bekannten) in Beziehung, als wenn es so für sich dahinlebt und wartet, ob sich die Menschen mit ihm befassen. Dieses „unmerklich In-Beziehungkommen" ist deshalb so wichtig, weil es für recht viele der erwachsenen Blinden, besonders in den ersten Jahren nach der Anstaltszeit, eine Anstrengung bedeutet, sich an Sehende anzuschließen. Für den Einen mehr, für den Anderen weniger wird diese Anstrengung und Selbstüberwindung zwar bestehen bleiben, denn es gehört etwas dazu, sich unter zunächst fremden Menschen und in fremde Räume zu begeben! Aber schon darum ist ein in der Jugend gemachter Anfang so wichtig, weil durch Gewöhnung später ein Teil Willensanstrengung erspart werden kann.

Bisher war von Willensäußerungen die Rede, die alle das „Tun" fördern sollen. Wir Alle aber wissen, daß das Leben nicht nur Pflichten und Aufgaben bringt, die erfüllt werden müssen, sondern daß es auch recht oft ein Verzichten auf ein Tun fordert. Das ist eine Erfahrung, die alle Menschen machen, der Eine mehr, der Andere weniger; der Eine mehr im Kleinen, für das Ganze seines Lebens Belanglosen, der Andere in entscheidenden Lebensfragen. Daß der Blinde das aber viel häufiger erfährt, sowohl im Kleinen und Kleinsten wie im Großen, das ist einer der wirklich hervortretenden Unterschiede im Leben der Blinden. Denn als „wollen und nicht können", so könnte man die Folgen der Blindheit in vielen Fällen zusammenfassend charakterisieren. Um ein Bild zu gebrauchen, könnte man sagen: Der Blinde steht zwar mit im Leben, aber hinsichtlich seiner Bewegungsfreiheit (das Wort im weitesten Sinne genommen, also Betätigung eingeschlossen) kommt er sich selbst doch oft vor wie ein Vogel, den man mit seinem Käfig in den Wald gesetzt hat. Was da von Wille und Charakter gefordert wird, braucht wohl nicht im Einzelnen aufgezählt und ausgemalt zu werden. Als vom Leben gefordert und darum notwendig für den Blinden ergibt

sich auf der einen Seite die Bereitschaft, unter erschwerten Umständen und mit mehr Ausdauer zu den gleichen Zielen streben wie der Sehende, auf der anderen Seite ein häufiges Verzichten darauf, so zu leben, wie derselbe Mensch als Sehender es tun könnte und tun würde. Was das letztere anbelangt, so könnte man behaupten, die Blindheit sei eines der Mittel, die auf eine große Gelassenheit der Seele hinarbeiten sollen. Freilich, das Mittel muß bildungsfähiges Material, oder vielmehr bildungsfähige Kräfte vorfinden, und diese eben müssen durch Erziehung oder Selbsterziehung als religiös-sittliche Werte vom Blinden erworben worden sein, sonst gibt es Mißbildungen verschiedenster Art.

Da ist zunächst die Gefahr, daß ein starker Wille zum Eigenwillen oder Starrsinn werde. So Vieles hat mit Mühe erarbeitet, ja oft erzwungen werden müssen. Warum sollte nicht auch Dieses oder Jenes gehen, was man sich nun einmal vorgenommen hat! Es ist oft so, daß die durch Blindheit gesteigerte Zähigkeit des Wollens sich in Fällen betätigt, wo vom Standpunkt des vernünftigen, sittlichen Wollens aus anders gehandelt werden sollte. Da verleitet also die erworbene, gesteigerte Kraft zu ihrem falschen Gebrauch. Das heißt ja nicht, daß es notwendig so wäre, sondern daß, wie die Erfahrung zeigt, die Gefahr dazu besteht.

Eine andere Gefahr kann darin liegen, daß die Anforderungen des Lebens, die erschwerten Leistungen, die Verzichte, die Abhängigkeit von Anderen und die vielleicht ungenügende Unterstützung des eigenen Strebens auf einen von Natur schwachen oder nicht ausreichend entwickelten Willen lähmend, immer mehr entmutigend und abstumpfend wirken. Man traut sich immer weniger zu, fordert immer weniger von sich, und empfindet deshalb jedes Verlangen, wie es Menschen oder Verhältnisse an einen stellen, nicht nur als Last, sondern oft genug als unberechtigte Zumutung. Was die Erziehung einer solchen Gefahr gegenüber vorbeugend tun kann, beschränkt sich wohl darauf, das Kind zu ermutigen, ihm niedrigere Ziele zu stecken als den begabteren, willenskräftigeren Kindern, und das Erreichen des gesteckten Zieles mit besonderer Freude anzuerkennen. Das ist nun wiederum nichts, was außerhalb des Rahmens der allgemeinen Erziehungskunst läge; diese Art der Willensbildung wird für den Blindenerzieher häufiger nötig

sein, (die Gründe hierfür folgen weiter unten) als für den Erzieher sehender Kinder. Mit diesem öfteren Vorkommen jener Veranlagung wird eine ganze Anzahl Blinder charakterisiert, und eben darum findet das Ganze hier Erwähnung.

Charaktere, die sich von den Anforderungen des Lebens nicht mürbe und stumpf machen lassen, die auch keine unvernünftigen Pläne eigenwillig durchzusetzen streben, geraten oft in eine andere Gefahr. Mit dem teils durch die Verhältnisse geforderten, teils aus der eigenen Veranlagung sich ergebenden kräftigeren Wollen tritt der Wollende selbst in den Vordergrund, oder vielleicht richtiger in den „Mittelpunkt". Es ist doch immer ein „Ich", von dem als Leistung oder Verzicht etwas verlangt wird, und dieses Ich muß zu der Forderung Stellung nehmen. Je lebhafter dabei alle jedesmal in Frage kommenden Seelentätigkeiten arbeiten, um so mehr muß sich der Blinde seiner Sonderstellung namentlich in Rücksicht auf seine Willensentfaltung bewußt werden. Schon durch diesen Gegensatz tritt das Ich hervor. Schließlich kann es dahin kommen, daß — meist unbewußt — Alles nur noch mit Bezug auf dieses Ich gedacht und beurteilt wird. Das fängt oft damit an, daß der Blinde sich nicht vorstellen kann und erst recht sich nicht vorstellen „lernt", was der Sehende mit Bezug auf ihn sieht und was nicht, „wann" er etwas sieht und wann nicht. Beispielsweise schiebt ein Blinder seine leere Kaffeetasse hin in der Erwartung, daß das nun auch sofort bemerkt, und daß die Tasse sogleich gefüllt werde. Ist der Blinde irgendwo zu Gast, so wird man es ja vor lauter Aufmerksamkeit gar nicht bis zu diesem stummen (natürlich ungehörigen) Hinschieben kommen lassen, aber selbst in der Familie, wo man doch im allgemeinen ein Wort sagt, oder wo eines der Familienmitglieder fragt oder zusieht, kann es vorkommen, daß ein Blinder es dem oder den Sehenden ordentlich verdenkt, wenn sein stummer Wunsch nicht sofort bemerkt und berücksichtigt wird. Erst recht ist es dann da der Fall, wo ein Blinder etwa mit Anstaltsangestellten zusammenlebt oder unter Fremden wohnt. Daß, um bei dem obigen Beispiel zu bleiben, etwa die in der Unterhaltung begriffenen Personen seine Bewegung des Hinschiebens nicht gesehen haben, kommt einem solchen Blinden nicht so leicht in den Sinn. In der Regel ist er verletzt, daß die Sehenden, die doch

sonst „alles“ merken und aus der Entfernung wahrnehmen, ihm gegenüber so wenig achtsam und „rücksichtsvoll“ sind. Aehnlich geht es, wenn etwa sein Anzug nicht ganz sauber oder nicht ganz in Ordnung ist. Wird das von einem Sehenden bemerkt und dem Blinden gesagt, dann heißt es fast stets in solchen Fällen: Der und Der hat mich doch auch gesehen, der hätte mir das doch längst sagen müssen!

In einer solchen Auffassung könnte man ja nun vielleicht bloße Denkfehler erblicken: Der Blinde kann sich nicht vorstellen, was man so ohne Weiteres sieht; er weiß wohl, daß zum Sehen Aufmerksamkeit gehört, aber er überschätzt dennoch die einfache „Fähigkeit“ zu sehen. So verhält es sich ja auch zunächst, aber diese unzutreffenden oder ungenügenden Vorstellungen haben einen tieferen Grund: Ich, der ich mir in so vieler Hinsicht nicht selbst helfen kann, (im Beurteilen oder Tun) der ich also auf die Hilfe Anderer angewiesen bin, kann erwarten, daß mich die Anderen mit der notwendigen Aufmerksamkeit und Bereitwilligkeit unterstützen. Da verlangt man von Anderen, was besonders hinsichtlich willkürlicher Aufmerksamkeit und konzentrierten Denkens von einem selbst verlangt wird. Wo der Andere aber eine „Forderung“ oder gar den Tadel für ein nicht erfülltes Verlangen durchführt, ist er in den meisten Fällen verletzt und selten bereit, sich das sagen zu lassen, was er unter anderen Umständen vielleicht selbst sagen würde. (Anmerkung des Herausgebers: Vergleiche hierzu den Artikel „Sind Blinde im allgemeinen empfindlich?“) Hier kommt das alles ja nur insofern in Betracht, als der beim Blinden stärker in Anspruch genommene Wille, der zu seiner Verwirklichung auch ein stärkeres Inanspruchnehmen der übrigen Seelenfähigkeiten, vor allem des Denkens bedarf, die an ihn gestellten Forderungen als etwas Selbstverständliches auch auf Andere ausdehnt.

Der sicherste Schutz allen genannten Gefahren gegenüber, zu denen sich unter Umständen noch Mißtrauen und Verbitterung gesellen können, liegt in der richtigen Stellung zur Blindheit: Wer sie als gottgewollte Beschränkung ansieht, der wird Kraft finden für seine eigenen Leistungen und Verzichte, und er wird es lernen, für das Verhalten der Sehenden ihm gegenüber nicht den Maßstab des von ihm selbst Erforderten anzulegen. Zunächst wird dem Blinden das als ein Postulat

der Billigkeit und damit als Pflicht erscheinen. Allmählich aber wird er es erfahren, daß durch das Ueben dieser Pflicht das Leben erleichtert wird, und daß erst recht Anerkennenlernen und Nehmenkönnen auch und besonders für ihn nicht nur Pflicht ist, sondern eine tatsächliche Bereicherung des Lebens bedeutet. Denn „Die nicht zu danken verstehen, das sind die Aermsten". (Ebner-Eschenbach.) Damit ist sicherlich nicht gemeint, daß das immer oder vor allem ein Dank in Worten sein muß: Auch hier ist die Tat mehr wert und wirkt überzeugender als Worte. Unter dieser Tat aber verstehe ich ein Frohwerden über jede geleistete Hilfe und erst recht über die Gesinnung, aus der heraus der Sehende diese Hilfe im Kleinen oder Großen leistet. Wo aber ein Blinder kein oder wenig Verständnis für seine Lage und darum wenig oder keine Unterstützung findet, da sage er sich, daß die Blindheit eben, wie alles Schwere und tief Gehende im Leben, ein Prüfstein für die Menschen ist, so daß ihr Wesensgehalt offenbar werden „muß", so oder so. Mit anderen Worten heißt das hinsichtlich des Blinden: Er versuche es, den Mangel an Verständnis und Unterstützung möglichst unpersönlich zu nehmen. Auch das ist eine Willensleistung, und keine kleine, denn dem steht als Hindernis nicht nur die allgemein menschliche Empfindlichkeit entgegen, sondern auch die durch ein Gebrechen fast stets gesteigerte Neigung, Alles persönlich zu nehmen und auch da Anspielungen auf das Gebrechen zu sehen, wo vielleicht in Wirklichkeit gar keine vorliegen.

Das Bekämpfen von Hindernissen dieser Art ist vor allem Sache der Selbsterziehung, wenn ja auch schon in der Jugend die Ausrüstung für diesen Kampf durch die allgemeine Erziehung übermittelt werden muß. Das geschieht wohl am sichersten dadurch, daß man den Schüler anhält, das Gute in den Verhältnissen oder in den Absichten der Menschen herauszufinden. Später gilt dann auch hier ein zuversichtliches, zähes Festhalten.

Zunächst aber hat es die Erziehung mit Hindernissen anderer Art zu tun, wie sie sich gerade als Folge der Blindheit geltend machen. Schon oben war die Rede davon, daß dem blinden Kinde bewußtermaßen mehr Anregung geboten werden muß, als dem sehenden. Diese Notwendigkeit ergibt sich daraus, daß, wie schon im ersten dieser Aufsätze betont wurde, für

das blinde Kind so viele Reize fehlen, die dem sehenden Hände und Füße in Bewegung setzen. Dieses Fehlen so vieler Reize bedeutet aber für eine ganze Anzahl blinder Kinder ein wesentliches Hindernis für ihre Willensbildung. Das äußert sich in doppelter Weise: Entweder geraten blinde Kinder leicht in einen Zustand apathischen Hindämmerns, aus dem sie, je älter, desto schwerer zu befreien sind, oder sie verspüren als intellektuell lebhafte, schon früh Willen oder Eigenwillen verratende Kinder auch schon anfänglich Langeweile, wünschen Beschäftigung und verfallen leicht, eben weil sie nicht ausreichend betätigt und abgelenkt sind, in allerlei schlechte Gewohnheiten. Um solche zu beseitigen, (vor allem das Augeneindrücken oder Lichtbohren, wie es auch schon genannt worden ist) (Anmerkung des Herausgebers: Interessante Einzelheiten hierüber und ähnliche Erscheinungen finden sich in dem letzten Abschnitt dieses Buches.) ist viel Willensanstrengung erforderlich. Die Hauptsache wird da der Erzieher leisten mit beständigem Beobachten, Erinnern, Strafen, Belohnen usw.

Natürlich kommt dabei der Wille des Zöglings mit in Frage, und dieser erfährt ja auch immer neue Anreize durch den Erzieher, aber es bedeutet doch entschieden eine Erschwerung des Erziehungsgeschäftes, wenn auf ein Abgewöhnen so viel Zeit und Kraft verwendet werden muß, anstatt daß Beide positiv fördernd mitwirken könnten. Ein solches Abgewöhnen bedeutet zwar im Vergleich zu dem, was der Erzieher sehender Kinder zu leisten hat, vermehrte Arbeit und kostet erhöhte Ausdauer. Aber es stellt doch kein solches Hindernis für Erziehung und Unterricht dar, wie ein schwacher Wille, verbunden mit geringer Begabung es tut und zwar gerade beim Blinden. Denn die Blindheit schwächt das Schwache, während sie für die Kraft, das bewußte oder unbewußte Kraftgefühl ein Sporn wird, die durch sie verursachten Hindernisse und Schwierigkeiten zu überwinden. Wenn nun ein blindes Kind wenig Handgeschicklichkeit geringe Raumvorstellung, überhaupt mangelhafte intellektuelle Begabung und — vielleicht als Folge davon — wenig Willen hat, wie schwierig muß da die Erziehung sein, und welch geringe Aussicht auf Selbsterziehung ist vorhanden, während doch ein größeres Maß von Energieaufwendung erforderlich ist als bei einem sehenden mit der gleichen Veranlagung. Gelingt es nicht, den Willen hervorzulocken, diesen

Willen, der Mittel, Teilziel und eines der Hauptziele der Erziehung ist, dann versagen alle pädogigischen Künste. Das zeigt sich dann beim Blinden viel krasser als beim Sehenden, denn der letztere kann bei derselben geringen Anstrengung infolge der durch das Sehen gebotenen Möglichkeiten viel eher im praktischen Leben seinen Mann stellen. Er wird ja unter dem dumpfen Zwang des Müssens arbeiten, aber da ihm vielmehr mechanische, also leicht zu erlernende und auszuübende Berufe zugänglich sind, (man denke an die diversen Arten von Fabrikarbeit, Maschinenbedienung usw.) leistet er, auf den Erfolg gesehen, mehr als der Blinde, während er in Wirklichkeit das für den Blinden erforderliche Maß von Willenskraft nicht aufzubringen braucht. Außer geistiger Minderwertigkeit können körperliche Schwäche oder Kränklichkeit, Vernachlässigung oder falsche Behandlung bei der Erziehung die Gründe für einen unentwickelten oder verkümmerten Willen sein. Auch diese Gründe bedeuten in der Regel beim Blinden ein schwerer zu überwindendes Hindernis als beim Sehenden. Wer aus Erfahrung weiß, wie unentwickelt, schlaff und kraftlos beispielsweise die Hände vieler blinder Kinder sind, Hände, die weder Knochen noch Sehnen zu haben scheinen, der wird auch verstehen, was es heißt, einem solchen Geschöpf auch nur die einfachsten Handgriffe, etwa beim Ankleiden oder im Unterricht, beizubringen. Denn hier kommen nicht nur die ungeübten Hände in Betracht, sondern auch der Umstand, daß der Blinde die auszuführenden Bewegungen nicht absehen kann, weshalb er erst verstehen lernen muß, um was es sich überhaupt eigentlich handelt, (und das zu verstehen, wird gerade den hier in Rede stehenden Blinden besonders schwer) und dann kann erst das Ausführen versucht werden.

Dieser mehr als doppelten Anstrengung gegenüber, die erforderlich wäre, macht sich bei jenen Blinden entweder eine stumpfe Teilnahmslosigkeit geltend, oder gar eine ausgesprochene Abneigung gegen jede Anstrengung. Hat namentlich die letzte Erscheinung ihren Grund in Verwöhnung des blinden Kindes, das man, teils aus falsch verstandenem Mitleid, teils aus Bequemlichkeit nicht zur Selbsttätigkeit angeleitet hat, (man ist ja mit dem Anziehen des Kindes schneller fertig, als wenn man es ihm selbst zeigen sollte) so ist auch hier oft ein langer Kampf zu bestehen, da Verwöhnung ein zäher Gegner ist.

Aber es ist doch kein aussichtsloser Kampf, sofern nicht geistige Minderwertigkeit in ziemlich hohem Grade vorliegt. Schließlich besinnt sich so ein junges Menschenkind doch auf sich; allerlei verkümmerte oder schlummernde Triebe regen sich. Was dazu am sichersten beiträgt, ist liebevolle Einzelbeschäftigung mit solchen Kindern und Anerkennung jeder noch so kleinen Leistung.

Vielleicht muß hier noch die Erscheinung berührt werden, daß bei derartigem Kinde Manches nach Ungehorsam aussieht, was gar kein bewußter oder beabsichtigter Ungehorsam ist, nämlich ein Nichtbefolgen dessen, wozu man sie durch Güte oder Strenge zu bringen suchte. Alles Zeigen, freundliche Zureden oder Fordern gleitet ab an der beharrlichen Teilnahmslosigkeit ihres ganzen Wesens. Dies Alles kann man ja auch bei sehenden und namentlich bei geistig minderwertigen sehenden Kindern erleben. Hinsichtlich der Blinden erblicke ich den doppelten Unterschied darin, daß einmal eine solche Veranlagung durch die Blindheit, d. h. vor allem durch den Mangel an Anregung und an Bewegungsfreiheit, entweder gesteigert wird oder ihr ganz besonderes Gepräge erhält; daß auf der anderen Seite leichter ein Irrtum darüber aufkommen kann, ob eine angeborene Veranlagung oder eine durch Vernachlässigung sowie falsche Behandlung erworbene Willensschlaffheit vorliegt. Aber auch von hier aus, von dem wenig erfreulichen Kapitel über die Hindernisse für die Willensbildung beim Blinden, erhebt sich nach der allgemein menschlichen Seite hin eine Wesensverwandtschaft selbst bei willensschwachen oder willenskranken Blinden und Sehenden. Um wieviel mehr muß diese Wesensverwandtschaft zwischen normalen Blinden und Sehenden überall zutage treten! Wohl läßt sich, wie wiederholt betont, vom Blinden bezüglich des Willens, dieses vielleicht wichtigsten Faktors bei der Wesensbestimmung eines Menschen, sagen, daß vom Blinden ein vermehrtes Maß von Energie gefordert wird, und daß der Wille öfter noch als beim Sehenden eine Probe auf seinen sittlichen Gehalt zu bestehen hat. Aber dieser Unterschied ist ein durch die Verhältnisse bedingter, natürlich psychologisch individuell wirkender, pädagogisch zu leitender Unterschied. Es wird ein Plus an Willen erfordert, damit bezüglich der Leistungen möglichste Gleichheit zwischen Sehenden und Blinden herauskomme.

Zur Urteils- und Entschlußfähigkeit.

Vom Herausgeber.

Obwohl wir ursprünglich beabsichtigten, die in innerem Zusammenhange mit einander stehenden Abschnitte von H. Schmittbetz durch keinerlei Einschiebungen zu trennen, halten wir es doch für angebracht, einige ergänzende Bemerkungen anzufügen, die dazu beitragen sollen, das zuletzt entworfene Bild weiter auszumalen und noch vollständiger zu gestalten. Etwas völlig Erschöpfendes kann natürlich auch hierdurch nicht geboten werden, da sich die Beobachtung doch immer nur auf Einzelfälle oder eine größere Zahl von Einzelfällen beschränkt und somit nicht unbedingt zu allgemeinen Generalisationen berechtigt. Immerhin aber gewähren jene Einzelzüge so interessante Einblicke und enthalten so viel Typisches, daß sie wohl verdienen, von der psychologischen Forschung mit besonderer Aufmerksamkeit beachtet und gewürdigt zu werden.

Nach den Darlegungen von H. Schmittbetz, die durch den erfahrenen Blindenpädagogen Dr. Georgi (Vergleiche den Schlußabschnitt des Buches) ihre vollkommene Bestätigung finden, ist es eine der unerläßlichsten Erziehungsaufgaben, die Aufmerksamkeit, das Interesse an der umgebenden Außenwelt zu wecken, beziehungweise bei Spätererblindeten wach zu erhalten und in die richtigen Bahnen zu weisen, damit der notwendige Connex hergestellt, und das betreffende Individuum der Gefahr einer gänzlichen oder teilweisen Isolation entrückt wird. Aber mit der Aufmerksamkeit allein ist es wohl kaum getan. Das sehende Kind erblickt beim Herumspähen eine Uhr. Es sieht den Zeiger, das Zifferblatt und die Zahlen, die es vielleicht noch nicht oder erst gerade lesen kann. Demnach nimmt es infolge seiner Aufmerksamkeit ein vollständiges Bild der Uhr in sich auf, ohne doch zunächst mit demselben etwas anfangen zu können. Es sind lediglich Gesichtseindrücke, die erst dann

Wert und Inhalt bekommen, wenn die nötigen Erklärungen einsetzen und auf die Zusammenhänge der einzelnen Teile hinweisen. Durch Fragen wird das geistig rege Kind die Erklärungen beschleunigen; im Fall aber, daß seiner Wißbegier dauernd nicht entsprochen wird, sich daran gewöhnen, unverstandene Dinge zu sehen und sein Interesse mit der Zeit abzustumpfen.

Dem Blinden, sei es als Kind, oder in vorgerückterem Lebensalter, ergeht es in ähnlicher Weise, nur daß bei ihm an die Stelle der Gesichtseindrücke Gehörswahrnehmungen treten. Auch diese erscheinen zunächst inhalts- und zusammenhangslos, weil die notwendige Erklärung oder Erfahrung fehlt, dieselben richtig zu kombinieren. Der Unterschied besteht vielleicht vorwiegend darin, daß beim Blinden mehr Sorgfallt darauf verwendet werden muß, ihn überhaupt auf „alle" Geräusche achten und dann die unumgänglichen Erklärungen möglichst rasch und lückenlos folgen zu lassen. Wie sich der normale und geistig rege Sehende daran gewöhnen, es „lernen" muß, sich bei jedem Anblick etwas zu denken, ebenso muß auch der Blinde dazu gebracht werden, jedes von ihm wahrgenommene Geräusch zu deuten, seine Ursache, Wirkung und Begleitumstände auf intellektuellem Weg zu ermitteln. Nur wenn dies gelingt, wird er soweit kommen, mit der Außenwelt Fühlung zu gewinnen und sich mit der Zeit „Urteile" zu bilden. Es darf aber nicht übersehen werden, daß ein so gewonnenes „Urteil" auf ganz anderem Wege zustande gekommen ist, als beim Sehenden. Letzterer hat es nur nötig, aufzublicken, um nicht nur zu sehen, „daß" ein Mensch kommt, sondern er wird durch den Blick gleichzeitig auch darüber unterrichtet, „welcher" Mensch sich ihm nähert oder vorübergeht. Diese unmittelbare Beobachtung geht dem Blinden ab und er kann sie höchstens auf dem weit komplizierteren Weg der Konklusion ersetzen. In der von uns mehrfach zitierten Schrift*) haben wir bereits ausführlich dargelegt, daß sich infolgedessen die Denktätigkeit des Blinden in entgegengesetzter Richtung wie beim Sehenden vollzieht: Er denkt synthetisch, Jener analytisch. Mit anderen Worten: Der Blinde muß sich sein Gesamtbild aus den nach-

*) Dr. v. Gerhardt „Aus dem Seelenleben des Blinden", Verlag E. Münster, Frankfurt 1916.

einander gewonnenen Einzeleindrücken zusammenfügen, während der Sehende von Anfang an ein Vollbild vor sich hat, das er sich dann erst in seine einzelnen Teile zerlegt. Auf eine nochmalige nähere Begründung dieser hypothetischen Behauptung können wir an dieser Stelle verzichten.

Hier kam es uns ausschließlich darauf an, zu betonen, daß die Urteilsbildung des Blinden eine ganze Reihe geistiger Funktionen zur Voraussetzung hat, die sich der Sehende dank seines umfassenden Auges fast durchweg ersparen kann. Je komplizierter aber ein Verfahren ist, um so leichter tritt die Möglichkeit von Fehlern hervor, die natürlich nicht ohne entscheidenden Einfluß auf das schließliche Endergebnis bleiben können. Daher wird es längerer Erfahrung bedürfen, ehe ein Blinder zu wirklicher Urteilsfähigkeit und Urteilsfestigkeit gelangt. Natürlich kann auch hierbei eine liebevolle, verständnisinnige Erziehung und aufmerksame Hingabe manche Erleichterung schaffen, aber die Hauptarbeit muß doch von dem Blinden selbst geleistet werden, indem er sich daran gewöhnt, bewußt oder unbewußt streng nach den Gesetzen der Logik zu denken und erst dann zu Konklusionen zu schreiten, wenn er die erforderlichen Prämissen für gegeben erachtet. In dieser Denktätigkeit darf er sich aber außerdem nicht allein darauf beschränken, die gemachten Beobachtungen zu einem Bild zu vereinigen, das nur ihn persönlich unterrichtet und befriedigt, sondern dieses muß für ihn so greifbare Formen annehmen, daß er es beschreiben und dem Sehenden zugänglich machen kann. Was ihm vielfach als „charakteristisch" erscheinen mag, kann dem Sehenden noch unverständlich bleiben, wenn es der Blinde nicht in die „Sprache der Sehenden" übersetzt. Das gilt nicht so sehr für die zu wählenden Wortausdrücke, als vielmehr für die anzuwendenden Vergleiche und Bilder, ohne die wir in zahlreichen Fällen nicht auszukommen vermögen, namentlich dann nicht, wenn wir selbst noch kein festumgrenztes Urteil abgeben können und uns gleichsam selbst noch auf der Suche nach demselben befinden. Für den Blinden tritt aber noch ein weiteres komplizierendes Moment hinzu, nämlich die Scheu, eventuell ein falsches Urteil auszusprechen, wodurch er dem Sehenden gegenüber eine „Schwäche" verraten würde. Irrt sich in seiner Beobachtung oder Beurteilung ein Sehender im Kreise von Seinesgleichen, so wird ihm dies nicht weiter ver-

dacht oder als Zeichen intellektueller Minderwertigkeit ausgelegt, der Blinde aber muß stets befürchten, in einem solchen Falle von den Sehenden als „unterlegener“ Teil angesehen zu werden, dessen Urteilsschärfe durch die Blindheit an sich eine wesentliche Beeinträchtigung erfahren hat. Wenn diese Scheu auch nur in den seltensten Fällen wirklich berechtigt sein wird, muß sie uns doch durchaus begreiflich erscheinen, wenn wir berücksichtigen, wieviel Energie der Blinde gerade darauf verwendet, seine Blindheit tunlichst zu „verbergen“. (Siehe Seelenleben Seite 19.) Andererseits gestattet es ihm aber auch wiederum eben dieses Bestreben nicht immer, mit seinem Urteil überhaupt zurückzuhalten, sodaß er häufig genug in einen inneren, seelischen Zwiespalt gerät, der ihn selbst peinlich berührt und nach außen hin den Eindruck der Unsicherheit hervorzurufen vermag. Wir haben hier eine Folge der unvermeidlichen Dualität in der Blindenerziehung vor uns. Der Lichtlose muß unbedingt für die Welt der Sehenden geschult und gebildet werden, in der er leben und sein Fortkommen finden soll; daneben aber gilt es, alle durch die Blindheit geweckten oder verstärkten Fähigkeiten zu fördern, die sich auf Typisches im Blindsein stützen und den Zögling gewissermaßen zwischen zwei Welten stellen, die zwar nicht getrennt von einander selbständig existieren, die aber doch so mancherlei Verschiedenheiten aufweisen. Nicht im tatsächlichen Bestand und Inhalt, sondern lediglich in der Quantität und Form, wie sie dem Einzelindividuum zum Bewußtsein kommen.

So wird nicht selten der Fall eintreten, daß ein von einem Blinden gewonnenes Urteil seinen Schicksalsgenossen völlig verständlich und einleuchtend erscheint, während es erst noch einer nicht unbeträchtlichen Erweiterung oder Transformation bedarf, um auch den Sehenden in gleicher Weise zu befriedigen. (Eine Bestätigung hierfür mögen die weiter hinten folgenden Arbeiten von R. Hauptvogel bieten.) Bei diesen mehr aphoristischen Andeutungen müssen wir es bewenden lassen, weil wir in Verlegenheit geraten würden, wenn wir das Gesagte in die Form einer Definition bringen wollten. Einer systematischen Darstellung der Blindenpsychologie möge es vorbehalten bleiben, die einzelnen gegebenen Elemente zusammenzuschweißen und für sie den jeweils passenden terminus technikus zu finden.

Aus dem Vorangegangenen dürfte bereits mit genügender

Deutlichkeit zu ersehen sein, daß ein starker, geschulter Wille nicht immer allein ausreicht, dem Blinden über den Berg zu helfen, daß vielmehr neben den von H. Schmittbetz angeführten Gefahren noch weitere Klippen vorhanden sind, die vom Blinden sorgfältig und mit Geschicklichkeit umgangen werden müssen, wenn er sein Endziel glücklich erreichen will. Außer der von uns schon gewürdigten Klippe der Unsicherheit des Urteils, die unter Umständen mehr oder minder störend hervortreten kann, muß noch der Tatsache gedacht werden, daß die Blinden wohl ausnahmslos der Suggestion in höherem Maße unterworfen sind, als die Sehenden. Auch dies ist rein natürlich und in den Verhältnissen durchaus begründet. Von frühester Kindheit an ist der Blindgeborene — auch Früherblindete zum großen Teil — darauf angewiesen, den Schlüssel zum Verständnis der Außenwelt aus der Hand der Sehenden zu empfangen. Ihr Wille ist der für ihn allein maßgebende, soweit nicht instinktive Regungen mitsprechen, ihre Ansicht ist die für ihn „richtige", der er lange Zeit hindurch — ja vielleicht überhaupt nur selten — etwas Ebenbürtiges oder gar Ueberlegenes entgegenzustellen vermag. Wir meinen dies natürlich in Hinblick auf die Beobachtungen und Schlußfolgerungen, die sich aus ihnen ergeben. Bei rein seelischen, gedankenmäßigen Vorgängen und Feststellungen mögen die Dinge anders liegen, wenn auch hier eine wesentliche Beeinflussung keineswegs ausgeschlossen sein dürfte.

Im allgemeinen können wir es wohl als zutreffend erachten, daß der unerfahrene Blinde die Ueberzeugung, das Bewußtsein in sich trägt, keine, oder falsche, beziehungsweise nur unvollständige Vorstellungen von der umgebenden Außenwelt zu besitzen, die jederzeit darauf angewiesen sind, durch die Sehenden quantitativ vermehrt, berichtigt oder ergänzt zu werden. Je weiter er selbst in der Erkenntnis der Dinge fortschreitet, um so mehr wird er das Bedürfnis empfinden, von dem Sehenden unterwiesen und belehrt zu werden, denn dieser muß ihm ja als ein Wesen erscheinen, dem „Alles" offensteht, das nur die Augen zu erheben braucht, um alles das restlos wahrnehmen, und genießen zu können, was zu dem Blinden nur so spärlich dringt. Er fühlt sich auf Bruchstücke angewiesen, die, auch zusammengeleimt durch Kombination und Schlußfolgerung niemals das ursprüngliche Ganze ersetzen können, das

der Sehende unbeschränkt zur Verfügung hat. Dieser muß ihm dadurch als der reichere, überlegenere erscheinen, der es in der Hand hat, auch ihm die Leere zu füllen und seinem Denken und Leben einen befriedigenderen Inhalt zu geben. Von hieraus bis zu einem gewissen Autoritätsglauben ist nur ein kleiner Schritt, der umso unbedenklicher getan wird, je geringer noch die eigene Vorstellungswelt und Urteilsfähigkeit entwickelt ist. In quantitativer Beziehung werden sich nur die wenigsten Blinden je hiervon freimachen können oder wollen, während in qualitativer Hinsicht doch gelegentliche Umwertungen oder Gegenströmungen in Erscheinung treten, worauf wir in dem Abschnitt über die Blindenpoesie noch des Näheren zu sprechen kommen werden.

Je intelligenter ein Blinder ist, umso schneller und widerspruchsloser wird er die Nützlichkeit erkennen, allen Weisungen seiner wohlmeinenden sehenden Erzieher und Berater zu folgen, d. h. sich ihnen nicht nur bezüglich der Urteilsbildung, sondern auch des Willens als solchen zu unterwerfen. Gerade hierin aber muß sich das blinde Kind oder der blinde Zögling viel mehr Einengungen gefallen lassen, als sie dem Sehenden unter den gleichen Voraussetzungen zugemutet würden. Sagt beispielsweise der sehende Führer seinem Schutzbefohlenen, er müsse jetzt rechts gehen, jetzt den Fuß heben oder dergl., so wird dieser den Weisungen „pünktlich“ nachkommen, um sich nicht einer möglichen Gefahr auszusetzen. Der Sehende dagegen, der die zu vermeidende Unebenheit des Weges sieht, könnte seinem Wagemut folgen und der ergangenen Warnung zum Trotz den Versuch machen, nach eigenem Ermessen das Hindernis zu überwinden, was ungeachtet der dadurch bekundeten Unfolgsamkeit erzieherisch wirken kann, indem Umsicht und Selbständigkeit geschult werden.

Das gewählte Beispiel läßt sich auch in übertragenem Sinne anwenden und gilt dann so ziemlich für das ganze Verhältnis des Blinden zum Sehenden. Immer kann er von diesem „lernen“, mindestens in einer Beziehung wird ihm dieser in jedem Augenblick auch bezüglich der Urteilsbildung überlegen sein, wenn auch der Blinde alle Hilfsmittel noch so umfassend und genial auszunützen versteht.

Wenn also in dem vorhergegangenen Kapitel unter Hinweis auf die dauernde Anspannung der Energie die Entstehung des

Eigenwillens oder Starrsinns als drohende Gefahr bezeichnet wurde, möchten wir auf Grund unserer eigenen Erwägungen und Beobachtungen als Gegenstück dazu die leichte Beeinflußbarkeit, die Zugänglichkeit für suggestive Einwirkung entgegenstellen. Denn eine gewisse Suggestivkraft geht wohl immer von dem Sehenden auf den Blinden aus, wo und wann dieser gewöhnt ist, sich an die Ueberlegenheit des Anderen anzulehnen und aus ihr seinen Nutzen zu ziehen.

Das dies auch nicht ohne natürliche Einwirkungen auf die Entschlußfähigkeit bleiben kann, liegt auf der Hand. Derartige Erscheinungen werden um so deutlicher zutage treten, je abhängiger der Blinde von seiner sehenden Umgebung gehalten wird, wie vornehmlich in den Blindenanstalten und Heimen. Dort, wo Alles zu seiner Bequemlichkeit und Erfaßbarkeit geregelt ist — oft weit über das Maß des unumgänglich Notwendigen hinaus — ist ihm zur freien Entfaltung seiner Entschlußfähigkeit und Entschlußfestigkeit ein viel zu geringer Spielraum gelassen. Der Einzelne wird dies, eben um der Bequemlichkeit willen, nicht immer als störende Einengung empfinden, aber für die Entwickelung seines Charakters und die Förderung der Selbständigkeit bedeutet dieser Umstand doch eine nicht zu unterschätzende Hemmung.

Ein Vorwurf gegen die Leiter von Heimen und Anstalten soll indessen hierin nicht erblickt werden, denn es ist nur zu verständlich, wenn sie Alles daran setzen, ihren Pflegebefohlenen, die an und für sich auf genug Daseinsfreuden verzichten müssen, das Leben nach Kräften zu erleichtern und so angenehm als möglich zu gestalten. Ihrer Erfahrung und Einsicht muß es anheimgegeben bleiben, individuelle Grenzen zu ziehen, bei dem Einen ermunternd und fördernd, bei dem Anderen dagegen einschränkend und eindämmend vorzugehen, je nachdem es die persönliche Veranlagung als geboten erscheinen läßt. Fehler werden natürlich häufig begangen werden, aber auch die Erziehung und Charakterbildung der Sehenden ist noch längst nicht bei den wünschenswerten Idealzuständen angelangt.



Die Blinden in ihrer Stellung zur Religion.

Von Hedwig Schmittbetz-Godesberg.

Daß sich die Behandlung gerade dieses Themas als besonders schwierig erweist, und wenn dadurch bei den folgenden Ausführungen die von mir selbst gewünschte Uebersichtlichkeit oft fehlen wird, so liegt das daran, daß „Religion" und „Christentum" oder auch „Christenglaube" für uns oft theoretisch und praktisch zusammenfallen, oft, aber doch nicht immer. Was zunächst das Theoretische angeht, verhält es sich bei den meisten Definitionen so, daß zwar Religion als Gattungsbegriff und „christliche" Religion als Artbegriff gesetzt sein soll, daß aber vom Wesen des Christentums irgendeine Seite abstrahiert und zum Inhalt des Gattungsbegriffes gemacht wird. Das wiederum erklärt sich daraus, daß wir uns praktisch bei der Stellungnahme zu der Religion mit dem Christentum auseinandersetzen müssen. Da aber nicht Alles Christentum ist, was heute unter diesem Namen geht, so behandeln die folgenden Ausführungen doch die Stellung der Blinden zur „Religion als solcher".

Vielleicht tritt mancher Leser an den letzten meiner Aufsätze mit dem Gedanken heran, ob in einem so wichtigen Punkte, wie die Stellung der Blinden zur Religion es fraglos ist, nun doch noch ein Blinde und Sehende wesentlich unterscheidender Zug herausgearbeitet werde, oder ob auch hier das eingangs erklungene, zwischendurch immer wieder aufgetauchte und kaum variierte Grundthema noch einmal den Ausgangspunkt bilden wird. Mit anderen Worten, ob es auch hier noch einmal heißen werde: Beim normalen Blinden muß hinsichtlich psychologischer Betrachtung und praktischer Behandlung

zunächst mit der allgemein menschlichen Veranlagung gerechnet werden, und erst von diesem festen Boden aus können durch die Blindheit bedingte Besonderheiten in Frage kommen.

Wenn es mir bisher gelungen sein sollte, die Leser von der Richtigkeit dieses Satzes zu überzeugen, so mag Mancher jetzt von vornherein theoretisch bereit sein, den obigen Satz auch auf die Stellung der Blinden zur Religion in Anwendung zu bringen; ob derselbe theoretisch zustimmende Leser aber wohl auch praktisch an einen Blinden herantritt ohne die Voraussetzung, daß dieser wie von selbst oder von Natur in einem besonderen Verhältnisse zur Religion stehe?

Wir Menschen meinen ja so gern, — d. h. meist nur die nicht selbst Betroffenen — für einen Mangel auf der einen Seite einen Vorzug oder Vorteil auf der anderen Seite suchen zu dürfen, und so spricht man dem Blinden, der keinen so vollständigen und ungehinderten Zugang zur Außenwelt hat, wie der Sehende, nichts lieber zu als ein „reiches Innenleben", eine besondere Gabe der Verinnerlichung. Wo aber könnte diese vermutete Veranlagung des Blinden voller und allgemeiner zur Entfaltung kommen als in seiner Stellung zur Religion? So im praktischen Leben die Erwartung auch da, wo man bei einiger Ueberlegung bereit ist, ganz im allgemeinen volle Uebereinstimmung zwischen Sehenden und Blinden gerade in jenem Punkte zuzugeben.

Es ist nicht möglich, diesen Gegenstand mit Nutzen weiterzubesprechen, ohne vorher den Begriff „Religion" erörtert zu haben. Entweder bekommt die Religion ihren Inhalt vom Menschen her, von seiner Veranlagung aus, die es durch gefühlsmäßiges Ahnen, unmittelbares Bewußtsein oder verstandesgemäßes Folgern zur Anerkennung höherer Mächte, wohl gar eines „höchsten" Wesens bringt, oder man versteht unter Religion biblische Gottesoffenbarung, die zu ihrer Bekundung an Gefühl und Verstand anknüpft und nicht zuletzt an das Gewissen, dieses „Ausstattungsstück aus dem Paradies", wie Prof. Seeberg es einmal nennt. Befassen wir uns zunächst mit der ersten, der psychologischen Seite der Religiosität und Frömmigkeit, um zu sehen, ob sie sich beim Blinden durchschnittlich in anderen Formen oder in anderem Grade äußert, als beim Sehenden. Nun läßt sich hier m. E. vom Durch-

schnitt der Blinden weniger sagen als davon, wie sich die infolge der Blindheit zur Erscheinung kommenden größeren Gegensätze darstellen. Da darf man als Erstes wohl hervorheben, daß es sich beim Blinden früher zeigt, ob „überhaupt“ Empfänglichkeit für die Religion vorhanden ist. Denn es ist ja nicht so, daß in jedes blinde Kind eine größere Hinneigung zur Religion hineingelegt wäre, etwa als Ausgleich für die aus der Blindheit sich ergebenden Beschränkungen. Wo diese Empfänglichkeit aber vorhanden ist, da wird sie allerdings durch die Blindheit und ihre Folgen, durch vermehrtes Angewiesensein auf sich selbst, tieferes Erfassen und allseitigeres Beziehen, stärkeres Nachempfinden oder Miterleben alles Gehörten, wesentlich gefördert.

Freilich auch die andere Seite, die bewußte Ablehnung, — die geistig und geistlich Gleichgültigen scheiden hier zunächst aus — tritt früher in Erscheinung. Statt mancher Beispiele, die ich hierfür anführen könnte, hier nur eins, das dafür auch den Vorzug hat, nach zwei Seiten hin als Beleg zu dienen: Ich erinnere mich von meiner Schulzeit her, das Urteil von zwei etwa zwölfjährigen Knaben gehört zu haben, als eine recht religiös gehaltene Erzählung vorgelesen wurde. Während der Eine ehrlich ergriffen war, meinte der Andere: „Das ist zum Gliederausrenken langweilig.“ In einem anderen Falle wurde es einem zwölfjährigen Knaben da, wo er glaubte, seine Meinung ehrlich sagen zu dürfen, merklich schwer, zuzugeben, daß der Mensch eine Seele habe. Also schon hier die Auffassung, die Nietzsche mit den Worten ausdrückt: „Leib bin ich ganz und gar und nichts außerdem; und Seele ist nur ein Name für ein Etwas am Leibe.“

Auch ein früheres, vielleicht verhältnismäßig größeres verstandesmäßiges Interessiertsein für religiöse Gegenstände läßt sich bei heranwachsenden Blinden beobachten. Das heißt aber, daß Zweifel beim geistig regen Blinden durchschnittlich eher auftauchen, als es bei gleichveranlagten Sehenden gewöhnlich der Fall zu sein pflegt.

Also eine frühere Stellungnahme in religiöser Hinsicht wäre das erste, was sich als Folge der Blindheit ergeben kann. Zweitens glaube ich, sagen zu dürfen, daß dieses Für und Wider ausgesprochener da ist. Natürlich wieder nicht unter den Blinden überhaupt, sondern unter dem kleineren

Teil, bei dem sich eine Stellungnahme vollzogen hat. Denn ganz wie bei den Sehenden ist es auch unter den Blinden der kleinere Teil, der bis zu einer bewußten, tiefgehenden Entscheidung kommt, wenn ich auch andererseits annehme, daß dieser kleinere Teil unter den Blinden verhältnismäßig größer ist, als der unter den Sehenden. Viele Erinnerungen an völlige Teilnahmslosigkeit im Religionsunterricht könnten dagegen sprechen und zwar auch da, wo die Darbietung des Stoffes durchaus nicht zu dogmatisch, wenn auch durchaus an die Bibel gebunden war. Aber diese Teilnahmslosigkeit hat neben der geistigen Stumpfheit vieler Blinder überhaupt noch einen besonderen Grund, von dem weiter unten die Rede sein wird. Hier wäre neben den beiden bisher festgestellten Punkten, dem Unterschied in der Zeit (frühere Reife) und dem Unterschied des Grades (ausgesprocheneres Für und Wider) noch zu sagen, daß der Blinde für die Art von Religion, wie sie oben im ersten Falle gekennzeichnet wurde, also für ein gefühlsmäßiges Ahnen oder für ein verstandesmäßiges Folgern, besondere Neigung besitzt, eben als Folge der durch die Blindheit gegebenen Verhältnisse. Auf ein „Schicksal", dem er sich fügt, wird er durch seine ganze Lage oft hingewiesen. Vielleicht bezeichnet er dieses „Schicksal" auch als eine höhere Macht, vielleicht muß er gar aus dem Sein und Geschehen im Großen wie im Kleinen auf ein höchstes Wesen schließen. Aber ein fernes, erhabenes Etwas, eine das kleine Menschenleben oft durchquerende, aber sich nicht weiter mit ihm befassende Macht wird diesen Wesen, selbst wenn er es Gott nennt, dem Blinden und dem so gerichteten Menschen immer bleiben. Gerade die Ehrfurcht vor diesem Gott, diesem höheren, reineren, ungenannten Wesen gebietet es, daß man ihn sich nicht zu menschlich denkt, ihn nicht so hineinzieht in die Kleinlichkeiten des eigenen und alltäglichen Lebens, und diese Art religiöser Ehrfurcht findet sich meiner Meinung nach häufig bei Blinden, auch bei solchen, die sich im religiös engeren Sinne ablehnend verhalten.

Eine Folge jenes Ehrfurchtgefühls ist es auch, wenn sowohl fernstehende wie gläubige Blinde, vor allem natürlich Protestanten, aber auch ernste Katholiken, sich ein deutlicheres Gefühl dafür bewahren, was das Wesentliche an der Religion und was fantasiemäßige oder symbolische Veranschaulichung ist.

Als Beispiel dafür möchte ich anführen, daß ich es während meiner Anstaltszeit oft erfahren habe, wie empfängliche, ernste, nicht engherzige, Katholiken, an evangelischen Kirchenliedern Gefallen finden. Aus diesem Eindringen in den Wesensinhalt des Christentums muß dann, auch bei aller Zustimmung zu den Lehren der eigenen Konfession, ja, bei einem sich Einsetzen für dieselben, doch gegenseitige Anerkennung erwachsen. Das ist natürlich nur da möglich, wo Erziehung und Unterricht nicht zu einseitig konfessionell gewesen sind. Anderenfalls hat die Anstaltserziehung bei einer beschränkten Zahl von Menschen das bewirkt, was der Krieg jetzt in viel größerem Umfang tut: Beide arbeiten darauf hin, das Wesentliche und Gemeinsame in den Vordergrund zu stellen, ohne deshalb die vorhandenen Unterschiede aufheben zu wollen. Mit dem Konfessionellen ist es ähnlich wie mit dem Nationalen: Man muß selbst auf dem festen Boden der Zugehörigkeit und Ueberzeugung stehen, um von hieraus auch die Ueberzeugung Anderer anzuerkennen. Freilich nur als Ueberzeugung; ihrem Inhalt nach wird man sie niemals auf die gleiche Stufe stellen können wie die eigene. Von dem Allen ist hier die Rede, weil die Blindheit eines der Mittel ist, das bei den übrigen nötigen Voraussetzungen (vor allem entsprechende Umgebung und Erziehung) solche Werte bei einem Menschen hervorbringen kann. Die Blinden haben, gerade weil sie durch ihre Lage so leicht abgetrennt oder in eine Sonderstellung gebracht sind, in ihrem Denken und Streben (Vergl.: Das Hauptinteresse der Blinden.) etwas auf das Ganze Zielendes, und nicht nur auf das Ganze, sondern auch auf das Wesentliche. Freilich, bezüglich der Religion kommt es dann immer wieder auf die Frage hinaus: Worin erblicke ich das Wesentliche der Religion? Ist Religion sowohl nach ihrem Inhalt als auch hinsichtlich der Gebundenheit des Menschen an sie nur eine Betätigungsform der Menschennatur, die sich nach dieser Seite hin auswirkt, indem sie auf dem Gebiet des Uebersinnlichen und Göttlichen gestaltend, wertesetzend und normengebend schafft? Steht und fällt Religion mit dem Bedürfnis des Menschen nach etwas Höherem, Göttlichen? Oder aber: Ist dieses Bedürfnis nur ein Angelegtsein auf das Göttliche, das vom Menschen unabhängig besteht? Ist also der Inhalt der Religion Gottesoffenbarung? Wie es fast in jedem Men=

schenleben einer besonderen Veranlassung bedarf, um das Letztere gelten zu lassen, so auch und vielleicht erst recht im Leben des Blinden. Denn wie an anderer Stelle gezeigt, ist der Blinde in den meisten Fällen mehr auf sein Denken angewiesen als der Sehende, daher wird er erst recht geneigt sein, auch das religiöse Bedürfnis des Menschen und damit schließlich auch den Inhalt der Religion verstandesmäßig zu erklären. Dabei gehen sein Gefühl und Verlangen oft andere Wege; denn da er mehr Veranlassung hat als der Sehende, sich auf sich selbst zu besinnen, kommt er als Mensch ohne Gott auch öfter zum Gefühl einer inneren Leere, eines Unbefriedigtseins. Das lenkt sein Sinnen und Streben nicht nur zu den Menschen und auf Beteiligung am Leben hin, sondern es geht so etwas wie ein Verlangen nach Sonntäglichkeit im besten Sinne durch das Leben vieler Blinder. Dieses Verlangen könnte sie wohl auch zum Gottesglauben drängen, wenn sie nicht gerade diesem Bedürfnis, das einen Gott annimmt, weil es ihn nötig hat, den Krieg erklärt hätten.

Die Wege sind verschieden, die solche Menschen weitergeführt werden. Es ist auch verschieden, ob sie sich führen lassen, also ganz wie bei den Sehenden. Das gilt ebenfalls, wenn es sich um die Willensentscheidung, diese Kernfrage auch auf religiösem Gebiet, handelt. Denn nur auf Grund einer Willensentscheidung, der Hingabe an Gott, ist ein Glauben im Sinne des Vertrauens möglich. Das gilt für Blinde und Sehende. Was in diesem Zusammenhange gerade in Bezug auf den Willen interessiert, ist die Frage, ob jene Willensentscheidung dem Blinden etwa durch die Blindheit und ihre Folgen erleichtert wird. Das ist nun zunächst schon deshalb nicht anzunehmen, weil wir bereits gesehen haben, in welchem Kampf Verstand und Gefühl beim Blinden oft liegen, und wie dieser Kampf gerade durch die Blindheit noch verschärft wird. Wohl wird auch da der Wille schließlich den Ausschlag geben, aber ein Wille, der einen Prozeß durchgemacht hat, zu dem sich kein Mensch von Natur versteht, und der Blinde umso weniger, je mehr Willensanspannung das Leben von ihm verlangt und je mehr er diese auch wirklich aufbringt. Da ist es ein besonders harter Weg von der Meinung, daß die eigene Kraft genüge, da man sich doch als

wirklich gebildeter Mensch und Charakter selbstverständlich nach den Normen der Vernunft und Sittlichkeit richtet, bis zu der Erkenntnis, daß man unendlich weit entfernt ist von dem Wesen eines Gottes, der sich als Heiligkeit und Liebe offenbart und Beides vom Menschen fordert; viel weniger als Leistung fordert, denn als Bereitschaft, sich ganz allmählich in das göttliche Wesen umgestalten zu lassen. Muß es nun nicht für einen Blinden, an den bezüglich der Willensleistungen im Leben besondere Anforderungen gestellt werden, erst recht schwer sein, zunächst einmal sich und sein Tun Gott gegenüber gründlich bankerott zu erklären? In solchen Fällen also ist die Blindheit zunächst keine Erleichterung, um in ein persönliches Verhältnis zu Gott zu gelangen, aber einen Vorteil kann sie doch bringen, indem ein Entschluß, zu dem man sich unter erschwerten Bedingungen durchringt, eine tiefergehende und nachhaltigere Wirkung hat.

Das ist nun nicht so gemeint, als ob diejenigen Blinden, die diesen Weg gehen müssen, dadurch zu einer Sonderstellung kämen, die auf keine andere Weise, mithin für Sehende nicht erreichbar wäre. Es ist eine Stellung, wie sie meist nur auf schweren Wegen erreicht wird, und deren gibt es auch für Sehende gar manche. Es ist auch nicht so, als ob Gefühl und Verstand bei und nach dieser Entscheidung nichts zu sagen hätten, handelt es sich doch um den ganzen Menschen! Gefühl und Verstand bekommen nur einen neuen Ausgangspunkt und ein neues Ziel, einen neuen Maßstab der Empfindung und Beurteilung, eben beständige Beziehung auf Gott und dessen Willen. In solchem Zusammenhang mag man dann wohl Religion definieren als „das als Lebensnotwendigkeit tiefempfundene Gefühl der Abhängigkeit". Und diese Art von Abhängigkeit ist etwas ganz Anderes, als was der Blinde sonst in dieser Beziehung als Folge und Begleiterscheinung seines Leidens zu spüren bekommt. Ja, sie gerade lehrt, wie an anderer Stelle gesagt ist, die Abhängigkeit von Menschen besser ertragen. Hat der Blinde also christlichen Gottesglauben, so besitzt das für ihn nicht nur den praktischen Wert, den es für jeden gläubigen Menschen hat oder haben soll, sondern es hat auch noch seine besondere Bedeutung mit Bezug auf die durch die Blindheit gegebene Sonderlage des Betreffenden. Aber aus solchen Erwägungen heraus wird

wohl kein Blinder in ein persönliches Verhältnis zu Gott treten, ebenso wenig, wie das beim Sehenden aus anderen Zweckmäßigkeitsgründen der Fall ist. Die Veranlassung zur persönlichen Stellungnahme muß beim Sehenden und Blinden eine viel tiefergreifende sein. Freilich, wie so viele Sehende, gehen auch viele Blinde dahin, ohne durch äußere Veranlassungen oder inneren Zwang je zu dieser Stellungnahme gedrängt worden zu sein, und für solche Blinde ist ihr Gebrechen nur wie ein Schlafmittel mehr, was entweder für den ganzen Menschen gilt, oder noch, um eine andere Begriffsbestimmung für Religion anzuführen, von „Sinn und Gefühl für das Göttliche und Heilige“.

Nach allem bisher Gesagten hat der Blinde gerade infolge des fehlenden Augenlichts zwar den Vorteil, daß er, wenn überhaupt, zu einer früheren und entschiedeneren Stellungnahme gegenüber religiösen Fragen gedrängt wird, daß es ihm auch, gleichviel welche Stellung er selbst hat, bewußter bleibt, was das Wesentliche bei der Religion ist, so daß aus diesem Bewußtsein größere konfessionelle Duldung folgt, aber ihm doch die persönliche Entscheidung durch die Blindheit weder abgenommen noch erleichtert wird. Ja, es kann Fälle geben, wo die Blindheit eine Entscheidung für den christlichen Gottesglauben, für dieses auf Vertrauen gegründetes Abhängigkeitsverhältnis von Gott, geradezu erschwert, nicht nur in dem oben kurz dargelegten Sinne, sondern auch durch Lebenslagen, die die Blindheit mit sich bringt, oder in denen das Nichtsehen eine empfindliche Last mehr bedeutet. Andererseits kann es ja auch einmal vorkommen, daß der Blinde sich sagen muß, daß er bei seiner Veranlagung und in seinen Verhältnissen als Sehender wohl kaum in das Verhältnis zu Gott gekommen wäre, in dem er nun steht. Jedenfalls herrscht unter den Blinden die gleiche Mannigfaltigkeit der Stellungnahme wie unter den Sehenden: Die gleiche Entschiedenheit oder auch Abstufung bezüglich Zustimmung und Ablehnung, Gleichgültigkeit oder einer nur gewohnheitsmäßigen aber nicht praktischen Stellung zur christlichen Religion, in der er mehr oder minder erzogen und unterrichtet worden ist. Wenn trotzdem bei so vielen Sehenden die Erwartung vorliegt, beim Blinden ein besonders lebendiges und vertieftes Verhältnis zu Gott zu finden, so ist das entweder auf den

Gedanken an einen Ausgleich zurückzuführen, oder auf die Annahme, daß ein außerordentliches Leiden eine besondere Frucht bringen müsse. Insofern bei dieser Erwartung die Blindheit, die doch nur eines der möglichen Mittel zur Verwirklichung jener Annahme werden kann, überschätzt, und die ausschlaggebende, zwar bestimmte, aber doch allgemein menschliche Veranlagung des betreffenden Blinden zu hoch veranschlagt wird, insofern hat der Sehende kein Recht, beim Blinden ein besonderes Verhältnis zur Religion zu erwarten.

Der Blinde aber sollte sich fragen, ob in einer so verbreiteten Auffassung nicht für ihn persönlich ein Wegweiser zu erblicken ist zu dem, was er durch die Blindheit oder trotz derselben werden soll!



Sind Nicht-Sehende im allgemeinen empfindlich?

Von E. Kull.

Man kann sagen, ja, mehr als Andere. Selbst sehr gebildete Blinde zeigen oft einen hohen Grad von Empfindlichkeit, indem sie manche Handlung oder Meinungsäußerung der Sehenden als gegen sich gerichtet auffassen, wo dieses gar nicht der Fall ist, und die betreffende Person gar nicht die Absicht hatte, zu verletzen. Selbst im Falle ihres Unrechts beanspruchen Blinde oft eine mildere, ja man könnte sagen zartere Behandlung des begangenen Fehlers oder des Unrechts. Die drohende Stimme mag auf sie den gleichen Eindruck üben, wie etwa der strenge Blick des Richtenden oder Verwarnenden auf den Sehenden ausübt. Das mag wohl daher kommen, daß Blinde von Jugend auf mit mehr Liebe und Zärtlichkeit behandelt und erzogen werden, als dies gemeiniglich bei Sehenden der Fall ist. Unter Geschwistern, die einen blinden Bruder oder eine blinde Schwester in ihrer Mitte haben, sind diese vom Schicksal schwer Getroffenen immer die Bevorzugten, denen so leicht kein Haar von den andern gekrümmt werden darf. Die bevorzugte Stellung im Elternhause gibt sich dann später wieder in der besonderen Rücksichtnahme, die man in der Regel den erwachsenen Blinden im gesellschaftlichen Leben entgegenbringt. Wenn diese Rücksichtnahme auch nicht immer, ja man kann sagen, selten aus den richtigen Beweggründen stammt, so ist sie einmal vorhanden, und der Blinde kann sich ihr nicht entziehen, muß sie wohl oder übel über sich ergehen lassen. Was Wunder, wenn er unter solchen Umständen in diesem Punkte etwas verwöhnt wird und alsdann für das Gegenteil umso empfindlicher ist. Die große Empfindlichkeit bei Blinden mag ferner darin ihren Grund suchen, daß Blinde bei ihren sehenden Lebensgefährten selten ein richtiges Verständnis für sich, für ihr Können, Denken und Wollen voraussetzen, auch nicht voraus-

setzen können; denn es gibt sehr wenige Menschen, die einen Blinden auch nur annähernd richtig beurteilen. Das ist ja hinlänglich bekannt. Woher sollen sie dies auch können; es fehlt ihnen die Gelegenheit, mit Blinden umzugehen und so eigene Erfahrungen zu sammeln. Kommen sie aber mit Blinden zusammen, dann können sie so selten schweigen und eine abwartende Stellung einnehmen, was in den meisten Fällen viel klüger wäre; sie haben in der Regel gleich etwas zu sagen, und dieses Etwas hat sicher das Gebrechen und nicht den Menschen selbst zum Gegenstande. Und hier ist nun einmal die wundeste Stelle, an der die Empfindlichkeit des Blinden in geradezu unverzeihlicher Weise getroffen und herausgefordert wird. Immer ist es Unwissenheit und Unerfahrenheit seitens der Vollsinnigen, wohl nie dagegen sind es Boshaftigkeit oder irgendwelche kränkende Absichten, die hier ihr Spiel treiben, und das ist für den Blinden das versöhnende Moment dabei und muß es schließlich sein. Dennoch ist für diesen jeder derartige Fall eine neue Gelegenheit und auch ein neuer für ihn berechtigter Grund, sich in seiner Empfindlichkeit verletzt zu fühlen. Das ist durchaus erklärlich, wenn man daran denkt, daß auch unter solchen Sehenden, die mit irgend einem Gebrechen behaftet sind, die meisten höchst empfindlich werden können, wenn die ihnen anhaftende Abnormität Gegenstand der Besprechung oder gar des Bedauerns wird. Ich habe aber immer gefunden, daß dies lange nicht so häufig und mit solcher Vorliebe und Dreistigkeit geschieht, wie gerade bei der Blindheit. Wo es sich dagegen um einfache sachliche, den Zustand des Blinden betreffende Erörterungen handelt, da sollten Blinde ihre leicht hervorbrechende Empfindlichkeit zurückhalten und solche Erörterungen mit einer gewissen philosophischen Gelassenheit und Ruhe hinnehmen, ihnen eine harmlose Deutung geben, anstatt sich in Argwohn und Mißtrauen zu verzehren und sich ihr Dasein zu verbittern.



Das Gedächtnis der Blinden und ihre Methode Ideen zu bilden mit der 7. Symphonie von Beethoven als Bild derselben.

Von Richard Hauptvogel-Leipzig.

Die Blinden haben ein gutes, nicht selten ein ausgezeichnetes Gedächtnis. Das ist eine von Alters her erwiesene Tatsache. Oft ist dieses Thema schon bearbeitet worden und manche lange Abhandlung darüber geschrieben. Es ist freilich auch wunderbar, wie viel sie häufig mit ihrem Gedächtnis leisteten, und was sie ihm anvertrauen können! Wie groß ist die Zahl der blinden Musiker, die teils als Virtuosen in Konzerten, und teils als Salon-Pianisten tätig sind, und wie umfangreich ist das Reportoir, über das ein Jeder derselben verfügt. Man wird freilich nicht mit Unrecht einwenden, daß es eine große Anzahl von Noten in Blindenschrift giebt, allein auch diese Stücke muß er erst vollständig erlernen, ehe er sie vortragen kann. Genau dieselben Anforderungen werden auch an einen Sprachlehrer, an einen Redner gestellt, und an einen, der die Universität absolvieren will, sicher noch größere.

Ist nun aber unser Gedächtnis wirklich besser als das der Sehenden? Wird es einfach durch den Verlust der Augen stärker? Spielt hier die größere Uebung eine Rolle?

Auch ich hatte diese Fragen schon öfter mit meinen Leidensgefährten besprochen, und das Resultat dieser Unterhaltung war, daß man diese Leistungen kaum als die Folge eines wirklich besseren Gedächtnisses ansehen kann, sondern die Art, wie sie das Gehörte aufnehmen, das Gelesene sich zu eigen machen, kurz, die Methode, wie sie geistig arbeiten, ist wesentlich von der der Sehenden verschieden. Schon bei materiellen Wahrnehmungen, die er durch das Gehör oder Gefühl empfängt, operiert er ganz anders als ein Sehender. Dieser sieht ein Gesamtbild vor sich, dessen einzelne Teile stets Teile des Ganzen bleiben, während der Blinde alles erst im einzelnen durch

Gefühl oder Gehör wahrnehmen muß, und es dann auch so wieder dem Ganzen einzuverleiben hat. Höchstens beim Anhören eines Tonstückes kann man von einer Aufnahme des Ganzen auf einmal reden. Dieses Verfahren mag sich häufig schnell, vielleicht in einem Augenblick abspielen, aber anders kann ein besonders Früherblindeter kaum materielle Eindrücke auffassen. Ja ich möchte fast behaupten, daß er auch beim Lesen nicht anders verfährt, daß er Buchstaben, vielleicht Wörter liest, die er dann zu Sätzen, zu Gedanken vereinigt. Der Sehende, der mehrere Wörter auf einmal überschauen kann, arbeitet auch hierin fast umgekehrt.

Dieses Verfahren, welches der Blinde beim Wahrnehmen materieller Dinge anwendet, mag wohl auch die Ursache sein, daß er beim Ausbau geistiger Ideen ganz ähnlich verfährt. Er baut in seinem Geiste eine Anzahl von Wissensobjekten auf, deren jedes ein Ganzes bildet. Das tut schließlich auch ein Sehender; allein dieser kann doch bei allem, was er nicht weiß, sofort nachschlagen, durchlesen usw. Das ist beim Blinden oft schwer, und wenn es nicht zum Studium gehört, völlig unmöglich. Er muß also die Lücken einstweilen offen lassen, versucht dann, sie gelegentlich durch Fragen oder auf andere Weise zu füllen. Da kann es denn leicht vorkommen, daß er zum Aufbau eines Systems, das ein Sehender in wenigen Tagen hergestellt hätte, ein paar Jahre braucht. Erhält man nun auf eine Frage die lange vergeblich erwartete Antwort, so ist es sicher, daß man sie kaum wieder vergißt. So bauen die Blinden sich ihre Ideen auf, und es ist wahrscheinlich, daß diesem Umstande zu einem großen Teile ihr gutes Gedächtnis zu verdanken ist.

Um nun aber diese Methode etwas genauer zu charakterisieren, möchte ich, wie schon aus dem Titel zu ersehen ist, als Bild das Alegretto der siebenten Symphonie von Beethoven wählen.

Dieses Stück beginnt mit einem Thema von 24 Takten, welche nur von den Baßgeigen ganz piano gespielt werden. Es ist bloß eine einfache Melodie, welche fast nichts enthält. Hieran schließen sich 3—4 Verse, alle von derselben Länge, und eigentlich auch von derselben Melodie, allein beim zweiten Verse wird sie vom Violoncell mit schönen Verzierungen gespielt. Diese vermehren sich wesentlich beim dritten Verse, der vom

gesamten Streichorchester ausgeführt, und noch mehr beim vierten, in welchem auch die Blasinstrumente zu ihrem vollen Rechte kommen. Während dieser ganzen Zeit hört man aber dieselbe eintönige Melodie der Baßgeigen, auf der sich also das ganze Stück aufzubauen scheint. Fassen wir nun dieselbe als den Gedanken auf, welchen der Blinde in seinem Geist trägt, so können die folgenden Verse das erste, zweite und dritte Stadium des weiteren Ausbaues dieser Idee sein, die er, vielleicht in langen Zeiträumen, allmählich in seinem Geiste aufführt. Aber unveränderlich bleibt die Melodie der Baßgeigen. Denn noch ist die Idee nur seine eigene, persönliche, noch probiert er nicht, ob sie auch in die Welt paßt.

Hieran schließt sich nun ein Satz für Orchester, der nichts mit der vorangehenden Melodie zu tun hat. Das ist der Weltverkehr, in welchen er sich nun mit seinem Gedanken wagt. Er merkt aber bald, wie wenig er den Ansprüchen der Welt gewachsen ist, und wie lückenhaft also seine Idee ist. Dann folgt abermals eine Bearbeitung des ersten Themas, aber ohne die stabile Melodie der Baßgeigen, jede Stimme bearbeitet, ähnlich wie bei einer Fuge, die Melodie für sich. Dieses bedeutet, daß er durch verschiedene Mittel: Vorlesungen, Gespräche, Fragen usw. versucht, die Lücken und Mängel seiner Idee zu beseitigen und sie so dem Bedürfnisse des Lebens immer mehr anzupassen. Das gelingt ihm auch, freilich oft nur ganz allmählich. Beethoven bietet uns nun abermals einen Orchester-Satz, der gar nichts mit dem ersten Thema zu tun hat. Der Blinde mischt sich eben abermals unter das große Publikum mit seiner Idee, sucht sie durch Anhören von Vorträgen, und ähnlichen Unternehmungen auf ihre Lebensfähigkeit zu prüfen obgleich diese oft gar nichts direkt mit seiner Gedankenwelt zu tun haben, und schließlich erscheint das Thema nochmals. Diesmal liegt es in der Melodie, welche von den hohen Blasinstrumenten kräftig gespielt wird. Sie beherrschen das ganze Orchester, die Melodie der Baßgeigen schweigt auch hier. Dies zeigt uns, wie auch der Blinde, nach Beseitigung aller Mängel und Lücken, mit seiner Idee entschieden im Publikum auftreten kann, ja vielleicht bisweilen sogar eine Rolle damit zu spielen vermag.

Solche Ideen, die oft erst nach Jahren, häufiger aber vielleicht überhaupt nie völlig ausgearbeitet werden, trägt ein

jeder Blinde in seinem Innern mit sich herum. Sie liegen freilich auf recht verschiedenen Gebieten, und beziehen sich, je nach der Stellung, der Bildung und dem Gesellschaftskreise des Trägers auf Handwerk, Liebhabereien, Religion, Blindenwesen, Musik, Wissenschaft und dergleichen. Ich selbst trage z. B. in meinem Geiste folgende Fragen herum, an deren Beantwortung ich auch schon zum Teil jahrzehntelang arbeite: Welche angeblichen Wunder der Bibel können wir uns erklären, und welche müssen wir glauben? Wie ist das sogenannte Ferngefühl der Blinden zu erklären? Wie sind die Schwierigkeiten, welche für das blinde Kind beim Besuch einer Volksschule tatsächlich vorliegen, allmählich zu beseitigen?

Werden nun aber die Blinden ihr gutes Gedächtnis immer behalten? Diese Frage möchte ich ganz entschieden verneinen. Zunächst wurde in der Revue Typhlopédagogique, der einzigen pädagogischen Zeitschrift, welche in Blindenschrift in Lille erscheint, diese Frage gestellt, und mit „das sei sehr fraglich“ beantwortet. Hierzu erschien eine interessante Notiz von Monsieur Guilbeau, der trotz seiner Blindheit schon seit einer langen Reihe von Jahren Lehrer an der Institution Nationale für Blinde zu Paris ist, und dem nicht nur reiche Erfahrungen, sondern auch ein umfangreiches statistisches Material zur Verfügung steht, so daß er auf diesem Gebiete wohl als Kapazität gelten kann. Dieser sagte: „Die Fälle von einem wunderbaren Gedächtnis, wie sie vor 40 Jahren, ja vielleicht sogar noch vor 30 Jahren keineswegs zu den Ausnahmen gehörten, werden heute immer seltener.“ Setzen wir hierzu die historisch verbürgte Tatsache, daß es in Athen und Sparta eine ganze Anzahl alter Leute gab, welche die Namen sämtlicher Bürger wußten, die also wandelnde Adreßbücher waren, so kommen wir jedenfalls auf den Schluß, daß eine erhöhte Kultur, mit ihren Ansprüchen, welche die Schule, die Volkswirtschaft, der Kampf der Konkurrenz an den Geist stellen, das Gedächtnis bedeutend schwächt. Das war schon im Altertume der Fall und trifft auch bei den Blinden heute genau ebenso ein. Wie einfach war noch vor wenigen Jahrzehnten ihre Geistestätigkeit, und wie werden sie heute immer mehr in die Bildung, aber auch in den Kampf der Interessen hineingezogen. Bücher, Noten, Zeitungen, zentrale Leihbibliotheken, welche fast unentgeltlich arbeiten, verbreiten Bildung, und Blindenvereine unterstützen

das Streben nach Unabhängigkeit. Auch hier darf man sich kaum wundern, wenn sie, die früher ziehmlich unberührt vom Treiben der Welt dahinlebten, und heute oft mitten in dasselbe hineingezogen werden, ihr einst so fabelhaftes Gedächtnis allmählich einbüßen.

Diese Erläuterung giebt jedenfalls auch dafür den Beweis, daß ein weiterer Grund für das früher so treffliche Gedächtnis der Blinden in den geringen Anforderungen lag, die man damals an ihre Energie im Berufsleben und eigentlich auch an ihre geistige Ausbildung stellte. Heute liegen die Sachen allerdings wesentlich anders. Wohl ist die Zahl der beruflich mehr oder weniger selbständigen noch nicht gerade sehr groß, nimmt aber dauernd zu, und jedenfalls sind die beständig zunehmenden Bildungsmittel auch für alle ein Mittel zur Erweiterung ihrer Ausbildung. Allein wenn auch dieser Grund heute weit weniger mehr als früher wirken mag, so bleibt ohne Zweifel die zuerst angeführte Ursache noch bestehen.

Die Frage nach den Gründen für das gute Gedächtnis der Blinden läßt sich also kurz dahin beantworten, daß dieselben einerseits in der dem Blinden eigentümlichen Art der geistigen Arbeit zu suchen sei, und andererseits in den wesentlich geringeren Anforderungen, die man an ihre Energie im Berufsleben und an ihre Umsicht stellt.



Die Sehvorstellungen der Blindgeborenen.

Von Alexander Reuß-Straßburg i. E.

Wer im gewöhnlichen Leben von einem „Blinden" redet oder reden hört, der begreift unter dieser Bezeichnung einen Menschen, dem die Fähigkeit des Sehens völlig abgeht, und vielfach auch einen solchen, dem infolgedessen die Vorstellung aller jener Erscheinungen fehlt, die vermöge des Auges unserem Bewußtsein zugeführt werden können. Der Blinde selbst, wie er sich in größerer oder kleinerer Menge in den Blindenanstalten zusammenfindet, oder in seinem bereits weit verzweigten Vereinigungen zusammenschließt, sowie der sehende Leiter von Blindenanstalten und der Augenarzt fassen diesen Begriff nicht so eng. Als „blind" bezeichnen diese auch denjenigen, der infolge seines teilweise mangelnden Augenlichtes nicht zum vollen Gebrauch seines Gesichtssinnes befähigt ist, sodaß er in vielem auf die Hilfe und Vermittlung der Vollsichtigen angewiesen ist. Die Blindenanstalten beherbergen dementsprechend eine ganze Anzahl Leute, welche Lichtempfindungen besitzen, Gegenstände in etwas erkennen, ja, welche sich ohne Führung an fremden Orten frei bewegen können und so im Stande sind, ihren ganz blinden Schicksalsgenossen noch wichtige Dienste zu leisten.

Man sieht, wie sich auf diese Weise die Blinden in zwei Gruppen scheiden: In solche, die völlig des Augenlichtes beraubt sind, und in solche, die noch eine, wenn auch oft sehr geschwächte Licht- und meist auch Farbenvorstellung haben. Andererseits lassen sich die Blinden auch in der Weise unterscheiden, daß die Einen schon vor der Geburt oder doch vor dem bewußten Erwachen des Gesichtssinnes erblindeten, während die Anderen ihr Gesicht erst später durch Krankheit oder Unfall verloren. Diese Letzteren scheiden für unsere Betrachtung aus, da sie eine Vorstellung des Lichtes und der Farben in ihrer

Erinnerung bewahren. Für unsere Beobachtung kommen nur diejenigen Nichtsehenden in Frage, welche nie äußere Lichteindrücke empfangen haben.

Blindgeburten im eigentlichen Wortsinne sind selten. Die meisten „Blindgeborenen" haben ihr Augenlicht durch äußere Einflüsse erst in den Anfangstagen ihres Lebens eingebüßt. Aber Licht- und Farbeneindrücke haben sie dann noch nicht bewußt empfangen, weil die bewußte Sehempfindung des Kindes erst nach längerer Zeit einsetzt; diese haftet also auch nicht in ihrer Erinnerung. Es handelt sich nun darum, festzustellen, ob diese Blindgeborenen, wenn sie heranwachsen, Licht- und Farbenvorstellungen haben, und welcher Art diese sind.

Es gibt — wenn auch selten — Blindgeborene, deren Blindheit durch eine embryonale Verkümmerung des im Gehirn liegenden Sehzentrums begründet ist. Diese Verkümmerung schließt irgendwelche Art des Erwachens und der Betätigung der Sehvorstellungen aus. Anders, wenn nur die das Licht vermittelnden Werkzeuge, Sehnerv und Auge, durch irgendwelche Störungen ausgeschaltet sind. Hier ist das Gehirn im Vollbesitz der Fähigkeit, zu sehen, wenn schon ihm auf dem gewöhnlichen Wege keine Reize zugeführt werden.

Man hat oft behauptet, der Blinde habe feinere Sinne als der Sehende. Diese Behauptung beruht auf einer Täuschung. Der Blinde besitzt an sich dieselben Sinne, mit Ausnahme des Gesichtes, wie der Sehende in der gleichen Schärfe und in dem gleichen Umfang. Aber das Fehlen des bequemen Gesichtssinnes zwingt ihn, alle diejenigen Empfindungen umzuleiten, die durch die anderen Sinne wahrnehmbar sind. So erkennt er alle Gegenstände, die das Auge durch Uebung nicht mehr als Fläche, sondern als Körper zu empfinden gewohnt ist, in ursprünglicher Weise durch Tasten. Das Gehör sagt ihm das Vorhandensein und die Richtung anderer Gegenstände. Die Sinne sind dieselben, aber Nötigung und Anpassungsfähigkeit üben diese Sinne, daß sie genauer arbeiten und so ausgiebig benutzt werden, wie sie es überhaupt zulassen. Das Gehirn verarbeitet alle diese Eindrücke in der üblichen Weise, vielleicht oft nur ein wenig klarer bewußt als beim Vollsinnigen, bei dem der überwiegende Einfluß des Auges die Eindrücke anderer Sinne häufig so übertönt, daß sie mehr unterbewußt als bewußt zur Geltung kommen. Welche Stellung aber nimmt beim

Blindgeborenen der vorhandene, durch den Mangel der Verbindung von Eindrücken abgeschnittene Gesichtssinn ein?

Ich habe Blindgeborene kennen gelernt, die in Jahren ihrer geistigen Reife mit Vorliebe Schilderungen der Natur in ihren Farben und Lichttönen vernahmen oder lasen. Sie schwelgten im Genuß der Beschreibung eines Sonnenauf- oder Untergangs, sie wurden weich bei der Schilderung einer Mondnacht und heiter durch die Darstellung einer sonnigen Sommerlandschaft. Ja, sie bevorzugten in ihren Lust- und Unlustgefühlen einzelne Farben, wie gold, weiß, schwarz, blau oder rot. Das ließ vermuten, daß das Gehirn dieser Blindgeborenen gewisse Vorstellungen enthalte, die nicht auf dem Wege ihrer vorhandenen Sinne eingegangen sein konnten. Ich vermutete eine verborgene Tätigkeit des an sich gesunden aber verdunkelten Sehsinnes. Es war nicht leicht, festzustellen, welcher Art diese Vorstellungen waren, da den betreffenden Blinden die Worte für dieselben meist ganz fehlten. Sie empfanden wohl etwas, einen Inhalt, dem sie keine selbständige Form geben konnten. — Zunächst versuchte ich zu erfahren, ob diese Blinden eine Empfindung „vor den Augen" hätten, ein Gefühl, das ihnen sagte, es fehle ihnen etwas dort, wo sich beim Sehenden das Auge betätigt.

Der Spätererblindete, der sein Augenlicht völlig eingebüßt hat, besitzt vor den Augenhöhlen, also an den Stellen, die ihm früher die Berührungspunkte zwischen Licht und Sehsinn waren, ein bestimmtes Gefühl der Dunkelheit. Sich an dieses Dunkel zu gewöhnen, ist eine Schwierigkeit, die nicht jeder Spätererblindete überwindet. Mancher büßt seine geistige Spannkraft ein und bleibt ein Gebrochener, wenn nicht Krankheit und Verzweiflung Schlimmeres über ihn bringen. Mancher gewöhnt sich an die Dunkelheit, und er wird weiterleben können, angepaßt an neue Verhältnisse. Ich sagte „Dunkelheit", „Finsternis" oder „Schwarz" wäre nicht richtig, denn es ist kein absolutes Schwarz, das dem Blicke des Spätererblindeten vorschwebt. Es ist nur eine Dunkelheit, die oft unterbrochen wird durch Sehreflexe des Nervs oder der Netzhaut oder die sich nach völliger Zerstörung beider nicht als schwarz darstellt, sondern als ein Gemisch sämtlicher Farben des Spektrums, in dem wir Gelb, Blau, Rot usw. wahrnehmen, das aber deshalb nicht gelb, blau oder rot usw. ist. Es hat vielmehr den

Anschein, als seien sämtliche Farben der Sonne geronnen und verdunkelten schwarzgrau das früher sehende Auge.

Anders beim Blindgeborenen. Derselbe hat zwar vor den Augenhöhlen eine andere Gefühlsempfindung wie vor den übrigen Körperteilen, z. B. am Rücken der Hand; aber diese Empfindung zeigt sich ihm nicht als unangenehm, nicht als der Mangel an etwas, das von Rechtswegen da sein sollte. Es ist eben nur eine Tastempfindung, die besonders dann zur Geltung kommt, wenn der dumpfe Luftdruck eines Gegenstandes dem Blinden anzeigt, daß ein Körper sich vor ihm befindet, ohne daß er denselben mit den Händen betastet. Einen Einfluß auf die Gehirnpartien des Sehsinnes scheint dieses Gefühl jedoch nicht auszuüben. Ich habe deshalb versucht, auf einem Umwege der verborgenen Tätigkeit dieses Sehsinnes näher zu kommen, indem ich der Umleitung seiner Reize über Getast und Gehör folgte. Bei oberflächlicher Betrachtung könnte es überhaupt erscheinen, als klängen die Vorstellungen von Farbe und Licht, wie der Blindgeborene sie durch Vermittelung der Sprache erhält, nur in den Regungen des Gehörs und des Tastsinnes aus, so daß der beeinträchtigte Sehsinn gar nicht in Schwingung käme. Es zeigt sich daher, daß die Ausdrücke, die der Blindgeborene hierbei anwendet, und welche diesen Schein hervorrufen, nur ihm geläufige Formen für einen Inhalt sind, den auszudrücken er sonst nicht imstande ist. Das Ergebnis sorgfältiger Beobachtungen ist Folgendes:

Die Vorstellung eines Blindgeborenen vom Licht an sich zu kennzeichnen, ist sehr schwer. Er fühlt Licht in seinem Geistesleben als ein Etwas, das weder Gehör, noch Getast, noch Geschmack, noch Geruch ist. Aber schon, daß er es als ein außer diesen Empfindungen stehendes Etwas wahrnimmt, zeigt uns eine geheime Tätigkeit des Sehsinnes.

Die Vorstellung der Farben dagegen ist eine genauere. Die Erfahrung der Wortsprache hat den Nichtsehenden gelehrt, daß Schwarz und Weiß Gegensätze sind; er hat gehört, daß das Feuer rot, der Himmel blau ist, und dieses beeinflußt seine Vorstellungen. In seinem Sehsinn werden bei dem Nennen der Gegensätze Schwarz und Weiß Vorstellungen wach, die er in die Form der ihm geläufigen Gegensätze „Glatt und Rauh“ oder „Kalt und Warm“ kleidet. Man glaube dabei jedoch nicht, daß er Weiß für Kalt, Schwarz für Warm oder umge-

kehrt hält. Er hat in seinem Sehsinn eben nur eine Vorstellung, die ist „wie“ Glatt und Rauh, „wie“ Kalt und Warm. Rot ist für ihn nicht Heiß, sondern er hat bei der Nennung des Wortes „Rot“ eine fremde Sinnesempfindung, die so etwas ist, wie das „Heiß“ in seiner Tastvorstellung.

Ebenso ist es mit Blau, dem im Gefühlssinn mitunter die weiche Luft entspricht. Doch sind diese Ersatzvorstellungen nicht typisch. Sie können auch in ganz anderem Vergleichen bestehen. Typisch ist nur das Auftreten einer Empfindung im dunklen Sehsinn, die in den anderen Sinnen ein mehr oder minder genaues Ausdrucksmittel findet. „Hoch und Tief“ können ebensowohl derartige Ersatzvorstellungen sein wie vieles Andere, das dem Klanggebiet entnommen ist.

Wir können also feststellen, daß der im Gehirn liegende Sehsinn des Blindgeborenen eine Arbeit verrichtet, heimlich und still, und daß diese Arbeit seine Vorstellungsreihen von der Welt der Sehenden beeinflußt. Denn jedesmal dann kommt die Regung des Sehsinnes am stärksten zur Geltung, wenn der Blinde durch die Sprache von Farben und Sehverhältnissen Kunde erhält, die ihm die anderen Sinne verschweigen. Und dieser verborgene Sinn arbeitet sogar einigermaßen richtig, indem er die Hauptverhältnisse der einzelnen Farben wirklich abschätzt und abtönt. Ja es ist möglich, daß der Blindgeborene ein ästhetisch richtiges Bild von Farbenzusammenstellung in sich trage und ausspreche, obwohl er von der Wirklichkeit der Farben überhaupt keine Ahnung hat, sondern nur gewisse Regungen der Sehkraft unbestimmte Gefühle in ihm wecken. Die Erfahrung beweist dies, da es Blinde gibt, die in schriftstellerischer Arbeit und in der Erzählung richtige und ästhetische schöne Beschreibungen geben von Dingen, die sie der Anschauung nach nicht kennen.

Fragen wir uns zum Schluß, worauf diese Regungen des Gehirnes zurückzuführen sind, die es zum Beispiel einer Helen Keller ermöglichten, sich eine richtige und außerdem schöne Vorstellung der sichtbaren Welt zu machen, so möchte ich sagen: Die Regungen der an sich von der Außenwelt abgeschnittenen Sehkraft bei Blindgeborenen sind ein Vermögen, das das Gehirn durch Vererbung von den sehenden Voreltern erhalten hat. Es ist eine Verpfanzung des Lichtes und der Möglichkeit seiner Auffassung auf die Kinder, auch wenn diesen das Mittel der

selbständigen Aufnahme der Sehvorgänge versagt ist. — Welche Aussichten eine Verwertung dieser Tatsache für den Unterricht und die Ausbildung Nichtsehender haben kann, das auszuführen, ist nicht der Zweck dieser Arbeit. Sie möchte nur darauf hinweisen, daß der Sehsinn eines Blindgeborenen arbeitet, und daß er durch Vererbung seinen Gehalt an wahrem Vorstellungsvermögen bekommen hat. (Das auch hierbei individuelle Verschiedenheiten vorkommen müssen, zeigt der Aufsatz von Berta Hirsch, auf den wir in diesem Zusammenhang besonders hinweisen möchten.)



Das Sehen der Blinden.

Von Paul Schneider.

Die verbreitetste englische Monatsschrift im Punktdruck, der „Progreß“, enthält eine ständige Rubrik, in welcher Fragen und Gegenstände von allgemeinerem Interesse für die Blindenwelt zur Sprache gebracht und die Aeußerungen der Leser über solche Fragen veröffentlicht werden. Hier fand sich im Laufe des letzten Jahres auch das Thema aufgeworfen: the Outlook of the Blind.“

Diese Ueberschrift mag allgemein paradox erscheinen, denn es ist sicher zweifellos, daß bei völlig Erblindeten, die ganz unempfindlich sind für den Unterschied zwischen dem tiefsten Dunkel und dem grellsten Licht, von einem „Sehen“ nicht gut die Rede sein kann. Dabei ist es aber doch eigentümlich, daß bei den blinden Lesern des Blattes über die Bedeutung jenes Themas eigentlich nur eine Auffassung zutage trat. An der Besprechung beteiligten sich nur in späteren Jahren erblindete Leser, und das erklärt sich daraus, daß es sich bei der Frage um die Empfindung von Farben und Lichtwirkungen handelt, von welchen Blindgeborene oder ganz früh Erblindete naturgemäß keine Vorstellung haben können.

Einzelne hat der Gegenstand zu der Behauptung veranlaßt, daß sie geistig alle Objekte sähen, mit denen sie zu tun haben oder die ihnen deutlich geschildert werden, daß sie deutlich die Gesichter derer vor sich erblicken, die sie vor der Erblindung gekannt haben usw. Doch das sind wohl nur Vorspiegelungen der Einbildungskraft. Aber alle schildern die Empfindung, als hätten sie unmittelbar vor ihren Augen ein Etwas, das sie sichtlich wahrnehmen und das durch seine Farbe oder Farben auf sie einwirkt, und alle sprechen dabei vom „Sehen“.

Diese Empfindung teilt auch der Schreiber dieser Zeilen. Er hat im Alter von 31 Jahren durch Atrophie des Sehnervs die Sehkraft verloren und ist jetzt fast 24 Jahre vollständig blind. In dieser ganzen Zeit hat er stets das Gefühl gehabt, bei Tag und Nacht, bei geöffneten oder geschlossenen Augen, daß er in einem leeren, mit grauer Luft gefüllten Raum blickt. Das Grau ist nicht immer von gleicher Farbe, aber immer einheitlich; es ist lichter bei heiterer, dunkler bei düsterer Gemütsstimmung. Es wird nie zur beängstigenden Finsternis und übt eine, ich möchte fast sagen, angenehm beruhigende Wirkung aus. Ueberhaupt erscheint mir das Nichtsehen an sich, wenn man sich einmal in sein Schicksal gefunden hat, nicht als ein beklagenswerter Zustand.

Ganz anders sind die Sehempfindungen eines meiner Freunde, der sein Augenlicht durch eine Explosion verloren hat. Er sieht links eine ruhige, blaugraue Fläche, welche von der linken Seite her rot angehaucht ist; rechts, auf dunklem, rötlich-blaugrauem Grunde hellere Flecke, bläulich oder gelb, welche sich in beständig flimmernder Bewegung befinden. Die Flecken tauchen auf und verschwinden, immer aber kehren dieselben Formen wieder. Je ruhiger er ist, desto ruhiger und dunkler ist sein Gesichtsfeld. Mit wachsender Erregung und bei körperlicher Anstrengung werden die Flecken heller, ihre Bewegung wird lebhafter; manche Flecken von bestimmter Form erscheinen dann ganz leuchtend weißgelb. Wird das Flimmern sehr lebhaft, so wird es geradezu verwirrend.

Hier mögen nun, in abgekürzter Form, die Aeußerungen einiger englischen und amerikanischen Blinden folgen, die im „Progreß" zu dieser Frage das Wort ergriffen haben.

So schreibt ein völlig erblindeter, älterer Herr, daß sein Ausblick meist hell, fast glänzend sei, und nur bei Ermüdung oder bei fortdauernd trübem Wetter dunkel werde. Ein Blinder aus Dundee meint, es werde wohl aus der Verschiedenheit der Erblindungsursachen zu erklären sein, daß die Farben, welche die Blinden sehen, so verschiedenartig zu sein schienen. Er habe einen blinden Mann gekannt, dessen Augen infolge von Entzündung ausgelaufen seien und der wie in einen dicken Nebel schaute. Andere behaupten, daß sie eine fürchterliche Schwärze vor sich sähen. Seine eigenen Empfindungen teilt dieser Einsender nicht mit. Ein 58 jähriger und seit 30 Jahren erblindeter

Birminghamer äußert sich wie folgt: „Mein Ausblick ist nur finster, wenn das Wetter trüb ist oder wenn ich sehr ermüdet bin. Er erscheint mir wie das feierliche und besänftigende Dunkel in einer großen Landkirche, in die nur wenig Licht eindringen kann. Es ist ein wahrnehmbarer Unterschied, ob ich meine Augenlider hebe oder schließe usw. Eine blinde Dame von 73 Jahren blickt, wenn sie ermüdet ist, ins Dunkle, in der Regel aber ins „blasse Gelb" zur Zeit des Sonnenunterganges. Aus Southampton berichtet eine Blinde von einer blassen nebel- oder wolkenartigen, weißen Farbe, in die sie für gewöhnlich sieht, zuweilen, wenn sie in dunkler Nacht ganz wach liegt, empfindet sie die Wirkung eines so glänzenden Lichtes, wie zur Zeit, als sie noch in die Sonne sehen konnte. Eine andere blinde Dame, welche seit 14 Jahren erblindet ist, sagt, daß ihre Augen seitdem der Wirkung verschiedener Lichtströme unterworfen seien, die für sie ein böses Zeichen sind. Ein kalkartiges Weiß, wie das der von der Sonne bestrahlten Klippen bei Brighton, deutet auf kommendes stürmisches Wetter; ein Licht wie glänzender Sonnenschein, dessen Anblick ihr Kopfweh verursacht, ist das Zeichen von Ost- oder Nordwind. Sie leidet an großer Schlaflosigkeit, und wenn diese Lichter sie in der Nacht heimsuchen, kann sie erst schlafen, wenn sie gegen Morgen zu milden Farben verblaßt sind. Eine Dame aus Chicago erzählt von einer Freundin in mittleren Jahren, der als Kind beide Augen herausgenommen wurden. Sie leidet unter Lichtempfindungen, die mit den Jahren zunehmen und ihr heftige Schmerzen verursachen. Die Berichterstatterin selbst, die sehr jung erblindet ist und wenig gesehen hat, besitzt ihre Augen, klagt aber auch über unerträgliche Wirkungen der Lichtempfindungen, die um so schlimmer sind, je heißer die Temperatur.

Im Gegensatz zu diesen Beschwerden, über welche unsere Schicksalsgefährtinnen zu klagen haben, steht das Schreiben eines blinden Engländers, mit dessen Veröffentlichung der „Progreß" die Diskussion über diesen Gegenstand schließt. Es mag in wörtlicher Uebersetzung auch den Schluß dieser Mitteilungen bilden. Der betreffende Herr schreibt:

„Im allgemeinen gesagt, ist mein Sehen ein sehr angenehmes. Gewöhnlich flutet vor meinen Augen eine Scheibe gedämpften, goldenen Lichtes, welches beständig an Umfang und Grad der Helligkeit wechselt, obwohl sie selten blendend wird.

Dieses Licht ist für mich eine große Wohltat, da es mich die Tatsache meiner Blindheit vollständig vergessen läßt. In ihm male ich mir die Gesichter derer, mit denen ich spreche und die Gegenstände und Szenen um mich her. Dieses scheinbare Sehen ist natürlich die Wirkung der Einbildung, aber ich denke, das Licht trägt zu der Täuschung bei. Ich erinnere mich aus meinen sehenden Zeiten, daß, wenn ich die Augen im Dunkeln schloß, ich ähnliche Lichter sah wie die, die ich jetzt empfinde. Es kommt selten vor, daß ich mich in volles Dunkel gehüllt finde, und nur, wenn ich nicht gesund bin. Bei nassem und drohendem Wetter verwandelt sich die goldene Farbe in eine graue, die, wenn sie lange anhält, fast bedrückend wirkt. Ich möchte noch hinzufügen, daß ich weder zwischen dem hellsten Sommertag und der schwärzesten Nacht, noch zwischen dem glänzendst beleuchteten und einem ganz finsterem Zimmer unterscheiden kann, so daß gewöhnliches Licht in meinem Falle keine Wirkung auszuüben vermag."

In der Voraussetzung, daß die Verschiedenheit in den Wahrnehmungen dieses illusorischen Sehens ein allgemeines Interesse finden dürfte, haben wir uns vorgenommen, auch unter den spätererblindeten Mitgliedern unseres Vereins eine Umfrage über ihre Sehempfindungen zu veranstalten, die uns währscheinlich Veranlassung geben wird, in einem späteren Artikel auf den hier behandelten Gegenstand noch einmal zurückzukommen.



Die Farbenidee der Blinden.

Von Richard Hauptvogel-Leipzig.

Haben denn die Blinden auch eine Farbenidee? Können sie sich überhaupt von dem Begriff „Farbe“ eine genaue Vorstellung machen? So wird sicher mancher Leser fragen, wenn ihm der Titel dieses Artikels in die Augen fällt. Und in der Tat scheint eine Abhandlung darüber zunächst ebenso absurd, als wenn jemand über die Frage, was sich ein Taubstummer über den musikalischen Aufbau irgend eines großen Tonstücks für einen Begriff macht, einen Artikel schreiben wollte. Aber dennoch wird man auch zugeben müssen, daß ein Blinder, der doch oft die Namen der Farben hört, ja was noch mehr ist, der von dem oft so tiefen Eindruck hört, den die eine oder die andere Farbe auf die Menschen machte, darnach trachtet, sich eine Idee über diese Farben zu bilden, die, wenn sie auch bisweilen recht individuell sein mag, doch der Wirklichkeit häufig sehr nahe kommt.

Die Schilderung von dem Eindruck, den gewisse Farben auf den Geist der Menschen ausüben, mögen ja zunächst von einander abweichen, aber allmählich merkt der Blinde doch eine gewisse Uebereinstimmung in diesen Schilderungen, und, vielleicht ohne daß er es merkt, hat er eine Vorstellung von dem Charakter der Farbe gewonnen, die dem wirklichen recht nahe kommen mag. Was sie sich freilich unter blau, rot usw. denken, können viele, selbst gebildete Blinde, kaum sagen, und behaupten deshalb auch meistens, daß sie überhaupt keine Farbenidee hatten. Aber dennoch haben sie eine solche und, was vielleicht noch merkwürdiger erscheinen mag, manche, besonders phantastisch angelegte Blinde benutzen diese Farben in recht ausgiebiger Weise, um in ihrem Geiste Dinge zu färben, die eigentlich gar keine Farbe haben, wie Namen, Opern, Stimmen usw.

Und wie kommt ein Blinder nun dazu, sich von dem Ein-

druck, den eine Farbe auf den Geist eines Menschen macht, eine Vorstellung zu bilden, die nicht selten, wie bereits gesagt, der Wirklichkeit recht nahe kommt? Er hört von der aufregenden Wirkung, welche das vergossene Blut auf dem Bild einer Schlacht, auf den, der es betrachtet, macht, daß das Feuer, ja die Morgenröte zwar zunächst keinen aufregenden Eindruck ausüben, aber mindestens auch keinen beruhigenden. Dann hört er von dem milden Blau des Himmels sprechen, von der sanften Bläue von Liebchens Augen, von dem zarten Grün der Wiesen im Frühling, das aber doch erfrischender als das Himmelsblau wirkt. Man erzählt ihm, daß das Grau des Nebels die frischen Farben der Bäume und Häuser abschwächt, daß die Wolken das Himmelsblau verhüllen. Eine Geschichte redet von den tiefen Schwarz der Nacht; Schatten werden ihm als gehalt- und leblos geschildert und Trauerkleider machen einen ruhigen, freilich auch öden Eindruck, wesentlich von dem des Blau verschieden. Als Gegensatz davon wird ihm Weiß als eine frische, ermunternde Farbe dargestellt. Die Farbe des frischgefallnen Schnees, des weißen Papiers (zum Unterschied von dem matten, gelben), von dem belebenden Eindruck, den der erste Strahl der Sonne auf die Natur macht. Schwieriger läßt sich für die einander recht wiedersprechenden Schilderungen der gelben Farbe ein bestimmter Charakter finden: das fahle Gelb im Gesicht der Kranken, das matte Gelb der Zitronen. Dagegen werden in bunten Kleidern andere Farben durch gelb nicht selten sehr gehoben. Noch mehr Schwierigkeiten bieten Mischfarben. Braun (Rot mit Gelb gemischt) zeigt ihm die ruhige, männliche Kraft, Charakterfestigkeit an. Rosa ist eine sanfte, jugendliche Frische, sanfter als rot, aber entschiedener als das sanfte Blau.

Nachdem sich nun der Blinde in der von mir hier, vielleicht etwas unvollkommenen geschilderten Weise eine Vorstellung von dem Charakter der Farbe gebildet hat, möchte er derselben auch einen Namen geben, d. h. sie mit etwas verbinden, das seinem Fassungsvermögen näher liegt als die sichtbare Farbe, so daß er sie sich gewissermaßen selbst ausdrücken kann. Das mag ihm zunächst nicht so leicht fallen. Wie sich andere Blinde Farben vorstellen, weiß er nicht, könnte sich zwar mit ihnen darüber unterhalten, allein da über dieses Kapitel in der Literatur der Sehenden fast noch nichts existiert, so muß er,

selbst wenn er sich die Vorstellung der Farben bereits genau fixiert hat, befürchten, daß er darüber ausgelacht wird, wenn er davon spricht, und so gibt er sich auch meist gar keine Mühe, für seine Farben eine fixierte Ausdrucksform zu finden. Diesem Umstande ist es wohl auch zuzuschreiben, daß so viele Blinde, wie ich bereits sagte, zunächst meinen, daß sie sich überhaupt gar nicht denken können, was Farben sind, oder daß sie mindestens nicht mitteilen könnten, was sie sich darunter vorstellen. Aber geht es denn den Sehenden anders? Können sie sich eine genaue Vorstellung von Gott, von Engeln und manchem andern machen, das ihnen schließlich dennoch der Maler durch eine Anpassung dieser Wesen an materielle Erscheinungen sinnbildlich darstellt? So finden wir auch gerade bei ungebildeten Blinden, oder bei Kindern manche Ansichten, die einem zuerst fast albern erscheinen, die aber dennoch einen tiefen, psychologischen Untergrund besitzen, der freilich oft recht schwer zu entdecken ist. Was würden wir uns z. B. darunter vorstellen, wenn ein blindes Kind von einer sauern Stimme *) spricht? Oder daß ihm eine andere wie Sagosuppe vorkomme? Ich muß daher um Entschuldigung bitten, wenn meine weiteren Erklärungen bisweilen etwas individuell angehaucht sein mögen, obgleich ich auch hier versucht habe, nur Ansichten wiederzugeben, die ziemlich allgemein übereinstimmenden Charakters sind. Ich lasse daher hier die völlig individuellen Erklärungen von Farben durch Geruch oder Geschmack aus, und beschränke mich lediglich auf die, welche durch das Gehör versinnbildlicht werden. Selbst das ist keineswegs so einfach und eine meiner Freundinnen, die vor einigen Jahren darüber einen Aufsatz für eine wissenschaftliche Zeitschrift verfaßte, erkundigte sich erst bei verschiedenen, gebildeten Blinden, wie sie sich die Farben der Trompete usw. dächten, und fand zu ihrem Erstaunen, daß diese Erklärungen doch bisweilen recht von einander abwichen. Das mag richtig sein, doch wollen wir dabei nicht außer Acht lassen, daß, wie ich weiter unten bemerken werde, andere Eindrücke nicht selten störend mit im Spiele sind. Durch die hier folgende Farbenliste, die sich an die oben gegebene Charakteristik anlehnt, glaube ich einer möglichst allgemeinen Vorstellung von Farben

*) Vergleiche hierzu die Redewendungen des Sehenden „saure Mienen“, „sauersüßes Gesicht“, „bitteres Lächeln“.

recht nahe zu kommen: Sopran erscheint weiß, während der tiefe Baß schwarz erscheint. Die Tenorstimme sieht braun, Alt rosa, denn er ist zwar milder als Tenor, aber kräftiger als Sopran, aus. Die Flöte, weich aber dennoch hoch und belebend, sieht grün aus, während die sanfte Stimme des Waldhorns blau erscheint. Die Klarinette malt man sich gelb und die Pauken grau aus. Auch Streichinstrumente und den Gesang der Vögel färben sich manche Blinde, aber diese Färbung ist schwieriger zu fixieren, und deshalb meist individuell.

Wir dürfen dabei nicht außer Acht lassen, daß auch ein Blinder trotz seiner Erblindung einen recht stark entwickelten Farbensinn haben kann, und besonders wenn er mit einer starken Fantasie beanlagt ist, so kann dieser recht wohl in eine ziemlich aufgebauschte, individuelle Farbenidee ausarten. Auch ich habe einen ziemlich weit entwickelten Farbensinn, obgleich ich mein Augenlicht erst mit zwölf Jahren verlor und also deshalb noch eine genaue Vorstellung von Farben besitze und möchte hier als Kuriosum einige Worte über die Weise beifügen, wie ich mir Buchstaben durch Farben ausmale. Ich denke mir die Buchstaben des großen Alphabets der deutschen Schreibschrift vor dem Gesicht eines Herrn oder einer Dame geschrieben, und vereine diesen mit irgend einer verwandten Form. So haben die Buchstaben A und Q vor dem Gesicht einer Dame die Erscheinung eines vollwangigen Gesichts, also rot. Bei C, O fällt die Mitte, also die Nase weg. Sie bilden somit mehr ein von der Sonne stark beschienenes Gesicht, demnach gelb.

T, J haben oben eine wellenförmige Linie, welche an ein lockiges Haar erinnert, darum braun. H, E bilden in der Mitte einen ziemlich dürren Strich, also schwarz. In ähnlicher Weise male ich mir das gesamte Alphabet aus. Diese Auffassung ist völlig individuell, ebenso wie folgende, sich darauf gründende Kombinationen: Vieh ist ein schwarzes Wort (V ist ein männliches Gesicht mit einem Visier, wogegen A ein vollwangiges weibliches bedeutet; e h sehen schwarz). Aida: rot. Göthe braun (das gelbe kleine o verschwindet zwischen dem braunen t und dem mehr schwarzen h). So verleiht ein Blinder bisweilen den Stimmen der Menschen gemäß ihres Klanges Farben, je nachdem sie hoch, tief, männlich, kräftig, sanft, verbissen oder heimtückisch ist. Hierbei wird der Blinde

freilich oft durch den Namen, den Charakter und manches Andere beeinflußt. Diese Variationen sind freilich völlig individuell, und es mag auch wahr sein, daß, wie eben bemerkt, nur wenige Blinde uns darüber genau aufklären können, da eben fast gar garnichts darüber in der Literatur existiert, so hält man es zunächst meist für einen Unsinn und da es für ihn auch gar keinen materiellen Vorteil hat, so gibt sich der Blinde auch gewöhnlich keine Mühe, darüber klar zu werden, worin seine Vorstellung der Farben besteht.

Durch diese etwas spärlich gehaltenen Erklärungen möchte ich den verehrten Lesern ein, wenn auch etwas dürftiges Bild über die Farbenidee der Blinden geben. Noch ist dieselbe ziemlich unentwickelt. Aber ist es bei den Sehenden nicht ebenso gewesen? Tatsache ist, daß man zu Christi Zeiten die Farbe Himmelblau überhaupt noch in keiner Sprache besaß, und daß dieselbe bis heute in der arabischen Sprache noch nicht existiert. So wird man auch allmählich von wissenschaftlicher Seite der Farbenidee der Blinden näher treten, wird sie psychologisch untersuchen, und wer weiß, ob nicht heute über fünfzig Jahren die Zahl der Blinden, welche eine solche besitzen, wesentlich größer sein wird als jetzt.



Die Vorstellungs- und Beobachtungskunst der Blinden.

Es ist erstaunlich, wie weit diese Kunst bei Blinden oft gediehen ist. Der Hauptvermittler ist hier das Gehör, bekanntlich bei Blinden in den meisten Fällen außerordentlich geschärft und geübt. Die Feinhörigkeit des Blinden zeigt sich besonders deutlich in seinem Verhalten gegenüber der menschlichen Stimme. Es ist in Fachkreisen nur zu gut bekannt, daß Blinde beim Verkehr mit Menschen sich fast ganz von der Stimme der betreffenden Person beeinflussen lassen. Das ist begreiflich. Ist doch die Stimme meist nur das einzige Verbindungsmittel zwischen ihm und den Personen, mit denen er zu verkehren hat. Die Stimme ist daher für ihn ausschlaggebend. Wie den Sehenden Wohlgestalt des Körpers und Schönheit der Gesichtszüge anzuziehen vermögen, und wie ihn das Gegenteil abstößt, so wirkt beim Blinden Wohl- und Mißklang der Stimme entscheidend; und wie beim Sehenden Irrungen und Täuschungen nicht ausgeschlossen sind, so auch beim Blinden, der sich von einer schönen Stimme leicht zu falschen Folgerungen in Bezug auf den Charakter einer Person verleiten lassen kann. Allerdings ist es der Ton der Stimme nicht allein, sondern vielmehr sind es viele andere Umstände, die zu der Vorstellung beitragen, welche sich der Blinde von einem Menschen bildet. Schon der Gesang und die sonstigen Körperbewegungen, die Art und Weise der Annäherung, Redseligkeit oder Schweigsamkeit, der Ausdruck der Rede, ob darin Wärme oder Kälte, Interesse oder Gleichgültigkeit, Aufmerksamkeit oder Zerstreutheit, Wahrheit oder Verstecktheit, Ernst oder Lustigkeit, strenges oder mildes Wesen liegen, wirken hierbei mit. Der Gang, die Bewegungen lassen ihn über eine ganze Reihe von körperlichen

und geistigen Eigenschaften eine Meinung bilden, und besonders Schwerfälligkeit oder Zierlichkeit der Gestalt werden hiermit in Verbindung gebracht. Aus dem Entgegenkommen, insbesondere aus der Art, wie der Gruß geboten wird, schließen Blinde häufig sofort auf gewisse Eigenschaften der Person. Aus dem eigentümlichen Klange des Organs urteilen sie auf Größe, Alter, Körperbeschaffenheit; selbst Mißbildungen, wie Höcker, Spuren von Krankheiten, wie Pockennarben, entgehen ihrer Beurteilung nicht so leicht. Aus all diesen Dingen, zu denen noch Empfindungen des Tastsinnes durch Händedruck und andere die Grenzen des Konventionellen nicht überschreitenden Berührungen, die sich mit der Person bei Hilfeleistungen ergeben können, ferner auch aus etwa sich einstellenden Geruchsempfindungen, die von der Person ausgehen, bildet sich der Blinde eine Vorstellung, deren Hauptmoment zunächst in der Empfindung „sympathisch" oder „unsympathisch" sich äußert und genau so richtig oder unrichtig ist, wie dies bei den Sehenden der Fall sein kann. In der Regel verwischt sich der erste Eindruck nach diesen Richtungen hin beim Blinden nicht so schnell als bei dem Sehenden; der Blinde hält vielmehr lange daran fest.



Ein Beitrag zum Kapitel: Vorstellungs- und Genußfähigkeit der Blinden.

Von Berta Hirsch-Grenzhausen.

Eine wichtige Aufgabe des Blindenerziehers ist es, den Vorstellungskreis der Schüler zu erweitern, sowie deren Sinn und Verständnis für das ihnen zugängliche Schöne zu pflegen und zu entwickeln. Der Lehrer wird dafür sorgen, daß das blinde Kind die Gegenstände durch Betasten so kennen lernt, wie sie in Wirklikeit sind, damit die Fälle, in denen es seine Fantasie zu Hilfe nehmen muß, nach Tunlichkeit beschränkt werden. Es dürfte jenem nicht leicht werden, Klarheit in die Vorstellungswelt des Schülers zu bringen, und es wird ihm dies hier auch nur teilweise gelingen. Aber wie bei allen übrigen Unterrichtsgegenständen wird man auch hier das intelligente Kind den angestrebten Zielen näherbringen als das unbegabte. Bis zu welchem Grade aber können Vorstellungs- und Genußfähigkeit bei Blinden entwickelt werden? Mir sind bisher nur sehr wenige direkt von Schicksalsgenossen herrührende Aeußerungen, diese Fragen betreffend, bekannt geworden; aber in einer Weise, die für die Allgemeinheit der Blinden Geltung hat, werden sie wohl auch überhaupt nicht beantwortet werden können. Interessant ist, was wir diesbezügliches in den verschiedenen Schriften der hochbegabten taubblinden Amerikanerin Helen Keller lesen: Danach wären ihr so ziemlich alle Genüsse, die sich dem Vollsinnigen in Natur und Kunst bieten, zugänglich, hätte sie Vorstellungen auch von Dingen, die nur mit dem Auge wahrgenommen werden können. Angeregt durch jene Auslassungen, doch ganz unabhängig von ihnen, möchte ich im Folgenden festzustellen versuchen, was ich als Blinde zu genießen und mir vorzustellen

fähig bin. Ich spreche jedoch ausschließlich von meiner Person und denke nicht daran, meine Ausführungen als endgültige Beantwortung der aufgestellten Fragen anzusehen; denn ich vertrete durchaus nicht den Standpunkt, daß nicht auch in diesen Dingen ein Blinder dem andern überlegen sein könne. Es wäre mir sehr interessant und erfreulich, wenn durch meinen Aufsatz noch andere Schicksalsgenossen zu Aeußerungen über das gleiche Thema veranlaßt würden.

Mein Vorstellungsvermögen reicht, kurz gesagt, nicht weiter als meine tastenden Hände reichen. Ich kann mir die Bauart und die Form eines Gebäudes, Denkmals, Schiffes usw. vorstellen, wenn ich gute Modelle der genannten Objekte kennn gelernt habe; aber von ihrer wirklichen Größe habe ich keinen Begriff. Ebensowenig ist es mir möglich, mir von irgend einem Raum ein Gesamtbild zu machen; ich kann also, wenn ich mir ein Zimmer vorstellen will, dessen Einrichtung ich genau kenne, mir nicht den Raum insgesamt, d. h. zu gleicher Zeit alle Möbel denken, wie sie in bestimmten Abständen angeordnet sind, sondern immer nur jedes einzelne Stück und dessen Standort. Sodann entzieht sich vollständig meinem Vorstellungskreise das, was im gewöhnlichen Sprachgebrauch „Himmel" genannt wird, also Wolkengebilde, Sterne usw. Das Gleiche gilt von Farben. Endlich weiß ich nicht, was Gesichtszüge oder Gesichtslinien sind, und so kann ich auch bei plastisch dargestellten Köpfen den charakteristischen, persönlichen Ausdruck, der sich im Gesicht ausprägt, nicht herausfinden. Diese Angaben dürften genügen, um ungefähr die Grenzen meines Vorstellungskreises erkennen zu lassen. Es ist wohl viel die Rede davon, daß die Mehrzahl der Blinden mit lebhafter Fantasie begabt sei und daß das, für dessen Wahrnehmung der Sinn fehle, vor ihrem Geiste erstehe, schöner noch, als es in Wirklichkeit sei. Ob und in wie weit dies bei einem Teile der Nichtsehenden zutrifft, weiß ich nicht, bei mir wenigstens ist es ganz und gar nicht der Fall. Ob das anders wäre, wenn ich Lichtempfindung hätte, vermag ich natürlich nicht zu sagen; nur hätte vielleicht der Gedanke in sofern etwas für sich, als dann eine gewisse Grundlage vorhanden wäre, auf der die Fantasievorstellungen sich aufbauen könnten. Aber wie dem auch sein mag, ich bedaure es durchaus nicht, daß mir diese Fantasie abgeht; denn es gibt unendlich Vieles, mit dem sich die Gedanken des Blinden erfolg-

reicher beschäftigen können, als mit Vorstellungen, von denen sich nicht sagen läßt, ob sie der Wirklichkeit auch nur annähernd entsprechen. Ich muß es gewiß als großen Mangel ansehen, daß ich von so vielem, was meinen sehenden Mitmenschen zur Freude gereicht, nichts weiß; aber als Verlust kann ich es nicht empfinden, eben weil ich das, was ich entbehre, nicht kennen gelernt habe. Ich höre es gern, wenn mir Andere das, was sie sehen, anschaulich beschreiben; aber in vielen Fällen ist es, wohl ohne daß ich mir dessen recht bewußt werde, mehr die Art als der Gegenstand der Schilderung, was mich interessiert. Doch ein unangenehmes Gefühl, welches zu benennen ich kaum den rechten Ausdruck finde, überkommt mich, wenn sich Andere in meiner Gegenwart an einem besonders schönen Anblick erfreuen; wenn ich z. B. in größerer Gesellschaft einen Aussichtspunkt besuche, und wenn dann alle Uebrigen ihre Ergriffenheit und Bewunderung durch stille Versunkenheit oder auch durch Ausrufe bekunden, während ich als Unbeteiligte dabeistehe. Es ist ein Gefühl der Oede, der Leere inmitten froh oder andächtig genießender Menschen. In solchen Augenblicken werde ich lebhaft an meine frühe Kindheit erinnert. Da hatte ich, wenn auch unklar, die gleiche Empfindung, wenn ich am Weihnachtsabend das Zimmer betrat, in welchem sich die geschmückte Tanne befand. Dann betrachteten meine Geschwister andächtig den Baum und standen eine kleine Weile still da; ich tat natürlich wie sie. Ich wußte, daß an dem Baum die Lichter brannten; aber warum wir so dastanden, begriff ich nicht recht, und ich hatte das dunkle Gefühl, daß mir etwas, was die Anderen bewunderten, entgehen müsse. So waren mir jene Augenblicke sehr peinlich, und ich war jedesmal froh, wenn sie vorüber waren. Um jedoch Mißverständnisse zu vermeiden, möchte ich noch bemerken, daß diese Gefühle der Oede und Leere ihren Grund nicht in dem Bedauern darüber haben, daß mir die betreffenden Freuden und Genüsse unzugänglich sind, sondern in dem Bewußsein, daß ich in diesem Moment und an diesem Orrt überflüssig bin, daß ich nicht dahin gehöre. Uebrigens darf es in Fällen, wie den oben geschilderten nur eines geringen Maßes von Takt seitens der mich umgebenden Personen, um derartige Empfindungen bei mir nicht aufkommen zu lassen.

Und nun komme ich zum zweiten Teile meiner kleinen Abhandlung, in welchem alles dessen gedacht werden soll, was an

Genüssen und Freuden auch mir beschieden ist. Da ist in erster Linie die Musik zu nennen; dann die Lektüre der verschiedensten, mir interessanten Werke in Poesie und Prosa, das Anhören von wissenschaftlichen Vorträgen, von Deklamationen und Recitationen, des gesprochenen Textes bei Theateraufführungen usw. Dies alles zu genießen ist ausnahmslos jedem Blinden möglich, was wohl auch von keinem Vollsinnigen, selbst wenn er noch so sehr in Vorurteilen befangen wäre, bestritten werden dürfte. Es ist daher für mich überflüssig, noch Weiteres hierüber zu sprechen. Anders aber verhält es sich mit dem Genuß der Natur. So wurde einmal, als ich davon sprach, daß ich gern in einem Park sei, zu mir gesagt: „Das begreife ich nicht! Was wollen Sie denn da tun und was haben Sie davon?“ Ich erwiderte, daß das Gehen auf den gepflegten Wegen, die gute Luft, der Geruch der Blumen, vielleicht das Plätschern eines Springbrunnens, im Frühjahr der Gesang der Vögel mir Genuß bereite. Es ist aber klar, daß ich weit weniger Natureindrücke in mich aufzunehmen vermag, als der Vollsinnige, und es sei mir daher des besseren Verständnisses wegen gestattet, hier kurz von meinem Lieblingsspaziergange zu erzählen.

Ich habe einen Weg von einer starken Viertelstunde zurückzulegen, um in die sogenannte „Au“, ein kleines Wiesental zu gelangen, das zu beiden Seiten von Wald eingesäumt ist. Es ist niederer Buchenbestand, unterbrochen von kleinen Tannenpflanzungen. In diesem Walde, der verhältnismäßig wenig von Spaziergängern aufgesucht wird, halten sich so viele Singvögel auf, wie nirgends sonst in unserer waldreichen Gegend; man hört Amsel, Drossel, Nachtigall, daneben aber die ausgesprochenen Waldvögel, wie Kukuk und Wildtaube. Hin und wieder läßt auch ein Fasan seinen eigentümlichen Schrei vernehmen. Am Eingang des Waldes befindet sich eine Ruhebank. Dort sitzend, hört man das Murmeln eines kleinen Baches. Beim Weitergehen bemerkt man dann immer wieder das Auffliegen großer und kleiner Vögel. Hinein in diesen Frieden dringt das Geräusch der vorüberfahrenden elektrischen Straßenbahn, aber nicht nahe genug, um ihn zu stören; im Gegenteil wird der Reiz erhöht, indem man inmitten der unberührten Natur an die rastlos fortschreitende Kultur, an die großen Errungenschaften menschlicher Intelligenz und menschlichen Fleißes erinnert wird. Doch auch jeder andere Spaziergang, welcher

mir weniger direkte Eindrücke bietet, kann für mich genußreich sein. Schon das Gehen im Freien erweckt in mir ein Gefühl des Ungehemmtseins, als ob ich in unbegrenzte Fernen wandern könnte. Und wenn ich auch die Sonne nicht scheinen sehe, so erfreue ich mich doch an ihren wärmenden Strahlen. So könnte ich noch Mancherlei anführen. Doch es ist unmöglich und auch nicht meine Absicht, hier in erschöpfender Weise alles dessen zu gedenken, was mir Genuß verursacht. Der Zweck dieses Aufsatzes ist erfüllt, wenn es mir gelungen ist, über das vorhandene Maß meines Vorstellungs- und Genußvermögens zu orientieren. Der Vollständigkeit wegen sei noch bemerkt, daß da, wo von alle dem die Rede ist, was ich mir nicht vorzustellen vermag, Gemälde und Photographie, absichtlich unerwähnt geblieben sind. Wenn man bedenkt, daß meine Vorstellungen überhaupt keine Gesichtsvorstellungen sind, ich also nicht weiß, wie ein Gegenstand „aussieht", sondern nur, wie er sich „anfühlt", so versteht es sich von selbst, daß ich auch von seiner Darstellung im Bilde keine Vorstellung haben kann.

So ist mir denn Vieles versagt, ja, mancher Leser dieser Aufzeichnungen, der mit gesunden Augen in die Welt blickt, würde vielleicht sagen, ziemlich alles, was seine Lebensfreude ausmache. Ich bin mir vollkommen klar darüber, daß meine vollsinnigen Mitmenschen unendlich viel vor mir voraus haben; aber dem gegenüber muß ich auch wieder betonen, daß das Fehlen des Gesichtssinnes von mir weniger schmerzlich empfunden werden kann, weil ich ihn nie besessen habe, und daß es doch noch sehr Vieles gibt, woran ich mich erheben und erfreuen kann, was dankbar anzuerkennen ich große Ursache habe.

(Im Anschluß hieran, und gewissermaßen als Bestätigung bringen wir nachstehend eine weitere kleine Abhandlung über denselben Gegenstand, die wir den Mitteilungen des Vereins der deutsch redenden Blinden" (Jahrgang 1907) entnehmen. Der Name des Verfassers ist dort nicht genannt.)



Fußwanderungen und Naturgenuß von Blinden.

Man findet so oft bei Sehenden die irrige Meinung vertreten, als ob ein Blinder wenig oder gar keinen Genuß an der freien Natur haben müsse, weil ihm bei dem Fehlen des Augenlichts ja alles Schöne und Erhabene gänzlich verschlossenbleibe, was einem Sehenden mit empfänglichem Gemüt bei Streifen durch Wald und Feld, durch Tal und Gebirge in so reichem Maße zuteil wird. Dem ist jedoch nicht so.

Wenn ein Blinder in Begleitung eines Freundes oder in kleiner, ihm vertrauter Gesellschaft einen Ausflug unternehmen kann, bietet sich ihm viel Schönes und Anregendes, das er mit dankbarer Freude in sich aufnimmt.

Die frische Morgenluft umschmeichelt seine Wangen und weitet ihm die Brust; das lauschende Ohr erfreut sich an dem Gesang der Vögel, deren Namen er fast alle kennt wie ihre Lieder. Er achtet auf das summende Geräusch der Telegraphendrähte, auf das Rollen eines entfernten Eisenbahnzuges oder Wagens. Sein Ferngefühl zeigt ihm durch den Luftdruck, sein geschärftes Gehör durch den veränderten Schall jeden Baum, jedes Haus an, an dem er vorbeigeht. Der Duft von Gärten, Wiesen und Feldern dringt zu ihm. Mit Interesse lauscht er dem vielstimmigen Quaken der Frösche, dem Hämmern des Spechtes, dem heiseren Schrei eines Raben oder eines Hähers. Dann nimmt ihn der rauschende Wald auf mit seinem kühlen Schatten. Er schreitet fröhlich durch das raschelnde Laub, über weiche Moospolster oder über glatte, schlüpfrige Tannennadeln, windet sich durch Gebüsch und hohes Waldgras. Er hört die Bienen und Käfer um sich summen und brummen und läßt sich so leicht nicht die frohe Laune durch lästige Schnaken

und Mücken oder durch das zeitweilige Stolpern über Baumwurzeln verderben. Wacker folgt er seinem Führer durch Dick und Dünn und ist kein Spaßverderber. Auch einen Sprung über einen Graben riskiert er, ohne sich lange zu bedenken. Das Murmeln einer Quelle, das Rauschen eines Bächleins erfüllt ihn mit Entzücken. Berge erklettert er mit munterem Schritt und auch auf steilen und steinigen Pfaden bleibt er kaum hinter den Sehenden zurück. Und wie süß und behaglich ist auch für den Blinden die Ruhe nach überstandener Anstrengung! Wie schmeckt ihm dann ein einfacher Imbiß, ein frischer Trunk, eine wohlriechende Zigarre! Wie gern nimmt er Teil an fröhlicher Unterhaltung, stimmt ein in frohe und ernste Weisen und lange zehrt er an den neuen Eindrücken, mit denen ihn eine solche Wanderung durch die Natur erfüllt hat. Aus einem hingeworfenen Wort, aus einer kurzen Bemerkung der sehenden Begleiter über die durchwanderte Gegend schafft sich die Fantasie des Blinden in Verbindung mit seinen eigenen Beobachtungen eine Vorstellung von der Landschaft, die ihn vielleicht nicht minder erfreut, als wenn er sie geschaut hätte.

Lange zehrt er dann wohl in der Einförmigkeit des Alltagslebens von den freundlichen Erinnerungen an einen solchen Wandertag und in seiner Fantasie entstehenden Bilder und Empfindungen, denen er, wenn er etwas poetisch veranlagt ist, auch gern in Versen Ausdruck zu verleihen sucht. Davon mögen hier zwei kleine Gedichte Zeugnis ablegen, die ihre Entstehung den Erinnerungen an eine im Gebirge verlebte glückliche Zeit verdanken:

Abend auf dem See.

Die Lüfte, sie säuseln
Mit lieblichem Weh'n;
Die Wasser sich kräuseln,
Die Sonne will geh'n.

Es schaukelt die Welle
Leis' flüsternd den Kahn;
Es schwindet die Helle,
Die Nacht schleicht heran.

Die Berge erglühen
Im scheidenden Strahl,
Zur Höhe weiß ziehen
Die Nebel vom Tal.

Vom Dörflein her dringet
Ein Abendlied leis',
Die Abendglock' singet
Des Ewigen Preis.

Still ziehet am Himmel
Der Mond nun herauf,
Der Sterne Gewimmel
Umschwebt seinen Lauf.

Vom Himmel sich schwinget
Der Schlaf leis' und sacht;
Kein Laut jetzt mehr dringet
Zu mir durch die Nacht.

Im Mondenschein blinket
Der Well' weißer Schaum,
Dem müden Herz winket
Ein friedlicher Traum.

Jägers Heimkehr.

Im schönen Alpenlande
Auf wilder Felsen Grund
Schaut eine kleine Hütte
In tiefen Tales Schlund.

Es stürzt von steilen Höhen
Des Gießbachs wilde Flucht,
Von seinem Sturze donnert
Das Echo in der Schlucht.

Vom Strahl der Sommersonne
Ist das Gestein durchglüht;
Hoch in dem reinen Aether
Ein Adler Kreise zieht.

Scharf schaut sein Königsauge
Nach Beute spähend aus —
Jetzt stürzt er in die Tiefe
Jäh durch der Lüfte Braus.

Da schallt vom Felsengrate
Hoch über'm Hüttengrund
Ein frischer, froher Jodler
Aus keckem Jägersmund.

Er weckt das Echo schallend
Rings in dem Felsenmeer —
Und von dem Hüttchen jubelt
Ein heller Willkomm her.

Und aus der Türe eilet
Ein junges Weib hervor,
Hebt von der Brust den Säugling
Zum Vater froh empor.

Dem Gemsbock auf dem Rücken
Stieg der zu Tal geschwind,
Herzt, unten angekommen,
Sein liebes Weib und Kind.

Der letzte Strahl der Sonne
Umspielt sie scheidend noch,
Aus fernem Tal die Glocke
Schallt zu dem Hüttchen hoch.

Da sinken auf die Kniee
Die Eltern gläubig hin
Und zu dem klaren Himmel
Still die Gebete zieh'n.



Der Blinde und die Poesie.

Vom Herausgeber.

Es ist eine altbekannte, psychologisch überaus interessante Tatsache, daß eine große Zahl der Menschen dazu neigt, besonders heftige seelische Erregungen oder Empfindungen in poetischer Form niederzuschreiben. Der Jüngling faßt seine stürmische Erstlingsliebe in glühende Verse, die der Auserwählten alles das sagen sollen, was ihn bewegt, und was er sich nie getrauen würde, mündlich zu übermitteln. Auch das Gefühl der Trauer lassen wir mit Vorliebe in gebundener Rede erscheinen, wie es andererseits kaum eine größere Ehrung gibt, als durch ein Gedicht „verherrlicht" zu werden.

Dabei können wir immer wieder die beachtenswerte Feststellung machen, daß diejenigen, die im mündlichen Ausdruck für gewöhnlich die größte Scheu und Zurückhaltung an den Tag legen, mit Hilfe der Reime eine feurige Beredsamkeit zeigen und die geheimsten Falten ihres Herzens und Gemüts erschließen. Aeußerst treffend bemerkt hierzu Hans Seefeld in seiner Novelle „Stilles Land": „Ein Künstler hat kein Geheimnis vor den Menschen, weder in seinem Leben noch in seinem Charakter. Der Maler malt es auf die Leinwand, der Bildhauer meißelt es in den Stein, und der Dichter zeichnet es in die engen Zeilen seines Manuskripts — das Bild seines Herzens, die Geschichte seiner Seele — er kann nicht anders. Was er liebt und was er haßt, was er erstrebt und was er hofft, in seinem Werken steht es geschrieben. Wer zu lesen versteht, dem bleibt nichts verborgen."

In Anbetracht dieser Tatsachen gehen wir kaum fehl, wenn wir behaupten, daß uns die Werke eines Künstlers den besten und ungetrübtesten Einblick in sein Seelen- und Gemütsleben

gewähren, mag es sich um eine Malerei, ein Tonwerk oder eine schriftstellerische Schöpfung handeln. Auch das gewählte Motiv, so charakteristisch es meist für den Künstler und seine Beurteilung fraglos ist, gibt hierbei nicht immer den Ausschlag, sondern vor allem die Art, in der es verarbeitet und den Beschauern oder Hörern vorgesetzt wird.

Nehmen wir beispielsweise das Gemälde einer Abendlandschaft von zwei verschiedenen Künstlern. Beiden Bildern kann dieselbe Strandpartie, dasselbe Dorf usw. als Vorlage gedient haben, und doch werden uns die nämlichen Gegenstände grundverschieden anmuten, je nach dem persönlichen Hauch, der über das Ganze gegossen ist. Bei dem einen wird das friedliche Moment in den Vordergrund treten, die ruhig untergehende Sonne die als letzten Abschiedsgruß alles noch einmal mit rotem Gold übergießt und die Hoffnung auf einen neuen, schönen Tag in uns zurückläßt. Der andere mischt ein gewisses Gefühl der Trauer in die abendliche Stimmung: Wehmütig wirken die Abendwolken, die von den scheidenden Sonnenstrahlen beleuchtet werden, und das Schlafengehen der Natur gemahnt mehr an das Hinsterben, bei dem es keine Hoffnung auf neue Sonne und neue Freude gibt.

Analoge Beispiele lassen sich in der gleichen Weise für musikalische und schriftstellerische Schöpfungen anführen, und zeigen uns deutlich, daß weniger die objektive Darstellung es ist, die uns anzieht, kalt läßt, befremdet oder abstößt, sondern daß es das subjektive Auffassen und Empfinden des Darstellenden hauptsächlich ist, das zu uns spricht und wiederum rein subjektive Gefühle auslöst.

Nur von diesem Gesichtspunkte aus vermögen wir eine Brücke von uns zu dem Künstler zu schlagen, über die hin ein Gedanken- und Gefühlsaustausch stattfindet, der uns diesen allmählich als „Künstler" verschwinden läßt, an dessen Stelle aber dann der „Mensch" als solcher tritt. Darum können wir aus den Werken auf ihre Urheber schließen, darum sind wir, um nur ein Beispiel zu wählen, berechtigt, Goethe selbst als eine Faustnatur anzusehen, denn nie hätte ein Dichter uns jene ringende strebende und irrende Sagenfigur so lebenstreu darstellen können wenn er nicht in seiner eigenen Brust einen Teil jener Zweifel und sehnsuchtsvollen Hoffnung empfunden hätte. Auch Lenaus lyrische Dichtungen, die für die Mehrzahl

der Leser etwas überaus ansprechendes haben mögen, zeigen uns den Dichter, wie er tatsächlich fühlte und war, den Geist, der eine Vorahnung des drohenden Unheils empfand und der vergeblich gegen die sich immer tiefer herabsenkenden Wolken der Schwermut ankämpfte.

Von dieser Seite betrachtet, stellen Literatur-, Kunst- und Musikgeschichte eine reiche Fundgrube für psychologische Forschungen dar, die leider bei weitem noch nicht genügend ausgebeutet wurde. Wir brauchen uns dabei indessen durchaus nicht auf den Standpunkt Lombrosos zu stellen, wie er ihn in seinem Werk „Genie und Irrsinn“ vertritt, denn wir halten es keineswegs für angebracht allenthalben die „pathologischen“ Momente hervorzukehren, beziehungsweise solche allerwärts zu wittern. Wollten wir uns mit Lombroso in dieser Hinsicht identifizieren, dann müßten wir uns jeden Kunstgenuß durch die Vorstellung vergällen, daß jede Art von Enthusiasmus eine Vorstufe der „Ekstase“ bildet.

In diesem Sinn dürfen aber unsere obigen Bemerkungen keinesfalls ausgelegt werden, wie wir auch in dem nachfolgenden in keiner Weise beabsichtigen, Anomalien oder pathogenen Gefühlsregungen nachzuspüren.

Wir betonen daher nochmals unseren Standpunkt, daß der Mund vieles verschweigt, was dem Papier anvertraut wird, wobei man sich namentlich der poetischen Form mit Vorliebe zu bedienen pflegt. Es wurde bereits gesagt, daß diese Neigung um so klarer hervortritt, je intensiver das Seelen- und Gemütsleben arbeitet, sei es infolge einer momentanen äußeren Einwirkung oder auf Grund eines dauernden Zustandes. In beiden Fällen besteht ohne Zweifel ein starkes Verlangen nach Aussprache gegenüber einer anderen Person, die den Schmerz tragen helfen oder an der Freude teilnehmen soll. Nicht immer aber hat der Betreffende ein mitfühlendes Wesen zur Verfügung, dem er sein Herz rückhaltlos auszuschütten vermag oder gewillt ist; darum greift er zu Feder und Papier, um sein Gemüt wenigstens vorläufig zu erleichtern. Auf Grund dieses Leitmotivs sind gerade solche „Gelegenheitsgedichte“ in psychologischer Beziehung am wertvollsten, mögen sie auch in literarischer jeglicher Bedeutung entbehren. Damit soll natürlich nicht gesagt sein, daß nicht auch in ein zielbewußtes „Schaffen um

des Werkes selbst willen" momentane oder dauernde Gefühlsregungen mit hineinspielen können, was wir oben von Goethe und Lenau behaupteten, nur wird in diesen Fällen das rein Subjektive nicht so ausgesprochen in den Vordergrund treten.

Hieran wollen und müssen wir festhalten, wenn wir uns unserem Thema „der Blinde und die Poesie" speziell zuwenden. Aus den bisherigen Aufsätzen, die ja vorwiegend von Blinden selbst geschrieben sind, dürfte bereits zur Genüge hervorgegangen sein, wie intensiv und andauernd deren Seelenleben in Tätigkeit ist, wie der Mangel an äußeren Reizen und Anregungen durch die Verinnerlichung der wenigen persönlichen Erlebnisse ausgeglichen werden muß. Somit ist der Blinde, mehr als andere Menschen darauf angewiesen, in sich selbst hineinzuschauen und alles, was um ihn hervorgeht und ihm zum Bewußtein kommt, mit dem eigenen Ich in Beziehung zu bringen. Jedes einzelne, an sich vielleicht unbedeutende Erlebnis oder Ereignis, prägt sich deshalb seinem Gedächtnis tiefer ein, bietet Stoff zum Nachdenken und Kombinieren und wird auch in seiner Erinnerung eine Rolle spielen. Durch diese anhaltendere und intensivere Durcharbeitung einzelner Eindrücke und Empfindungen erfahren diese natürlich automatisch eine gewisse Umgestaltung meist wohl in der Art, daß sie einer unbewußten Steigerung unterworfen werden, wie dies immer der Fall zu sein pflegt bei Menschen, die daran gewöhnt sind, ihrer Fantasie einen größeren Spielraum als üblich einzuräumen.

Der Sehende ist meist nicht gleicherweise in der Lage, sich dem „Erlebten" so hinzugeben, weil fortgesetzt neue, auch ungewollte Sinnesreize und Eindrücke auf ihn einstürmen, die ihn zerstreuen und seinen Gedanken schließlich doch eine andere Richtung geben. Dies braucht mit „Oberflächlichkeit" nichts gemein zu haben, liegt vielmehr in der einen Tatsache begründet, daß die überwiegende Mehrzahl sämtlicher Sinneseindrücke durch das Auge gewonnen werden, das dem Blinden ja nicht zur Verfügung steht. Somit liegt es in der Natur der Sache, daß das nie rastende, nach Stoff suchende Gehirn auch des Blinden alles doppelt festzuhalten trachtet und den veränderten Bedingungen gemäß verarbeitet, mit früheren Eindrücken verbindet und in spekulativer Weise ausgestaltet. Der bloße Klang einer Stimme, ein einfacher Händedruck, Dinge, die von dem Sehenden in der Regel achtlos übergangen werden, vermögen

Denk- und Gefühlstätigkeit eines Blinden für längere Zeit zu beschäftigen und seine Fantasie anzuregen.

Verbindet doch der Blinde gerade mit der Stimme dieselben ästhetischen usw. Kombinationen, die bei dem Sehenden durch den Anblick eines Gesichtes hervorgerufen werden. Trotzdem wäre es gänzlich verfehlt, den Blinden in dieser Hinsicht als „Kleinigkeitskrämer" ansehen zu wollen, denn nicht aus eigenem Triebe klammert er sich an solche „Kleinigkeiten" oder „Nebensächlichkeiten", sondern gerade diese bilden die einzige Brücke, die von ihm zur Außenwelt hinüberführt. Er begeht dabei kaum einen größeren Fehler als der Sehende, der auch oft genug dazu neigt, „pars pro toto" zu nehmen und einen Menschen nach dem „Gesichtsausdruck" endgültig zu beurteilen. Der Blinde geht hier sogar noch gewissenhafter vor, indem er längere Zeit hindurch seine gesamte Denktätigkeit auf diesen einen Eindruck konzentriert und diesen an der Hand seiner bisherigen, in der Erinnerung haftenden, Erfahrungen prüft und zergliedert. Sein Urteil wird dadurch objektiv vielleicht nicht zutreffender, gewinnt aber ganz entschieden zum mindesten an subjektiver Berechtigung.

Wir können überhaupt nur dann zu einer allgemein gültigen Beurteilung des Blinden und seines ureigentlichen Wesens gelangen, wenn wir uns bemühen, seine subjektive Seite in den Vordergrund der Betrachtung zu rücken. Der Blinde ist mehr „Ich" mehr „Subjekt" und legt gewöhnlich an alles einen entsprechenden Maßstab an, der seine Vorstellungswelt beeinflußt, die ja durch eigene Sinneswahrnehmungen nur in beschränkten Fällen korrigiert werden kann. Fremde Belehrungen werden natürlich jederzeit willig und wißbegierig entgegengenommen, verursachen dann aber nicht selten einen inneren Widerstreit, wenn sie sich absolut nicht mit dem vereinbaren lassen wollen, was man bisher auf Grund eigener Kombinationen für unumstößlich richtig gehalten hat. Das kann soweit gehen, daß die Belehrung schließlich innerlich abgewiesen wird, und man zu dem alten, liebgewonnenen Bild zurückkehrt, sich zu diesem „zurückflüchtet". Ein Beispiel mag das eben Gesagte erläutern. Eine wohlklingende Stimme — typisch männlich oder typisch weiblich — löst in dem Blinden eine ästhetisches Empfinden aus, das dazu führt, die betreffende Person als „schön" zu bezeichnen. Nun widerspricht es aber der tatsächlichen

Erfahrung, daß Wohlklang der Stimme und körperliche „Schönheit“ stets gepaart sind, eine Erfahrung, die der Blinde allerdings nicht selbst machen kann. Hat er nun auf Grund seiner Gehörswahrnehmung einen Menschen als schön „empfunden“, so wird es außerordentlich schwer, wenn nicht unmöglich sein, ihn vom Gegenteil zu überzeugen. Man kann dem Blinden sagen, daß jene Person ein häßliches Gesicht oder sonstige Körperfehler habe, wogegen er natürlich wegen mangelnder Anschauung einen Widerspruch nicht laut werden lassen kann. Er wird diese Beschreibung als Tatsache hören und „lernen“, seine wahren Gefühle aber werden in der Regel hiervon gänzlich unbeeinflußt bleiben. Vielleicht beschleicht ihn ein gewisses Gefühl der Trauer, daß sein „Idealbild“ einen Flecken erhalten hat, aber unter Umständen stellt er sich auch direkt auf den Standpunkt, daß seine „Gehörswahrnehmung“ gegenüber der „Gesichtswahrnehmung“ des Sehenden bevorrechtigt sei, woraus sich für ihn ergibt, daß er sich „doch“ im Recht befinde. Und subjektiv nachempfunden ist er es auch, denn das, was durch das Auge allein festgestellt werden kann, existiert für ihn nicht und kann demzufolge auch nicht seine ästhetischen Gefühle beeinträchtigen. Solche in der Blindheit begründeten „Schwächen“ lassen sich natürlich nur in den seltensten Fällen erfolgreich bekämpfen. Blinde, die viel im Verkehr mit Sehenden oder im öffentlichen Leben stehen, werden allerdings auf Grund der gewonnenen Erfahrungen und aus Furcht, eine gewisse Eigenartigkeit an den Tag zu legen, mit ihren Urteilen vorsichtig sein und sich dem „konventionell Richtigen“ anbequemen. Im tiefsten Grund ihres Herzens aber werden sie ein zweites, rein subjektives Bild der Welt tragen und hegen, das sie den anderen nicht preisgeben, sondern als „ihr“ Geheimnis hüten.

Dieses so streng bewahrte Geheimnis aber ist es gerade, daß das hervorragende Interesse des Psychologen herausfordert. und dem auf die Spur zu kommen, eine unerläßlich Vorbedingung ist, wenn man das Seelenleben des Nichtsehenden voll erfassen, verstehen und analysieren will. Wo aber finden wir den Schlüssel zu dem verriegelten Tor, das in die tiefsten Tiefen der eigentlichen Wesenheit des Blinden führt?

Die Antwort hierauf haben wir bereits in den einleitenden Ausführungen dieses Abschnittes gegeben: wir müssen

uns mit den poetischen Erzeugnissen der Blinden etwas eingehender befassen.

Von den epischen Schöpfungen blinder Dichter, deren Zahl übrigens verhältnismäßig unbedeutend ist, wollen wir absehen und uns hauptsächlich an die lyrischen Erzeugnisse halten, deren Zahl natürlich selbst die „Schilderungen" übertrifft. Mehr noch als beim Sehenden gibt uns hier jedes Gedicht ein großes Stück der subjektiven Persönlichkeit, wie sie fühlt, was sie denkt und hofft, worüber sie Schmerz empfindet und trauert. Dabei kann gleich von vornherein festgestellt werden, daß die Zahl derjenigen Gedichte, die dazu bestimmt sind, einer großen, reinen Freude Ausdruck zu geben, verschwindend klein ist im Vergleich zu denjenigen, die einen ernsten Charakter tragen oder sich mit religiösen Gegenständen befassen. Ja, wir gehen kaum zu weit, wenn wir behaupten, daß über fast sämtlichen poetischen Erzeugnissen der Blinden ein gewisser — vielleicht oft unbewußt hinzugetretener — wehmütiger Hauch liegt, der nicht direkt in Trauer ausklingt, aber doch jeden Freuden- oder Begeisterungsausbruch abzudämpfen vermag. Ein unbestimmbares Sehnen, über das sich der blinde Dichter vielleicht selbst nicht einmal Rechenschaft abzulegen vermag, klingt uns aus den Versen entgegen, das sie dem sehenden Leser mitunter fremdartig, ja vielleicht unverständlich erscheinen lassen. Zwischen den Zeilen tritt uns meist ein ungenanntes Gefühl des Zurückgesetztseins des Entbehrens und Sehnens entgegen, das sich aus dem gegebenen Inhalt nicht rechtfertigt und doch gleichsam das Ganze wie eine düstere Wolke überschattet. Es sind nicht versteckte Klagen über die Blindheit als solche, über den Mangel an Lebensgenuß, sondern tief innerliche Stimmungen und Gemütsregungen, die den Blinden zu beherrschen scheinen und seinen Gedanken und Worten eine bezeichnende Richtung geben. Daher müssen wir gerechterweise urteilen, daß die Blindenpoesie durchweg tief empfunden ist, selbst dort, wo sie, wie beispielsweise bei gelegentlichen Naturschilderungen, auf nicht ganz einwandfreien Voraussetzungen beruht.

Von der Natur selbst kann ja der Blinde nur einen verschwindend kleinen Ausschnitt genießen, was er nicht hört, riecht oder fühlt, kann ihm selbst durch die beredteste Schilderung nicht so nahe gebracht werden, daß es sich für ihn zu einem lückenlosen Bild zusammenschließt. Deshalb zeigen uns derartige

„Naturgedichte“ weniger, was und wieviel der Blinde von den Schönheiten da draußen selbst wahrgenommen hat, als, wie er das Erzählte und Erklärte in sich aufnimmt, verarbeitet und kombiniert. „Konventionelles“ — für den Blinden können wir diesen Ausdruck im gegebenen Zusammenhang ruhig gebrauchen — und Subjektives vermischen sich, und das Endergebnis gestattet uns doch schließlich wieder einen wertvollen Einblick in die besonders geartete Vorstellungswelt. Daß in allen diesen Fällen das rein Gefühlsmäßige mehr in den Vordergrund tritt, während die eigentlichen „Schilderungen“ den Stempel des „Gelernten“, also nicht selbst Wahrgenommenen und Erfahrenen, an sich tragen, darf uns dabei weder verwundern noch beirren. Die Natur an sich trägt wenig „in den Blinden“ hinein, daher muß er „aus sich“ herausschöpfen in die Natur, damit sie auch für ihn Leben und Wesenheit erhält und nicht die leere Summe von Bäumen, Blumen, Bergen, Wiesen, nichtgesehenem Sonnen- und Mondschein usw. bleibt. Induktiv ist somit sein diesbezügliches Denken und dichterisches Schaffen. Wo er sich eine Ersatzvorstellung von Dingen oder Geschehnissen macht, die eigentlich nur mit dem Auge wahrgenommen werden können, erfolgt dies auf dem Weg der Parallele und der Analogie. „Der strahlende Glanz der Sonne“, den er nicht zu sehen vermag, bleibt für ihn solange ein leerer Begriff, eine bloße „konventionelle“ Redensart, bis er an die „wärmende“ Wirkung des Sonnenscheins denkt, die auch ihn angenehm berührt und einen wohligen, behaglichen Zustand erzeugt. Ganz ähnlich verhält es sich natürlich mit einer Reihe anderer Redewendungen, auf deren einzelne Aufzählung wir verzichten wollen.

Aus früheren Abschnitten ist deutlich hervorgegangen, daß auch die Blinden Naturgenuß haben und die dadurch geweckten Gefühle in Worte und Verse kleiden können; aber nicht selten muß eine Umwertung der Begriffsgrundlagen von ihnen vorgenommen werden, wie die Wandlung der „leuchtenden“ in die „wärmende“ Sonne. Wenn der blinde Dichter dies auch nicht immer wörtlich zum Ausdruck bringt, schwebt es ihm doch ohne Zweifel vor, sobald es ihm darauf ankommt, seine eigenen persönlichen Empfindungen zu schildern. Dadurch mag dem uneingeweihten Leser solcher Poesie manche Naturschilderung etwas matt und blaß erscheinen, wie auch der Bilderreichtum der angewandten Sprache darunter zu leiden hat.

Der Blinde aber versteht die Gedankengänge seines dichtenden Schicksalsgenossen, denn seine eigenen Ideenassoziationen sind es, die er bei ihm wiederfindet. Trotz der großen individuellen Verschiedenheit der einzelnen Blinden, die durch ihr gemeinsames Leiden keineswegs ausgeglichen wird, gibt es eine Reihe übereinstimmender Züge, die charakteristisch sind, ohne daß wir sie direkt mit einem Namen zu belegen vermöchten. Vielleicht kommen wir dem Verständnis dieser letzteren Hypothese etwas näher, wenn wir uns vorstellen, daß alle Blinde in Bezug auf Charakter, Veranlagung und geistige Interessen individuell vollkommen getrennte Wege gehen, daß sie sich aber Alle dort treffen, wo ihnen durch das Fehlen des Augenlichts die gemeinsame, unüberschreitbare Grenze gezogen ist. An dieser tasten sie gewissermaßen entlang und versuchen, etwas von dem zu erspähen oder zu erhaschen, was jenseits liegt. Der eine nimmt die Fantasie, der Andere das Wissen zu Hilfe, im letzten Ende aber erkennen sie Alle die gleiche Unmöglichkeit des weiteren Vordringens und werden durch jene Scheidelinie, die sie von der Welt des unbeschränkten Lichtes unerbittlich trennt, zusammengehalten und auf das gemeinsame Gebiet zurückgedrängt. Wir konnten hier nicht anders, als völlig bildlich zu reden, hoffen aber, wenigstens angedeutet zu haben, worauf wir abzielten.

Hierin mag der Grund dafür zu suchen sein, daß die Gedichte der Blinden von Ihresgleichen nicht nur gern gelesen, sondern meist als überaus „innig" und „empfindungstreu" angesehen werden. Leser und Dichter sind davon so durchdrungen, daß es ihnen meist unverständlich bleibt, wie ihre poetischen Erzeugnisse von dem sehenden Publikum nicht mit den gleichen Gefühlen aufgenommen werden können. Mancher Blinde, der – in unserem obigen Sinne — „subjektiv" gute Verse hervorbrachte, mußte die bittere Erfahrung machen, daß sie bei den sehenden Lesern nichts Anderes als Achselzucken und fremde Ablehnung ernteten. Nur ganz wenig Blinde haben es erreicht, einen allgemein gültigen und anerkannten Namen als „Dichter" zu erlangen, und auch diese, wie Milton und Pfeffel, sind nicht von Geburt an blind gewesen, d. h. sie haben immer noch einige Brücken mehr zu der übrigen Welt besessen, als ihre blindgeborenen beziehungsweise früh erblindeten Dichtergenossen. Von diesen bitteren Tatsachen einen Blinden zu überzeugen ist

natürlich äußerst schwierig und erfordert viel Takt und Zartgefühl, weil es immerhin ein Unternehmen bedeutet, Jemandem klar zu machen, daß gewisse Teile seines seelischen Lebens anders geartet sind und sein müssen, als die der anderen, vollsinnigen Menschen. Gerade aber diese Behauptung wird von vielen Blinden mit der größten Entschiedenheit bestritten, weil sie in ihr eine Zurücksetzung erblicken. H. Schmittbetz hat dies ja in einem ihrer Aufsätze geradezu als „das" Hauptinteresse der Blinden bezeichnet, die bestehenden Unterschiede in den Hintergrund zu drängen und nur das „allgemein Menschliche" hervorzuheben. Gewiß ist dieses Streben löblich und berechtigt und verdient, auch von den Sehenden nach Kräften unterstützt und gefördert zu werden, aber es hieße denn doch, dem Blinden einen schlechten Dienst erweisen und sich geradezu an seiner poetischen Kunst, in der er seine heiligsten und heimlichsten Gefühle zum Ausdruck bringen will, versündigen, wenn man wider besseres Wissen und Gewissen Illusionen in ihm großziehen wollte, die doch eines Tages schwinden und dann einen umso niederschmetterndenderen Eindruck hinterlassen müssen.

Zur genußreichen Lektüre der Blindenpoesie gehört für den Sehenden eine gewisse Schulung, ein Vertrautsein mit der Ideen- und Empfindungswelt des Nichtsehenden, die allein es ihm ermöglichen, den „besonderen Reiz" der Sprache zu verstehen und den Gedankenassociationen unbehindert zu folgen.

Nur, wer selbst geliebt hat, mit jener schwärmerischen, weltentrückten Liebe der Schülerjahre vermag sich in die Seele eines poetisierenden Backfisches oder Jünglings zu versetzen und mit einem verständnisinnigen Lächeln deren glühende Verse „richtig" zu lesen. Eine gleichklingende Saite in unserem Herzen muß durch den Dichter angeschlagen werden; wo dieser Widerhall in uns ausbleibt, ist der Kontakt nicht hergestellt, und die Dichtung gleitet an uns ab, ohne irgendwelchen Eindruck zu hinterlassen. Genau das Nämliche gilt auch hier: Stimmen die Gemütsempfindungen des blinden Dichters mit denen des sehenden Lesers durchaus nicht überein, so wird ein Kontakt nicht hergestellt, und die tiefst gefühlten Gedanken und Regungen vermögen keinen Eindruck hervorzurufen. Bei den Blinden unter sich liegen die Dinge naturgemäß wesentlich einfacher, denn im Grund genommen stimmen sie doch Alle darin überein, daß sie in dem Lebensgenuß beschränkt, in dem Verkehr mit

der umgebenden Außenwelt benachteiligt und noch in vielen anderen Dingen behindert sind. Mag hieraus Sehnsucht nach einer Schicksalswandlung, Unzufriedenheit mit der Welt, eine demütige Resignation oder frommes Hoffen auf ein nachirdisches Leben entspringen, immer wird die gleiche Ursache und die sachlich gleiche Wirkung ein Band bilden, (den Kontakt) das sich um Alle gemeinsam schlingt; nur hieran braucht der Dichter zu rühren, es nur entfernt anzudeuten, sogleich wird er allseitigem Interesse und mitfühlendem Verständnisse begegnen.

Gleichsam im Vorübergehen streiften wir soeben das Gebiet der religiösen Empfindungen, indem wir von der frommen Hoffnung auf das nachirdische Leben sprachen. Diesen Ideen können wir überaus häufig in der Blindenpoesie begegnen, weil wohl die Mehrzahl der Nichtsehenden religiös oder wenigstens religiösen Vorstellungen sehr zugänglich ist. Religion ist eine Sache des Gefühls, des Denkens und Glaubens, der Fantasie und Spekulation. Alles dies aber sind Dinge, die von sichtbaren Wahrnehmungen vollständig unabhängig sind und somit auch dem Blinden in unbeschränktem Maße zur Verfügung stehen.

Außerdem mag es dem jedem Menschen angeborenen Gerechtigkeitstrieb entsprechen, daß der von der Natur Zurückgesetzte an eine allumfassende, ausgleichende Liebe und Barmherzigkeit glaubt, die entweder schon auf Erden Ersatz für Not und Leid zu schaffen vermag, oder dann wenigstens im Jenseits Lohn oder Strafe, Leben oder Tod austeilt.

Der Blinde, der sich so unendlich viel mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt und beschäftigen muß, greift die religiösen Lehren mit Begierde auf, der Wunderglaube regt seine Fantasie an, und er fühlt gar bald, daß es für ihn hier keine irdischen (sinnlichen) Schranken gibt, die ihn von seinem Gott trennen. Mit ihm, der „in die Herzen sieht" und in seiner Allwissenheit die „Gedanken zu lesen" vermag, kann er ungestört verkehren, sich erheben zu ihm und ihm seine Klagen vortragen. Der Blinde wird in der Regel die Religion verinnerlichen und durchaus „subjektiv" gestalten, zumal er sich auf Grund des Christuswortes „Kommt her zu mir, Alle, die ihr mühselig und beladen seid" Gott näherstehend glaubt, als jene „Glücklichen", die ihr volles Augenlicht besitzen.

Dieser Ideengang ist keineswegs neu, sondern wurde be-

reits im klassischen Altertum vermutet, wo man den Blinden die Sehergabe beilegte, weil sie vermeintlich mit den Göttern in näherem Verkehre standen. (Näheres hierüber findet sich in unserer Schrift „Aus dem Seelenleben des Blinden“ a. a. O.)

Auch in dieser Hinsicht sind die Gefühle des Blinden durchaus tief empfunden und aufrichtig, vor allem aber auch ungetrübt durch fremde Beimischungen, d. h. Bestandteile, die er sich eingegliedert hat auf Grund von Schilderungen der „überlegenen“ Sehenden. Es kommt hinzu, daß die Erziehung in den Blindenanstalten auf religiöser Basis erfolgt, sodaß derartige Gedankengänge und Ideenassociationen in dem Blinden von Kindheit auf geweckt und genährt werden. Erst, wenn wir uns hierüber klar geworden sind, verstehen wir, den kindlich frommen Zug gerecht zu würdigen, der einer großen Zahl von Blindengedichten eigen ist. Unbedingter Glaube und unbedingtes Vertrauen werden da oft in ergreifender Weise zum Ausdruck gebracht. Ergreifend aber auch wiederum nur für den, der dem Dichter in allen Stücken zu folgen vermag, in dessen Herzen jene bewußte Saite beim Lesen in Schwingung versetzt wird. Es ist darum oft direkt „schade“ um ein Blindengedicht, das der kalten, voraussetzungslosen Masse vorgelegt wird, weil es nur selten dazu beiträgt, die Meinung über den Blinden und sein ehrliches Streben zu fördern, ihn dagegen viel häufiger als ein fremdartiges, anders empfindendes Wesen erscheinen läßt.

Zur Illustration des von uns hier Ausgeführten lassen wir nachstehend einige Erzeugnisse blinder Dichter folgen.

Zerronnen.

Wie warst Du schön, mein Jugendtraum,
Von wahrem Erdenglück!
Doch Du zerrannest längst wie Schaum;
Ach, kehrtest Du zurück!

In Dir sah ich der Rose Pracht,
Die keine Dornen hat;
Der Sturm verwehte über Nacht
Schon längst das letzte Blatt.

In Dir klang meiner Harfe Ton
So voll, so wundersam;
Verstimmt sind längst die Saiten schon,
Und meine Hand ist lahm.

Du, meiner Jugend schöner Traum
Von wahrem Erdenglück,
Ach, Du verrannest längst wie Schaum
Und kehrest nicht zurück!

An die Musik.

O herrlichste, o göttlichste der Musen,
Du dringst in meiner Seele Kerkernacht,
Entflammest ew'ges Feuer mir im Busen
Und sprengst die Fesseln der Natur mit Macht.

Ich stöhne jammernd auf in bangen Schmerzen,
In meiner Finsternis ruf' ich nach Licht;
Es fehlet jeder Trost dem kranken Herzen,
Und keine Freundesstimme liebreich spricht.

O komm und löse meiner Seele Bande
Mit Deinen überird'schen Harmonien,
Und laß mich aus dem dunklen Erdenlande
In Deine ätherreinen Höhen flieh'n.

O hüll' in Deine süßen Klangesschleier
Die Seele mir, die lebensmatte ein,
O mach' mich rein in Deinem reinen Feuer,
Lös' auf in Melodie mein ganzes Sein!

Vergessen will ich alle meine Leiden,
Vergessen selbst der Liebe Götterschein,
Ich will von all' dem falschen Hoffen scheiden,
In Deinen Sphären will ich selig sein.

O löse meine Haft, laß' mich entschweben
Und bring' mich nimmer in das Jetzt zurück!
Ein neues Dasein laß' in Dir mich leben,
Ein höheres, verklärtes, o Musik!

An einen Freund.

Du hast ein fröhlich Lied gesungen
Dem holden, lieben Lenz zur Ehr,
Dir ist's aus heitrer Brust gedrungen,
Beseelt von einer Hoffnung mehr.

Der erste Strahl der Frühlingssonne,
Kaum hatte er Dich angelacht,
Als Du in Deines Herzens Wonne
Ihm schon ein Loblied dargebracht.

Kaum war das erste Lied erklungen,
Kaum fühltest Du des Veilchens Duft,
Als es, von Frühlingsglück durchdrungen,
In Deinem Herzen freudig ruft:

Strömt hin, Ihr schönen, sel'gen Lieder,
Die Ihr dem jungen Lenz geweiht!
Jauchzt auf! Wir haben ihn ja wieder,
Der unser Herz so sehr erfreut.

Sei uns, o holder Lenz, willkommen,
Mit Deinem milden Sonnenblick!
Was uns der Winter auch genommen,
Du gibst es tausendfach zurück! —

Ja, Freund, so sangst Du ganz entzücket
Vom ersten warmen Frühlingstag,
In Deinem Innersten beglücket,
Nicht denkend, was noch kommen mag.

Als ich Dein fröhlich Lied empfangen,
Da klang es fast wie Ironie —
Ich mußte nach dem Kopfe langen —
Woher die Frühlingspoesie?

Denn frischer Schnee war ja gefallen,
Kein Lied ertönte weit und breit —
Da war mirs plötzlich eingefallen —
Du sangst von gestern, nicht von heut'.

Ach Freund, bald hätt' ich ganz vergessen,
Daß gestern holder Lenz geblüht,
Da sich der Winter frech vermessen
Zu trüben heut' mein froh Gemüt.

So gleichen sich Natur und Leben;
Kaum glauben wir das Glück erreicht,
Muß es schon wiederum entschweben,
Da es das Unglück hart verscheucht.

Avemarialäuten.

Die Abendglocke läutet,
Die Kindlein geh'n zur Ruh;
Nur eines blieb noch munter,
Schloß nicht die Aeuglein zu.
„O Mutter, liebe Mutter,
Zum dritten Male schon
Hör' ich die Glocke läuten,
Hör' ihren hellen Ton."

„Am frühen Morgen weckte
Mich wach ihr Silberklang,
Und Mittags, als ich spielte,
Ans Ohr er wieder drang.
Und jetzt, wo alle Kindlein
Zur Abendruhe geh'n,
Tönt sie zum dritten Male
Herüber von den Höh'n."

„Was will die liebe Glocke
Mir sagen, Mütterlein?"
„An Gott will sie Dich mahnen,
Daß Du gedenkest sein."
„So soll ich dreimal denken
Des Tags an meinen Gott?"
Doch plötzlich schweigt das Kindlein,
Ihm wird die Wange rot.

Es schauet auf zur Mutter,
So selig und so rein:
„Wie oft soll ich dann denken
An Dich, mein Mütterlein?“
Die Mutter weint vor Freude,
Die kam zu unverhofft:
„Mein Kind, an Gott denk' immer,
An Deine Mutter — oft!“

Warum.

Sieh, die Nebel fliehen
Vor des Morgens Strahl,
Lichte Wolken ziehen
Ueber Wald und Tal.

Blumenaugen lächeln
Froh der Sonne zu;
Frühlingslüfte fächeln;
Herz, was trauerst Du?

Blütendüfte dringen
Zu mir wonniglich;
Die Schalmeien klingen —
Ach, was weine ich?

Lichter Morgen ziehe
Auch in meine Brust,
Daß der Schatten fliehe
Vor der Frühlingslust.

Frühlingslied.

O horchet Alle, jung und alt,
Was ist das für ein Läuten?
Es klingt gar lieblich durch den Wald!
Sagt mir, was solls bedeuten?
Schneeglöcklein ists, sein heller Klang
Weckt all' die Frühlingstriebe;

Nun armes Herz, sei nicht mehr bang,
Laß jubeln laut die Liebe.
Sieh überall in Feld und Flur
Erwacht ein neues Leben;
Zum Liede wird nun die Natur
Von hehrer Pracht umgeben.
Und durch des Waldes weiten Raum
Zieht ein geheimes Wehen,
Die Bäume flüstern wie im Traum,
Herz, kannst Du sie verstehen?
Die Lerche schwingt sich in die Luft
Im Strahl der goldnen Sonne,
Sie singt, umhaucht von süßem Duft,
Ein Lied voll seel'ger Wonne.
Und alle Vöglein stimmen ein,
Das ist ein Schall'n und Klingen!
Soll, armes Herz, nur Dir allein,
Der Lenz nicht Freude bringen?
O harre nur und strebe still,
Einst muß sich alles wenden;
Auch Du kommst einmal an Dein Ziel,
Dann wird Dein Leiden enden.
Drum fasse Mut in Deinem Schmerz,
Laß nicht die Hoffnung schwinden!
Einst wird auch Dir, o trauernd Herz,
Der Frühling Kränze winden.

Der Weg zum Glück.

Ich eilte der Sonne entgegen,
Erwartend Befried'gung und Glück,
Doch fühllos mit blitzendem Degen
Wies sie, mich Enttäuschte, zurück.
Nun wollt' ich zum Monde mich heben,
Empor dann zum Sternengezelt,
Doch flügellahm blieb all mein Streben,
Gebannt an die Prosa der Welt.
Und unter verzweifelten Klagen
Warf ich mich ins taufrische Moos;

Das Schicksal, es zwang zum Entsagen; —
Für Jugend ein schmerzvolles Los!
Da sah durch verschleierte Blicke
Ein sinniges Veilchen ich stehn;
Das lehrte den Weg mich zum Glücke:
Bescheiden durchs Leben zu gehn!

Trost im Einsamsein.

O trage tief im Herzensgrunde,
Was Dir im Busen schmerzlich nagt,
Ein Lächeln nur auf Deinem Munde
Sei Antwort wenn die Welt Dich fragt.
Die Welt, sie kennt nicht inn're Schmerzen,
Nur Trug ist's, wenn sie Tröstung reicht;
Drum zeig Dich ihr mit frohem Herzen,
Selbst wenn die letzte Hoffnung weicht.
Doch wenn Du fern dem Weltgetose,
Dann laß dem Schmerze seinen Lauf,
So wie der Tau die junge Rose,
So frischt das Herz die Träne auf.
Und wenn Du weinen willst, so weine,
Doch weine nur für Dich allein;
Der Welt zeig' Deiner Tränen keine,
Sie lächelt nur und spottet Dein.



Dichtende Blinde.

Von Direktor E. Kull. †

Zur Ergänzung des von uns Gesagten, mögen die nachfolgenden Ausführungen eines ausgezeichneten Blindenkenners dienen.

Es ist eine auffallende Tatsache, die durch hinreichende Erfahrung bewiesen ist, daß Blinde ihre Gedanken in Vers und Reim ausdrücken. So gibt es kaum eine Anstalt, in der nicht schon jugendliche Blinde sich in poetischen Versuchen ergehen. Dies ist begreiflich. Die wohllautende Sprache ist in dem geistigen Sein des Nichtsehenden ein höchst wichtiger Faktor, zumal wenn sich dieselbe in Versmaß und Rhythmus seinem Ohre darbietet. Wie Musik, so ist ihm auch die Poesie eine Darstellung des inneren Gefühls-, des Herzens- und Gemütslebens. Der innerlich angelegte Blinde, der sich mit Vorliebe in sich selbst und in den Charakter seiner nächsten Umgebung vertieft, greift zuletzt zur poetischen Form, die seinem Schönheitsgefühl am meisten entspricht, und in welcher er die ihn oft tief bewegenden Empfindungen am liebsten ausdrücken möchte. Beim Lesen, Vorlesen und Deklamieren von Gedichten tritt bei Blinden sicher eine Art musikalischen Empfindens ein; sie schenken der schönklingenden Ausdrucksweise erhöhte Beachtung. Da sie aber das Gehörte im Gedächtnis aufbewahren und in ihrer Art verarbeiten, so ist es nicht zu verwundern, daß sie die empfangenen Eindrücke reproduzieren und Verse machen, oder, wie es, aber nicht immer mit Recht, genannt wird, „dichten". Zwischen Verse machen und Dichten ist aber bekanntlich ein großer Unterschied. So gibt es aus den dargelegten Gründen unter den Blinden eine große Anzahl Versemacher und Reimer, während Dichter im wahren Sinne des Wortes nur äußerst selten vertreten sind. Jene Blinde, die erst im späteren Alter

erblindeten und wirkliche Dichter sind, können hier nicht gerechnet werden; denn sie haben früher Eindrücke aufgenommen, die nicht ohne bedeutenden Einfluß auf die Entwicklung ihrer Vorstellungen und ihrer Einbildungskraft geblieben sind. Der früh Erblindete hingegen entbehrt einer ganzen Reihe von Eindrücken und Vorstellungen, und zwar von solchen, die auf die ganze seelische Entwicklung einen so intensiven Einfluß haben, daß derjenige, der sie entbehrt, nach mancher Richtung hin als einseitig bezeichnet werden muß. Die Phantasie, die in der Dichtung eine so hervorragende Rolle spielt, wird danach auch eine gewisse Einseitigkeit aufweisen. Der Reichtum an Gedanken, Betrachtungen, Vergleichen, farbigen Bildern, ja sogar der Wortreichtum können unmöglich so bedeutend sein, wie bei Sehenden unter sonst gleichen Verhältnissen. Auch darf man nicht außer acht lassen, daß der Blinde mit der Sprache der Sehenden seine Gedanken ausdrückt, somit auch manche Wendungen gebraucht, die ihm von Natur aus fremd sind. Diese Sprache wird aber auch manches nicht vollkommen Erfaßte oder nicht Verstandenes wiedergeben, so daß befremdliche Wendungen gar nicht selten sind, besonders, wenn der Blinde in seinen Dichtungen sich anschickt, ungewöhnlich zu sprechen. Seine Dichtungen haben daher für den Sehenden oftmals ein fremdartiges Gepräge, das diesen wenig anzuziehen vermag. Bezeichnend für das eben Angeführte ist, daß Blinde für die dichterischen Gaben ihrer Schicksalsgefährten großes Verständnis und lebhaftes Interesse zeigen, manchmal von solch einem Gedichte geradezu entzückt sind, und es nicht verstehen, warum es nicht allseitigen Beifall findet. Es ist dies besonders bei denjenigen Gedichten der Fall, deren Sprache und dichterische Form tadellos sind. Unter den dichterischen Erzeugnissen Blinder findet man aber nicht selten auch solche von Personen, die zufolge geringer Schulung mit der Sprache und den Regeln des Versmaßes nicht umzugehen verstehen, und es entstehen alsdann Produkte, die den Namen eines Gedichtes nicht im entferntesten verdienen, und die dann anstatt der erhofften Bewunderung nur Mißbehagen und Bedauern erwecken.

Der Inhalt der Dichtungen von Blinden — es ist von früh erblindeten Dichtern die Rede — ist selbstverständlich ein sehr mannigfaltiger. Dabei ist nicht zu verkennen, daß durch die meisten Dichtungen blinder Dichter die Grundstimmung ihrer

Seele hindurch dringt, und das ist einerseits der Schmerz über ein verlorenes kostbares Gut, andererseits die Sehnsucht nach einem Etwas, das ihnen zwar fremd ist, das ihnen aber schön dünkt und das sie vermissen, da sie es eben nicht besitzen, während es doch alle anderen haben. Verstimmung und Klage um etwas, um das andere reicher sind als sie, Sehnen nach Ersatz, nach einem Ausgleich hierfür sind es, die an den Dichterherzen nagen und die Gemütsäußerungen lenken. Ob es in allen Fällen das Sehnen nach der Gabe des Lichtes ist, vermag man gar nicht einmal zu behaupten; es könnte ebenso gut etwas anderes sein. In diesem Zustande fortwährender Entbehrung setzt sich in dem Herzen des blinden Dichters ein Gefühl des Verlassenseins fest; er rechnet sich leicht zu den Bedrückten und Zurückgesetzten, die an der Tafel der weltlichen Freuden und Genüsse einen schlechten Platz erhalten, ja, die oft genug nur aus der Ferne stehen und zuschauen müssen, wie andere an dieser Tafel schmausen und schwelgen. Die Folge ist, daß der blinde Dichter resigniert den Lebensfreuden den Rücken wendet und seinen Trost da sucht, wo er ihn auch einzig und allein findet; in Gott und in der Religion. In den meisten Dichtungen von Blinden spielt daher das religiöse Moment eine hervorragende Rolle. Dies ist psychologisch vollkommen begründet. Die Religionslehren sind dem Blinden tief eingeprägt. Die heiligen Handlungen des Gottesdienstes üben auf sein Gemüt einen nachhaltigen Einfluß aus, fördern sein religiöses Empfinden, aber auch seine mystischen Vorstellungen. Der fortwährende Hinweis auf die Fürsorge der göttlichen Macht, die allein die Schwere seines Schicksals zu erleichtern vermag, gewinnt begreiflicherweise einen bestimmenden Einfluß auf seine Gedankenrichtung. Dies spiegelt sich alsdann in den Dichtungen wieder, und hierbei ist es sehr oft die Beschäftigung mit sich selbst und seinem Zustande, die in den Dichtungen des früh und spät Erblindeten zum Ausdruck gelangt. Während der wahrhaft gottvertrauende und religiös empfindende Dichter sich mit seinem Schicksale aussöhnt und in Lob und Preis sich der Vorsehung naht, findet der weniger religiös denkende Blinde, namentlich der spät Erblindete, meist nur Worte der Verzweiflung für seinen Zustand, und peinliche Klagen tönen aus seinen Dichtungen heraus. Alle derartigen schriftstellerischen Erzeugnisse, mögen sie mehr oder weniger gut sein, sind unter allen Umständen beachtenswert, da sie

sich dazu eignen, in die Seelentätigkeit der Blinden sowohl im besonderen wie im allgemeinen einen Blick zu tun.

Während in religiösen Dichtungen blinde Dichter sich in vielen Fällen mit Erfolg versucht haben, sind ihnen dagegen Dichtungen, welche die Natur zum Ausgangspunkt und zum Schauplatz haben, meist weniger gelungen. Die besseren dieser Gattung lehnen sich meist guten Mustern an, und die Kritik findet an ihnen nur das eine auszusetzen, daß sie keine originellen selbständigen Schöpfungen sind. Andere leiden an Verkehrtheiten aller Art und sind im günstigsten Falle ein Sammelwerk verblaßter Blüten, die irgendwo einmal gepflückt wurden, gleich einem Herbarium mit getrockneten und gepreßten Blumen, an denen man wohl noch etwas Form und Farbe erkennen kann, denen aber der frische lebensvolle Duft fehlt. Zum ureigenen Produzieren auf diesem Gebiet fehlt dem Blinden dasjenige, was hier alles vermag: die Phantasie. Das liegt an seinem physischen Zustande. Das buntfarbige, wechselvolle Bild der Natur, das diese einzig zu beleben, ihr einzig Schwung, Ausdruck und Kraft zu verleihen vermag, läßt sich eben nicht mit Händen ergreifen, sondern ausschließlich mit der Netzhaut dem Auge des Geistes zuführen. Wie schade ist es daher oft, wenn ein so tiefes, so inniges und auch schönes Empfinden und Fühlen, ein so ernstes und bewußtes Wollen, das meist in diesen gutgemeinten geistigen Produkten sich versteckt hält, an den Krücken von „Vers“ und „Reim“ daher gehinkt kommt.

Es mag diese ganze Behandlung des Themas, vor allem aber die darin enthaltene rückhaltlose Kritik manchem, der sie liest, und der sich selbst zuweilen kühn und zuversichtlich auf den Pegasus geschwungen, bitter und böse erscheinen. Sie ist es keineswegs. Im Gegenteil; sie ist durchaus gut gemeint und soll zur Vorsicht mahnen, zur Vorsicht gegen andere, die den blinden Dichter in seinem Gefühls- und Empfindungsleben, in seinem ganzen geistigen Sein viel zu wenig verstehen, als daß sie sich seinen Gefühlsäußerungen gegenüber zu einer anderen Anerkennung aufschwingen könnten, als zu dem leidigen Mitleid und Bedauern. Dazu sind uns aber diese Gefühlsäußerungen zu kostbar, um sie auf solche Weise abgefertigt zu wissen.

Das Liebesleben des Blinden.

Von Alexander Reuß-Straßburg.

Die Frage, ob der Blinde ein besonderes, ihm eigentümliches Liebesleben besitzt, muß im Prinzip verneint werden. Wie der Nichtsehende an sich keinen eignen Fernsinn hat, wie er nicht ein besonderes Gehör, ein eignes Tastvermögen, Geruch und Geschmack besitzt, der ihn physiologisch von anderen Menschen unterscheidet, wie er im Grunde nicht musikalischer ist als der Vollsinnige usw., so bewegt sich auch sein Liebesleben in denselben Formen wie bei diesem. Die Sexual*physiologie* des Nichtsehenden ist keine abnorme. Wie aber die Aeußerungen des Geschlechtstriebes sich auch beim Vollsinnigen unter verschiedenen Voraussetzungen verschieden gestalten, so macht sich in Folge des mangelnden Sehvermögens beim Blinden eine Verschiebung oft recht deutlich bemerkbar, welche sich in den mancherlei *psychischen* Ausstrahlungen des Sexualtriebes äußert. Es wird daher unsere Aufgabe sein, zunächst diese psychischen Ausstrahlungen des Sexualtriebes beim Blinden näher zu untersuchen, um dann deren Rückwirkung auf seine Geschlechtsphysiologie festzustellen und gegebenenfalls mit Beispielen zu belegen. —

Zu unterscheiden haben wir auch hier zwischen Blindgeborenen und Späterblindeten. Es kann natürlich nicht ohne Einfluß sein, ob sich die Entwicklung des oder der Blinden bis zur Geschlechtsreife und darüber hinaus mit oder ohne den Gesichtssinn vollzogen hat, wenn ich auch geneigt bin, die Unterschiede zwischen Blindgeborenen und Späterblindeten hier nicht ganz so scharf festzuhalten wie auf anderen Gebieten. Zwar rettet sich der Späterblindete naturgemäß eine ganze Reihe von Gesichtseindrücken auch aus dem Liebesleben in seinen

späteren Zustand mit hinüber — ich erinnere nur an die hauptsächlichste durch das Auge vermittelte Annäherung und Anziehung der beiden Geschlechter vor Erregung des eigentlichen Liebesreizes, an das Augenspiel, das Lächeln, Zunicken, die Art der Kleidung, den Eindruck der Schönheit, des Wechsels der Bewegungen usw. —, gerade diese Eindrücke aber bleiben für ihn Erinnerungen, die während der Blindheit keine unmittelbare Nahrung mehr erhalten, im Augenblick oft nicht zur Stelle sind, häufig auch zu ganz falschen Auffassungen Anlaß geben. Die Grenze zwischen Blindgeborenen und Späterblindeten verwischt sich hier allmählich, wenn auch nicht völlig, doch bis zu einem gewissen Grade, so daß es möglich erscheint, daß sich beim Späterblindeten genau dieselben psychischen Aeußerungen des Liebeslebens finden, wie sie für den Blindgeborenen in weiten Umrissen charakteristisch und verständlich sind. — Bemerken möchte ich noch, daß ich in meinen Ausführungen nicht eingehen kann auf diejenigen Fälle von Blindheit, welche sich infolge fortschreitender Erkrankungen des Gehirns nur als Uebergang zu völligster geistiger Umnachtung darstellen. (Viele Syphilitiker u. a.)

Halten wir zunächst folgende Punkte im Auge:

„Die Sexualphysiologie des Blinden ist keine abnorme.“ . . .

„Die Sexualphysiologie des Blinden ist keine abfalls nicht abnorm, erleidet aber durch den Mangel des Sehvermögens Verschiebungen, die sich in den psychischen Ausstrahlungen des Sexualtriebes geltend machen.“ —

Obzwar diese Probleme gleicherweise für den Psychologen, Pädagogen und Blindenfreund von erheblichem Interesse sind, sind doch die angestellten Untersuchungen über Vermutungen kaum hinausgegangen. Nicht selten kann man in Form einer solchen „Vermutung“ die Behauptung hören, daß der Geschlechtstrieb beim Blinden weniger gehemmt sei, sich ursprünglicher, ja „natürlicher“ auslebe als beim Vollsinnigen, für den das Auge in gewissem Grade ein zurückhaltendes Moment bilde. Richtig hieran ist, daß der Sehende sich vermittelst des Auges stets bewußt sein kann, in welchem Verhältnis er sich zu seiner Umgebung befindet und daß dieser Umstand auch in Bezug auf das Liebesleben eine Art Korrektiv bilden kann. Daß jedoch die erotischen Empfindungen des Nichtsehenden den Stem-

pel gesteigerter Ursprünglichkeit tragen, dürfte sich nicht bestätigen.

Als ureigenste und primitivste Aeußerung des Geschlechtstriebes beim Manne bezeichnet man gewöhnlich die „Kühnheit", das gehobene Gefühl der Kraft und Sicherheit, mit dem der Naturmensch um die erwählte Geschlechtsgenossin kämpft, ihr selbst gegenüber sich als der Besitzende fühlt, der Kulturmensch aber sie mit einer gewissen selbstverständlichen Ueberlegenheit zu gewinnen sucht. Im Gefühle dieser Kraft oder Kühnheit tätowiert sich der Wilde usw., wirft sich der Kulturmensch in elegante Kleider usw. Auch findet sich bekanntlich dieser primitive Zug des Kraftgefühls und des Strebens nach solchem bereits im Tierreich, wo Männchen gegen Männchen um das zu begattende Weibchen kämpft oder (Fische und Vögel) ein dauerndes resp. vorübergehendes Hochzeitskleid anlegt. — Nichts von alledem ist beim (unbeeinflußten) Blinden zu bemerken. Er wird weder auf den Einfall kommen, sich durch besondere Kraftleistungen (wie das unsere Bauernburschen und wohl auch Turner zu tun pflegen) in den Augen der „Mädchen" Ansehen zu verschaffen, noch wird er durch elegante Kleidung usw. Eindruck zu machen versuchen, wenn er nicht von dritter Seite auf diesen Punkt aufmerksam gemacht wurde. Allerdings ereignet es sich in letzterem Falle manchmal, daß eine übertriebene Kleidersorgfalt zum Vorschein kommt. — Zwar messen die Zöglinge von Blindenanstalten in ihren Freistunden häufig genug ihre Kräfte in gegenseitigem Ringen, Stemmen, Turnen u. dergl., aber das Moment des „Sich-Zeigen-Wollens" vor den Augen der Schönen, wie es für den Wilden und den Bauernburschen maßgebend ist, scheidet dabei völlig aus. Diese „ursprüngliche Kühnheit" als Ausdruck der geschlechtlichen Kraft kommt für den Blinden garnicht in Frage; im Gegenteil: bei ihm wird sich „ursprünglich" eine größere Verzagtheit im Punkte des Vertrauens auf seine Kraft und Konkurrenzfähigkeit dem sehenden Mitbewerber gegenüber geltend machen. Aeußert sich jedoch das Gefühl der Zeugungskraft psychisch, so löst es andere, dem Blinden näher liegende Kreise seines Anschauungslebens aus. Will man ein Beispiel aus der Natur, so ziehe man den Werbegesang der Singvögel heran. Das Kraftgefühl des Blinden äußert sich naturgemäß in den Fähigkeiten, mit denen er sich hervortun kann oder zu können glaubt

— musikalisch, philosophisch, mystisch, religiös, phantastisch, poetisch — je nach Individualität und Bildungsgrad. Wenn überhaupt, so kommen nicht die primitiv-ursprünglichen Aeußerungen des Kraftbewußtseins zur Erscheinung, sondern gesteigerte, vielfach verfeinerte Ausstrahlungen des geschlechtlichen Kraftbewußtseins sind bei ihm zu beobachten.

Dagegen ist der „Zeugungstrieb" beim nichtsehenden Manne vielfach ein stärkerer als bei seinem sehenden Geschlechtsgenossen. Das heißt: Er *erscheint* stärker. Ich rede hier nicht von jenen Erscheinungen, die sich bei sehr vielen Verkrüppelten — Lahmen, Einbeinigen, Bucligen, — geltend machen, bei denen die sitzende, unnormale Lebensweise bekanntlich häufig einen gesteigerten Geschlechtstrieb hervorruft, sondern von der Zeugungskraft des körperlich gesunden und ausgeglichenen Blinden, bei dem die Anomalien der Krüppel sehr wohl in Wegfall kommen können durch regelmäßige Betätigung und gesunde Lebensführung. Veranlaßt schon beim Vollsinnigen dieser normale Zeugungstrieb ein gewisses Verlangen nach Herrschaft, das ihn veranlaßt, eine Familie zu begründen, in der *sein* Wille der maßgebende Faktor ist, um wieviel mehr muß dieser Trieb im Nichtsehenden nach Erfüllung drängen, bei ihm, der ohne eigene Familie stets abhängig von Fremden oder — was oft noch schlimmer — von Verwandten ist. Ich will hier nicht ausführen, wie schmerzlich dabei der Nichtsehende oft den „guten Willen" seiner Umgebung empfindet, das Mitleid und die gütige oder auch ungütige Bevormundung, und dies alles läßt es nur zu begreiflich erscheinen, daß hier sein unbefriedigter Zeugungstrieb ihn verlangen macht, mit einer Lebensgefährtin Unabhängigkeit, Verständnis, eigenes Heim und Vaterschaft zugleich zu erreichen. In der Tat kann eine sehende Frau für den nichtsehenden Mann in vielen Fällen auch weitaus mehr sein als bloße Gebärerin und Haushälterin. Ich unterstreiche hier die Ausführungen des Kriegsblinden H. Schmalfuß (H. Schmalfuß: Den Kriegsblinden, Punktdruckausgabe Straßburg 1916), welcher meint: „Es wäre dem Blinden unsäglich schwer, außer dem Blindsein noch das Unglück einer Ehe zu tragen, die besser nicht geschlossen worden wäre. Schon ein guter finanzieller Untergrund, ohne den die beste Ehe Schaden leidet, muß unbedingt vorher gesichert sein. Das Mädchen aber, das einen Blinden heiraten will, soll sich zuerst ernstlich prüfen, ob es dieser

Aufgabe auch gewachsen ist. Viel mehr noch als sonst muß hier die Frau dem Manne Kamerad und Freund sein wollen. Sie darf sich nicht nur von hochgespannten Gefühlen leiten lassen und (in dieser Zeit der Opfer) sich selbst opfern wollen. Nein, sie muß auch eigenes, höchstes Glück davon erwarten, daß ihr Leben mit dem des Gatten besonders fest verkittet sein wird und daß er so vollständig auf sie angewiesen ist, wie sie auf ihn. Sind aber diese Grundbedingungen erfüllt, so werden gerade die Ehen Blinder mit Sehenden dem Ideale der Ehe — dem harmonischen Aufgeben des Einen im Anderen — besonders nahe kommen und beiden Ehegatten das reinste häusliche Glück bescheren."

Wir können in der Tat auch beobachten, daß viele männliche Blinde, oft schon in der ersten Hälfte der 20er Jahre eine Ehe begründen oder zu begründen versuchen, und die günstigen Wirkungen sind bei gesunder äußerer Existenz nicht zu leugnen. Hypochondrie und Schwermut verschwinden und machen einer ausgeglichenen, ruhigen Lebensauffassung Platz. Daß Blindenehen jenes oben gezeichnete Ideal nicht immer erreichen, ist bei der Unvollkommenheit menschlicher Verhältnisse und den Schwankungen des Seelenlebens der einzelnen Individuen nicht zu verwundern. Dennoch sollte man dem Nichtsehenden, wenn Vererbung der Blindheit nicht zu befürchten ist, die Schließung einer Ehe nicht erschweren, denn in der Tat empfindet er, wie bereits angedeutet, den Zeugungstrieb stärker als der Sehende und leidet unter dessen völliger Nichtbefriedigung, da ihn die ständige Selbstbeobachtung, eine Folge des Abschlusses von der ablenkenden Außenwelt, jede Regung der Nerven- und Muskeltätigkeit stärker empfinden läßt und er mithin auch die Regungen des Geschlechtstriebes bei der vielfach sitzenden Lebensweise mehr beobachtet als der Vollsinnige, für den hier das Auge tatsächlich ein Korrektiv und eine Ablenkung bedeutet. Die Einsamkeit lenkt die Psyche auf die physiologischen Vorgänge des Sexuallebens, und niemand in der Welt ist einsamer als ein Blinder. — Zu warnen ist nur vor übereilten Eheschließungen und der Begründung solcher Ehen, in denen sich die Blindheit erblich überträgt. Anfügen möchte ich noch eine Bemerkung eines ebenfalls blinden unverheirateten Herren. „Die Erotik ist nach meinem Dafürhalten bei den Blinden ganz besonders stark ausgebildet, die allerdings wohl im gleichen

Maße bei ihnen abnimmt, je mehr sie sich geistig beschäftigen können. (?) Meine Behauptung führe ich darauf zurück, daß der weniger geistig arbeitende Blinde weniger abgezogen wird, wodurch seiner Fantasie freierer Lauf gegeben wird und er den körperlichen Trieben somit mehr nachgibt. Aus diesen Gründen schließt er wohl auch leichter eine Ehe als der Sehende, wobei natürlich auch nicht außer Acht gelassen werden darf, daß er zu einem solchen Schritt vielfach veranlaßt wird, um seine Abhängigkeit oder vielfache Vereinsamung aufzuheben oder wenigstens zu vermindern. Daß er dabei häufig einen Fehlgriff macht, ist ja leider auch nicht zu verkennen, und darf nicht unerwähnt bleiben. Ein Anstaltsgenosse, dem ich nach dessen Verheiratung, die nicht so ausgefallen ist, wie er es sich dachte, Vorhaltungen machte, unüberlegt gehandelt zu haben, äußerte ganz ruhig: — Das muß der Blinde mit in den Kauf nehmen! Wieviel Blindenehen gibt es denn, die wirklich ideal sind? — . . . Schließt der Blinde eine Ehe in gereifterem Alter, wird sie meist besser ausfallen, wofür ich viele Fälle anführen kann."

Als weitere psychische Aeußerung des Sexualtriebes (in konträrreaktionärem Sinne) nennen wir die „Eifersucht". Ein gewisses zurückhaltendes Mißtrauen, das man dem Blinden zuzusprechen vielfach geneigt ist, legt die Vermutung nahe, daß derselbe in besonderem Grade durch die Eifersucht zu leiden habe, ja, daß sie ein besonderer Charakterzug seines Liebeslebens sei. In Wirklichkeit trifft diese Vermutung nicht zu. Weder das angebliche Mißtrauen noch eine ausgeprägte Eifersucht kennzeichnen das Seelenleben des Blinden. Mit Bezug auf das erstere vergegenwärtige man sich nur, welches Maß von Vertrauen und Glauben auf gut Glück der Blinde seiner Umwelt entgegenzubringen gezwungen ist, um überhaupt mit ihr in einem möglichen Verhältnis zu leben, und man wird das manchmal sich vielleicht äußernde Mißtrauen als sehr gering ansprechen müssen. Aehnlich verhält es sich mit der Eifersucht. Es gibt natürlich auch eifersüchtige blinde Männer (über Frauen s. u.), doch eher in weit egringerer, als größerer Zahl wie bei den vollsinnigen Geschlechtsgenossen. Es mag sein, daß hier das Fehlen des Gesichts einen beruhigenden Einfluß ausübt. Der vollsinnige Mann von mehr oder weniger geringem ethischen Bildungsgrade fühlt meist seine Eifersucht erwachen bei einem oft unbewußten Blick, Lächeln, Nicken seiner Geliebten bezw. Frau, alles Mo-

mente, die für den Blinden garnicht in Betracht kommen. Die Geliebte bezw. Frau des Blinden müßte schon im Klang ihrer Stimme und in dem, was sie sagt, einen Anlaß geben, um die Eifersucht des Nichtsehenden zu wecken, und grade hier müßte schon mehr vorliegen als das, was meist aus unbeabsichtigten Gebärden und Blicken spricht. Eine andere Frage wäre, ob der Blinde tatsächlich mehr Ursache zur Eifersucht hat als ein Sehender; es dürfte aber schwer fallen, diese Frage unter Sehenden wie unter Blinden wirklich genau zu beantworten. Es hängt zu sehr von der Individualität der Beteiligten ab, um mit Sicherheit festzustellen, ob ein Blinder mit seinen gesteigerten Ansprüchen an die Mitarbeit und das Mitempfinden der Frau imstande ist, die weibliche Psyche ein ganzes Leben hindurch zu befriedigen und ihr einen vollwertigen Ersatz für all die kleinen und größeren Entsagungen zu gewähren, die sie infolge der Blindheit des Mannes sich auferlegen muß. Diese Frage greift meines Erachtens weit über die Grenzen der Blindenpsychologie hinaus und ist ein allgemein menschliches Problem, das in nicht allzuvielen Fällen eine glatte und restlose Lösung findet. —

Der blinde Mann, auch der ungebildete, wird also weniger unter unbegründeter Eifersucht leiden, als der vollsinnige auf gleicher Bildungsstufe, obwohl jener, wenn ihn die „unselige Leidenschaft" einmal erfaßt hat, von ihr wohl ebenso schwer zu heilen sein dürfte als dieser. Blinde Mädchen dagegen sind in der Regel eifersüchtiger als sehende Frauen. Wir werden die seelischen Ausstrahlungen des Geschlechtstriebes bei weiblichen Blinden zwar im allgemeinen erst weiter unten kennen lernen, können aber schon hier auf diesen Punkt näher eingehen. — Man hat die Eifersucht des Mannes als eine atavistische Anlage angesprochen, die er von seinen Tier- und Naturmenschen-Ahnen ererbt hat. Sie ist gewissermaßen der Rückschlag aus der Bestätigung des vorerst besprochenen „Zeugungstriebes", der den Mann veranlaßt, ein Weib zu erringen (auf primitiver Stufe und im Orient noch heute selbst mehrere Frauen), um mit ihr die eigene Familie zu begründen, in welcher er Herrscher ist. Diese atavistische Eifersucht entspringt demnach aus der Unsicherheit des erworbenen Besitzes: sie ist Angst um die Dauer des Familienlebens, oder Resignation und Wut über einen Fehlschlag im ausschließlichen Besitz des Weibes. Für die Frau

kommt dieser atavistische Zug nicht in Betracht. Bei ihr ist die Eifersucht erst eine Folgeerscheinung der Dauerehe und besonders deren monogamischer Ausgestaltung. Diese Eifersucht ist unbewußt auf ethischerer Grundlage aufgebaut als diejenige des Mannes, nämlich auf der eingestandenen oder uneingestandenen Forderung des alleinigen Rechtes an den Mann oder Geliebten. Hat nun das blinde Mädchen, das in geschlechtlicher Beziehung noch mehr eingeengt ist als der blinde Mann, je einmal einen Gegenstand erwidernder Liebe gefunden, wird sie naturgemäß ängstlicher noch über diesen Besitz wachen als die sehende Geschlechtsgenossin und jede auch nur vermutete Bedrohung ihres Rechtes nachhaltiger und eben eifersüchtiger empfinden. Bis zur Lächerlichkeit können beim blinden Mädchen solche Empfindungen anwachsen, einer Lächerlichkeit, der allerdings die größte Tragik im Leben des blinden Weibes innewohnt.

Eine weitere Ausartung der geschlechtlichen Kühnheit und des geschlechtlichen Zeugungstriebes ist die „sexuelle Renommisterei" beim Manne, eine Ausartung, die sich leider auch unter Blinden nur zu häufig findet, häufiger vielleicht, als unter Sehenden von gleicher Bildungsstufe. Hier ist das instinktive Bewußtsein, daß solche Renommisten dem anderen Geschlecht tatsächlich oft imponieren, die Haupttriebfeder, sowie das Bestreben, die tatsächlich durch die Blindheit gezogenen Grenzen der Betätigung in geschlechtlichen Abenteuern durch bramarbasierende Berichte aus einem oft garnicht vorhandenen Liebesleben zu verdecken. Dieser Zug im Geistesleben vieler Blinder ist um so mehr zu bedauern, als sich der Nichtsehende durch solche renommistische Erfindungen oft wirklich in einen Grad erotischer Erregung hineinphantasiert, der ihn an ständige Erfolge glauben läßt, und eine Libido in ihm wachruft, deren Befriedigung in gar keinem Verhältnis zu den eigentlichen geschlechtlichen Neigungen steht. Besonders auffällig ausgeprägt ist dieser unangenehme Zug bei wenig gebildeten, aber geschickten (alleingehenden) blinden Männern, deren Gewandtheit und Geldbeutel ihne nhier und da erlaubt, ein Bordell aufzusuchen. In ihren Bramarbasmen sind sie dann die erfolgreichsten Don-Juans der ganzen Gegend, und es wird mir unvergessen bleiben, wie ein solcher Blinder oft und gerne damit prahlte, es sei kein Mädchen in der Stadt D. (300,000

Einwohner), das er nicht entweder schon besessen habe, oder jeden Tag besitzen könne; die Hälfte aller weiblichen Einwohner von D. sei bestimmt schon sein gewesen. Zu helfen ist solchen Renommisten leider nicht. Moralpredigen ist hier ebensowenig nütze wie in anderen Dingen, und es ist nur zu bedauern, daß diese Art blinder Männer selbst für die Ehe mit sehender Frau schließlich zu verdorben ist. Sie bilden ein merkwürdiges Gegenstück zu der Selbstunterschätzung vieler anderer Blinder, die, durch ihr Geschick veranlaßt, an der Erfüllung jedes Liebesbedürfnisses verzweifeln und dieser Ansicht oft und in lauten Klagen Ausdruck geben.

Eine leider unter Blinden beiderlei Geschlechts recht häufige Aeußerung des Erotismus ist ferner ein gewisser „pornographischer Geist", der in der Frau, bezw. dem Manne, nur das Geschlecht sieht, und im Geschlechte wieder nur die Befriedigung der Lüsternheit — durch Worte, Zoten und Witze. Ob dieser Geist eine Folge der Blindheit an sich ist, oder ob er mehr noch hervorgerufen wird durch die Abgeschlossenheit Nichtsehender in Heimen und Anstalten, wo ich diese Ausstrahlung mehr als anderwärts beobachten konnte, entzieht sich meinem Urteil. Tatsache jedenfalls ist, daß dieser pornographische Ton vielfach in den Gesprächen Blinder untereinander herrschend ist und daß auch die weiblichen Blinden keineswegs von ihm frei sind. Es ist ein ständiges Fragen und spitzfindiges Suchen, ein Spötteln und Andeuten zu bemerken, das sich zuletzt in ekelerregender Weise des ganzen Gedankenkreises der Betreffenden bemächtigen kann. Zu welch verzeichnetem Zerrbild dadurch die Person des anderen Geschlechtes sinkt, läßt sich leicht denken, zumal der Nichtsehende im Auge kein Korrektiv für diese Verzerrungen besitzt. Das Einzige, was meiner Meinung nach diesem pornographischen Geist steuern kann, ist eine gesunde und zweckmäßige Aufklärung des Blinden über die Frage des Geschlechtslebens, um jedem Grübeln über die „Geheimnisse" des Geschlechtes ein Ende zu machen. Der Nichtsehende sollte gerade bei seinem gesteigerten Erotismus in den Regungen des Geschlechtstriebes nicht ein Rätsel, einen Witz oder etwas Gemeines erblicken, sollte in ihm nicht ein Geheimnis sehn, dessen Erforschung ihm verboten, oder, wenn er es ergrübelt zu haben meint, ein Feld für erotische Witze ist. Ich habe deshalb schon vor einigen Jahren versucht, eine

solche angemessene Aufklärung für Nichtsehende in Blindenschrift herauszugeben. Dieselbe wurde in weiten Kreisen warm begrüßt und hat, wenn ich den Auslassungen vieler meiner Schicksalsgenossen Glauben schenken darf, überaus günstig gewirkt. Auch hier mag mancher zunächst nur zu dem Büchlein („Das Geschlechtsleben", 1912) gegriffen haben, um seinen Erotismus und seine pornographische Wißbegierde zu befriedigen, um nach der Lektüre das Problem von ganz anderer Seite zu erfassen als bisher. Dieses Werkchen wurde bereits in der ersten Auflage in einer Anzahl von 200 Exemplaren abgesetzt; während die erste Auflage anderer Werke selten die Zahl von 35 Exemplaren übersteigt. Weitere ca. 150 Exemplare folgten jener ersten Auflage. Auch diese Angaben sind geeignet, Streiflichter auf die zur Behandlung stehende Frage zu werfen. —

Im Verfolg dieser wichtigen Aufklärungsarbeit wird demnächst in einem Blindendruckverlage das Buch: „Wir jungen Männer", von Wegener, erscheinen, dessen Uebertragung mir der Verlag Langewiesche in dankenswerter Weise bereitwilligst gestattet hat. —

Ob und inwieweit die Blindenerziehungsanstalten an dieser Aufklärungsarbeit mitwirken könnten und sollten — darüber steht mir kein Urteil zu. Starke Beachtung verdiente jedoch diese wichtige Frage. Auf keinen Fall sollte der Erotismus der Zöglinge von Blindenanstalten und Heimen dadurch gereizt werden, daß man von ihrem Geschlechtstriebe dauernd als von etwas Schlechtem und Verwerflichen redet. Auch hier können Gesamt-Moralpredigten nichts fruchten: individuelle Einzelbehandlung ist nötig. Leider bewegt sich die Aufklärungsarbeit in Unterrichtsanstalten (Sehender wie Blinder) nicht immer in den angedeuteten Bahnen, wie mir ein Fall beweist, in dem ein Anstaltsseelsorger durch seine Sonn- und werktäglichen Predigten über die „Unkeuschheit" eine wahre Selbstbefleckungsepidemie veranlaßte. Glücklicherweise scheint dieser Fall vereinzelt dazustehn.

Die „geschlechtliche Heuchelei" — eine häufig anzutreffende Aeußerung des Sexualtriebes beim Manne —, ist unter Blinden weniger anzutreffen, als man vermuten sollte. Der Nichtsehende verbirgt trotz der ihm oft nachgesagten mißtrauischen Zurückhaltung seine Regungen weit weniger als der Sehende,

für den die sichtbare Umgebung oft zum notwendigen Anlaß wird, seine wahre Gesinnung hinter der Maske des Konventionellen u. a. zu verbergen. Dagegen spielt die „geschlechtliche Illusion" — namentlich beim Blindgeborenen — eine hervorragende Rolle. Welche Vorstellungen sich der unverheiratete Früherblindete von der Liebe zum anderen Geschlechte, vom Liebesakt und allen seinen Beziehungen, von der Ehe usw. macht, läßt sich nicht leicht in einem Bilde schildern, und es muß genügen, festzustellen, daß diese Vorstellungen sehr oft übertrieben und falsch sind, d. h. bei jenen Blinden, die sich überhaupt eine direkte Vorstellung vom Liebesleben machen und machen können. Ein großer Teil besonders geistig beschränkter Blinder wagt es überhaupt nicht, sich handgreiflichen Vorstellungen in dieser Richtung hinzugeben, und wenn man sie fragt, was sie sich eigentlich in ihren Träumen und ihrem Sehnen, aber auch im ihrer Angst und ihren Befürchtungen — hervorgehend aus dem Erotismus — vorstellen, erhält man zumeist zur Antwort: Etwas Schönes, etwas Unfaßbares, etwas Gräßliches und dergl., ohne daß sie sich ein Bild von dem machen können, was sie erträumen oder befürchten. Selbst die Kenntnis der Leibesformen des anderen Geschlechtes, die man beim normalen Sehenden doch als selbstverständlich voraussetzen kann, sind vielen Blinden, auch wenn sie normalen und geweckten Geistes sind, Geheimnisse, von denen sie sich die falschesten und manchmal ungeheuerlichsten Bilder machen. Man darf aber solche Blinde nicht für minderwertig ansehen — nur eine richtige Belehrung und Aufklärung hat ihnen gefehlt. Ist es doch kaum glaublich, wie wenig sich Blindgeborene im allgemeinen über Gestalten und Formen, die dem Sehenden selbstverständlich sind, Gedanken machen, obwohl der moderne Blindenunterricht dieser Gleichgültigkeit nach Möglichkeit abzuhelfen sucht. So berichtet man mir z. B. von einer ganzen Anzahl von Blinden, unter denen sich auch geistig Hochstehende und Gebildete befanden, welche sich keine Rechenschaft darüber geben konnten, wo beim Pferd die Mähne angewachsen sei! Ist es da verwunderlich, wenn der oder die Blindgeborene eine irrige Meinung von dem hat, über das man im Unterricht und im gewöhnlichen Leben nicht zu sprechen wagt, und nach dem zu fragen sich auch der Blinde scheut?

Dabei ist jedoch nicht zu verkennen, daß das Seelenleben

des Blinden — gleichviel ob er sich über dasselbe richtigen oder falschen Vorstellungen hingiebt, ebenso von den psychischen Ausstrahlungen des Sexualtriebes beeinflußt wird, wie das des Vollsinnigen. Geschlechtlicher Altruismus und Egoismus finden sich hier wie dort, doch ist es möglich, daß der letztere beim Nichtsehenden stärker ausgebildet wird, da er seine Blindheit vielfach als etwas betrachtet, das ihm ein Recht auf größere Rücksichtnahme und individuellere Behandlung giebt, als sie dem Vollsinnigen für gewöhnlich zu teil wird. Dieses beanspruchte Vorrecht kann sich in der Ehe bis zum geschlechtlichen Egoismus, zum Paschatum, steigern und grade dieses wird der wunde Punkt mancher Blindenehe sein, an dem der sehende Teil vielleicht erlahmt.

Aber nicht nur in bezug auf Altruismus und Egoismus machen sich die psychischen Regungen des Sexualtriebes auch beim Blinden bemerkbar; — vielmehr gibt es überhaupt kein Gebiet geistiger Tätigkeit, in das sich nicht gelegentlich erotische Wellen einmischen und es charakteristisch färben. Wir fassen dabei hier besonders diejenigen Gebiete der Kunst ins Auge, die dem Blinden hauptsächlich zugänglich sind, die Musik und die Poesie. — Nachgewiesenermaßen ist die Dichtkunst, häufiger freilich noch der Dicht-Dilettantismus, eine Lieblingsbeschäftigung vieler Blinder, der sie in ihren Mußestunden mit mehr oder weniger Glück obliegen. Es ist noch wenig aufgeklärt, was den Nichtsehenden eigentlich mehr als den Vollsinnigen dazu treibt, seine Empfindungen und Gedanken in Worte und Verse zu bringen (ich verweise auf die trefflichen Ausführungen „Aus dem Seelenleben des Blinden“ von Dr. v. Gerhardt); sicher ist nur, daß sich bei dieser dichterischen Tätigkeit häufig schwächere und stärkere Regungen des Liebesgefühls deutlich offenbaren. Merkwürdig aber ist die Tatsache, daß die Gedichte fast aller Nichtsehenden nicht etwa das Seelenleben Blinder schildern, sondern vielmehr diejenigen Vorstellungen, die nach des Blinden Meinung die Welt der Sehenden beschreiben. Naturschilderungen, Lieder von Blumen, grünem Wald und sichtbaren Fernen, von Mondschein und Sonnenuntergängen sind nichts Seltenes, und auch die Liebesgedichte Nichtsehender schildern selten genug das Liebesleben Blinder, sondern vielmehr die Liebes- und Farbenvorstellungen Sehender. Daß dabei infolge des Mangels jeglicher Beobachtung

durch das Auge Fehler und Irrtümer häufig unterlaufen, darf nicht Wunder nehmen. Ich verweise auf das, was ich gelegentlich der „geschlechtlichen Illusionen" gesagt habe. Selten nur lassen solche Verse wirkliche Rückschlüsse auf das Liebesempfinden Blinder zu, dann allerdings manchmal in sehr eigenartiger scharfer Beleuchtung. Als Beleg führe ich hier ein Gedicht Otto Rennefeld's (erblindet im Alter von etwa 14 Jahren) an, in welchem er trotz seiner Erinnerung an die Welt des Lichtes ganz in seiner Empfindung als Blinder aufgeht:

Der Blinde.

Wie aus Märchenduft und Mythe
Strömt mir deine milde Macht,
Lege deines Mundes Blüte
Lind auf meines Auges Nacht.
Eine sanfte Dämmerhelle
Zittert auf der Seele Grund,
Immer voller strömt die Welle
In mein Herz von deinem Mund,
Und die dunkle traumerglühte
Seele trinkt das süße Licht,
Wie aus Märchenduft und Mythe
Dämmert mir dein Angesicht.

Natürlich beschränken sich die dichterischen Versuche, beeinflußt von den Gefühlen des Liebeslebens, nicht auf das männliche Geschlecht, sondern finden sich ebenso bei weiblichen Blinden mit eben derselben Eigenart dichterischer Vorstellung. Nur selten betrachtet sich auch die Blinde als das nichtsehende Mädchen, das sich dem Geliebten als solches hingeben möchte, sondern träumt sich in die ferne Welt des Scheins und in die ersehnte Wirklichkeit einer Betätigung als Frau und Mutter, genau so, wie sie sich die sehende Geschlechtsgenossin vorzustellen gewöhnt hat. Selten nur ist auch die Blinde in ihren Gedichten wirklich sie selbst. Ein solches Beispiel kam mir vor einigen Jahren unter die Finger, das trotz seiner ganz ungeschulten Ausdrucksweise und holperigsten Verse das Seelenleben einer Blinden und ihre wahren Vorstellungen und Träu-

mereien deutlicher zeigte als viele andere, vom rein künstlerischen Standpunkt aus bessere erotische Gedichte blinder Mädchen. Die Verfasserin schildert, wie sich in der Blindenanstalt zwischen ihr und einem Knaben aus besserer Familie eine Neigung entwickelt, eine Jugendliebe, die darin ihren Höhepunkt erreicht, daß der Geliebte die Gedichte in Musik setzt, welche das Mädchen verfaßt hat und ihm zu übermitteln wußte. Die Jahre vergehen, und die Entlassung aus der Blindenanstalt macht dem reinen Jugendspiel vorerst ein Ende. Das Mädchen kehrt in die ärmlichen Verhältnisse ihrer dörflichen Heimat zurück, die sie schließlich dazu veranlassen, bettelnd das Land zu durchwandern und so ihr kärgliches Brot zu erwerben. Sie gelangt auf ihren mühseligen und einsamen Wanderungen zuletzt in einen parkartigen Garten, der ein Haus umgibt, aus welchem ihr Gesang und Klavierspiel entgegenschallen. Sie erkennt die Komposition und den Sänger — es ist ihr eigenes Lied, das der Geliebte einst schon vertont hat und jetzt wieder singt. Freude und Sehnsucht rauben ihr die Sinne, bis der Geliebte, im Park lustwandelnd, sie findet und an den weichen Locken vermittelst des Tastsinnes erkennt. Unter seinen Küssen erwacht sie zum Leben und zur Vereinigung in der Umarmung der Liebe usw. . . . Wie wir schon aus der Inhaltsangabe dieses Gedichtes ersehen können, erstrecken sich die Regungen der Liebessehnsucht auch mitunter auf das zweite Kunstgebiet, welches dem Blinden offen steht, auf die Musik. Allein nicht nur in der Komposition und Reproduktion von Liedern mit erotisch gefärbtem Text kommen diese Regungen des Sexualtriebes zum Ausdruck, sondern auch in der textlosen Komposition, die somit zu einer Art Programmusik werden kann. Leicht erklärlicher Weise wird dem uneingeweihten Zuhörer der erotische Charakter solcher Musik vielfach entgehen; daß er aber vorhanden ist, mögen die Vortragsbezeichnungen des folgenden, von einem Blinden verfaßten Tonstückes bezeugen, dessen Musik einwandfrei gut ist. — Titel: „Gesehen, geliebt, verloren, — lyrisches Stück für das Pianoforte." Im langsamen Zeitmaß, düster . . . mit jedem Takte schneller und stärker . . . völlig verändert . . . geheimnisvoll . . . gesteigert . . . flüsternd . . . doppelt so langsam . . . weit lebhafter, perlend und zart (gleichzeitig in der linken Hand: Tenorsolo) . . . Letztes

Rendezvous, ein Duett im tändelnden Stil, scharf markieren ... feurig, immer mehr an Tonstärke und Geschwindigkeit gewinnend ... Unfreiwillige Trennung, maßlos erregt, völlig abgeschwächt und in verhaltenem Weh ... ein verzögertes Echo ... gedehnt ... Zu spät: Allmählich in Ekstase geratend, ... Tempo wie zu Anfang ... geheimnisvoll ... gesteigert ... flüsternd ... doppelt so langsam ... Ein schmelzendes Liebeslied mit Harfenbegleitung: höchst langsam und unsagbar ausdrucksvoll ... sich bis zur Raserei steigernd ... Tränen der Ergebung (Tremolo auf einem Ton) — fortissimo, piano ... etwas ruhiger ... in leidenschaftlichem Schmerz, ... sich überstürzend, ... emphatisch ... schwerfällig sich hinschleppend ... ohne bestimmten Rhythmus ... sehr breit ... verhallend ... ein letzter süßer Liebeshauch ... äußerst gedehnt. —

Auch das „Schamgefühl" erleidet unter Umständen beim Nichtsehenden eine durch die Blindheit bedingte Verschiebung. Wie bekannt, liegt der Scham nicht ein unmittelbarer seelischer Affekt oder eine direkte Aeußerung des Sexualtriebes zugrunde; sie entspringt vielmehr der Angst, der Scheu vor allem Ungewöhnlichen, Neuen, Fremden, Unkonventionellen und schließt gleichzeitig in sich die bewußte oder unbewußte Abwehr gegen dieses Neue, Fremde usw. Man hat aus diesem Grunde die Schamröte physiologisch auf die gleichen Ursachen zurückzuführen versucht, denen die Röte des Zornes, aber auch der Verlegenheit u. dergl. entspringt. Dies Erröten aus Scham setzt aber in vielen Fällen das Auge als erkennende Ursache des Gefürchteten, des Abzuwehrenden, voraus, und in allen diesen Fällen wird der Blinde entweder gar nicht oder doch bedeutend schwächer reagieren als der Vollsinnige — gar nicht, wenn ihm jenes Geschehen überhaupt entgeht — schwächer dagegen dann, wenn ihm dasselbe erst auf dem Umweg der Sprache vermittelt werden muß. Gleichgestellt sind Sehender und Nichtsehender bezüglich des Schamgefühls jedoch in allen jenen Fällen, in denen das körperliche Empfinden ohne Auge ein Neues, Ungewohntes, Fremdes — besonders mit Beziehung auf das erotische Gebiet — wahrnimmt. Es wäre z. B. falsch, anzunehmen, der Blinde schäme sich der eignen Nacktheit nicht, weil er sie nicht sieht. Das hieße geradezu den Nicht-

sehenden auf die Stufe des unbekleideten Wilden stellen, der sich nicht der Nacktheit, wohl aber der Kleider schämt. — Das Schamgefühl eines Nichtsehenden wird sich dagegen nicht in dem Maße wie beim Vollsinnigen regen, wenn er beispielsweise weiß, daß in seiner Gegenwart jemand unbekleidet ist, obwohl es in solchem Falle auch nicht ganz schweigt. — Eine merkwürdige Umkehrung des Problems läßt sich andererseits beim Verkehr zwischen Sehenden und Blinden häufig beobachten . . . nämlich die, daß der Vollsinnige dem Blinden gegenüber alles Schamgefühl außer Acht lassen zu dürfen glaubt, und er sich in Kleidung und Gebärde gehen läßt, wie er es dem Vollsinnigen gegenüber nie tun würde. Ja mehr noch — so lächerlich es klingen mag, — selbst in Worten läßt sich der Sehende manchmal dem Blinden gegenüber so wenig von seinem sonstigen Schamgefühl einschüchtern, daß Blinde sich nicht selten über den Sehenden mir gegenüber etwa aussprachen: „Die Sehenden glauben, wir seien nicht nur blind, sondern auch taub.“ Nicht jeder aber nimmt solche Vorkommnisse von der humoristischen Seite, wie sie es meist verdienen, sondern Mißachtung und eine gewisse Gereiztheit sind die Folge solcher unbedachter Torheiten.

Ueber die Prüderie bei männlichen Blinden läßt sich nur wenig sagen; sie mag nicht seltener und nicht häufiger vorkommen, wie unter vollsinnigen Männern, doch entzieht sie sich beim Blinden dem Blinden gegenüber der ungehinderten, freien Beobachtung. — Dagegen sind die Erscheinungen des Junggesellentums beim blinden Manne mindestens ebenso scharf, wenn nicht noch stärker ausgeprägt, als bei seinem vollsinnigen Geschlechtsgenossen. Dies erklärt sich als natürliche Folge der größeren Absonderung und Vereinsamung, des Gedrängtseins nach innen, in sich selbst hinein, welche die Blindheit, wie schon mehrfach betont, mit sich bringt. Es ist daher nichts Seltenes und verständlich, daß sich einzelne Erscheinungen des Junggesellentums auch beim verheirateten Blinden wiederfinden, ohne daß deshalb seine Ehe eine unglückliche oder verfehlte zu sein braucht. Nur erfordern sie ein größeres Verständnis seitens der sehenden Frau. Zu diesen Erscheinungen gehören vor allem Pedanterie, gesteigerter Egoismus, und Marotten aller Art, und grade die letzteren sind besonders beim blinden Junggesellen oft in recht gesegneter

Zahl vorhanden. Hier auf Einzelheiten einzugehen, würde zu weit führen. — Zu bemerken ist noch, daß es hier, wie unter Sehenden, Junggesellen mit pessimistischen (misogynen) und optimistischen Schrullen und Neigungen gibt, daß sich genau wie dort ausschweifende wie idealistische Junggesellen finden, welch letztere ihr Leben nicht selten bis zu einer reinen, abgeklärten Höhe führen, von der aus sie sich in ihre Kunst, in ihre Wissenschaft, aber auch in ihre Schwärmereien, Träume und mystischen Vorstellungen versenken. — Einen sehr großen Teil der unverheirateten blinden Männer müßte man jedoch, wenn hier ein Scherz erlaubt ist, als „verhinderte Ehemänner" bezeichnen, da sie weder aus Prinzip noch aus triebhafter Abneigung ledig bleiben, sondern einfach keine Gelegenheit gefunden haben, sich zu verheiraten, und, wenn sich ihnen diese Gelegenheit bieten sollte, auch in späteren Jahren noch immer gern bereit sind, eine Ehe einzugehen. —

In den vorstehenden Abschnitten haben wir bereits mehrfach Gelegenheit gehabt, neben den Erscheinungen des Sexualtriebes beim blinden Manne diejenigen des nichtsehenden Weibes zu streifen. Doch bedürfen grade hier einige Punkte besonderer Hervorhebung, da ja auch im Leben der sehenden Frau das Liebesleben eine andere, im Fall der Mutterschaft eine bedeutendere Rolle spielt als in dem des Mannes. Wenngleich die Rolle der Frau in der Liebe im allgemeinen eine passivere ist, so läßt sich andererseits doch nicht das Streben derselben nach Beherrschtwerden durch den Mann, aber auch nach innerer Liebesherrschaft verkennen, die sie zum Mittelpunkt erhebt, und gerade hier ist es, wo die Empfindungen des blinden Mädchens am schmerzlichsten getroffen werden, obwohl glücklicherweise diese Empfindungen nicht immer mit Deutlichkeit über die Schwelle des Bewußtseins treten. Es darf daher nicht Wunder nehmen, wenn Erscheinungen, die unter Vollsinnigen das Leben der alten Jungfer kennzeichnen — religiöse und mystische Schwärmerei, Geziertheit, Prüderie usw. usw. —, beim blinden Weibe in verstärktem Maße auftreten. Andrerseits kann man beobachten, daß sich Regungen, die wir sonst an ganz jungen Mädchen, an Backfischen, zu sehen gewöhnt sind, bei der Blinden sich mit jenen Eigentümlichkeiten der alten Jungfer vereinen, wie denn überhaupt festgestellt zu werden verdient, daß das nichtsehende Weib in

vielen Stücken mehr Kind bleibt als die im vollen Leben stehende vollsinnige Frau. So findet sich z. B. häufig auch bei älteren blinden Mädchen noch eine backfischhafte Schwärmerei für männliche wie weibliche Vorgesetzte, ehemalige Lehrpersonen, Anstaltsleiter, Religionslehrer und dergl., eine Schwärmerei, die wir unter Sehenden meist nur an jüngeren Mädchen beobachten. — Die geschilderten Züge werden am besten aus dem Drange des Weibes nach Beherrschtwerden durch ein ideal geliebtes Wesen erklärt, und auch die nicht seltene schwärmerische Hingabe an religiöse Vorstellungen, an Gott, erklären sich aus diesem Wesenszug, wenngleich in den mystischen Phantasien mancher blinder Mädchen sich das deutliche Streben nach Liebesherrschaft mit fühlbar macht, der Drang, eine „Rolle zu spielen", und sei es auch nur vor dem höchsten Wesen. Tastet doch dieser der normalen Frau innewohnende Trieb nach seelischer Liebesherrschaft beim blinden Weibe sonst meist ins Leere und findet keine Befriedigung. Die verschiedenen Betätigungen, die hier der sehenden Frau Ersatz bieten — soziale Arbeit, erzieherische Tätigkeit, Krankenpflege, oder auch gesellschaftliche und aesthetische Herrschaft — sind ja der Blinden fast völlig verschlossen. Zwar bilden Musik, Handarbeit und Lektüre auch eine Ablenkung, aber sie können bei der wenig produktiven Geistesart der meisten Frauen für sich allein nur selten über die Lücke hinweghelfen, die im Leben des blinden Mädchens unausgefüllt bleibt. Hinzu kommt, daß die meisten Blinden bei ihrer fast völlig sitzenden Lebensweise nicht den körperlichen Ausgleich finden, den sie für ihre Gesundheit brauchen, und grade dieser Mangel bringt es mit sich, daß sich auch bei sehr vielen blinden Mädchen ein gesteigerter Erotismus zeigt.

Für all diese Mängel und Schattenseiten einen wirklichen Ersatz zu finden, wird nur dann möglich sein, wenn das blinde Mädchen nach erhaltener gediegener Ausbildung in einer Blindenanstalt in eine Familie zurückkehrt, in der sie individuelles Verständnis und nicht nur das übliche sentimentale Mitleid oder gar Härte und Verachtung findet. In den meisten Blindenanstalten hat man in der Erkenntnis, daß die sitzende Lebensweise, welche die Beschäftigung mit Handarbeiten, mit Musik, Lektüre und den den Mädchen zugänglichen Blindenhandwerken (Bürstenmachen und Stuhlflechten) mit sich bringt,

die geschilderten Uebel zur Folge hat, nach Ausgleichen auf dem Gebiet der Körperpflege gesucht und sie zum Teil in Turnen, Schwimmen, Reigentanz und Spiel im Freien gefunden. — Auch könnten meines Erachtens bei einzelnen Blinden gute Resultate dadurch erzielt werden, daß man sie mehr, als das bisher geschehen, als Lehrerinnen und Erzieherinnen blinder Kinder verwendet, da die Liebe des blinden Mädchens zu Kindern ebenso allgemein und fest verankert ist, wie bei den meisten sehenden, unverheirateten Frauen. — Von einer anderen Seite habe ich das Problem der körperlichen Betätigung blinder Mädchen seit Ende 1910 im Verein mit mehreren nichtsehenden Mitarbeiterinnen anzugreifen versucht, in dem wir das blinde Mädchen auf das ureigenste Gebiet weiblicher Betätigung, auf die Hausarbeit, hinwiesen. In der damals durch meinen Verlag gegründeten „Frauenwelt“ (Organ blinder Frauen und Mädchen, Jahrgang 1911 und 1912) erschienen in systematischer Reihenfolge verschiedene Anleitungen aus der Feder blinder Frauen und Mädchen über die Beschäftigung Nichtsehender in der Haushaltung, in der Küche, beim Waschen usw., welche sich auf praktische Erfahrungen stützten und mit allgemeiner Freude begrüßt und, wie ich aus vielen Zuschriften ersah, auch in die Tat umgesetzt wurden. Mehrere Blindenanstalten haben sich inzwischen dieses Problems mit Eifer angenommen und im einzelnen, wie ich höre, gute Resultate erzielt. — Ein weiteres Gebiet habe ich 1915 durch Herausgabe einer Anleitung zur Krankenpflege für Blinde zu erschließen gesucht (Irene Reuß: „Anleitung zur Krankenpflege für Blinde“, Straßburg 1915), wobei natürlich als selbstverständlich vorauszusetzen ist, daß es sich hier nur um Krankenpflege in der eignen Familie, nicht aber um einen Beruf oder auch nur Verdienst handeln kann.

Auf dem Gebiet des Sexuallebens der weiblichen Blinden bliebe noch folgendes zu erwähnen.

Was im einzelnen die sexuelle Heuchelei, beziehungsweise Verstellung beim blinden Weibe betrifft, so kann man diese hier ebenso beobachten wie unter Vollsinnigen. (Unter dieser „Heuchelei“ ist in keiner Weise etwas Verwerfliches zu verstehen, sondern vielmehr das der Frau eigentümliche Zurückhalten und Verbergen des Liebesgefühls vor Personen des anderen Geschlechts.) Doch soll nicht geleugnet werden, daß viele blinde Mädchen aus ihrer (sinnlichen) Zu- und Abneinung

weniger ein Hehl machen als ihre sehenden Kameradinnen. Man muß sich hier, wie überall, immer wieder daran erinnern, daß das Auge tatsächlich ein Korrektiv der Umwelt gegenüber bedeutet und daß das Fehlen des Gesichtssinnes dieses Korrektiv zum Teil aufhebt, so daß mancherlei Modifikationen zwar nicht des Gefühlslebens, wohl aber von dessen Aeußerungen eintreten können, und auch tatsächlich eintreten.

Aehnlich verhält es sich mit der weiblichen Koketterie und Gefallsucht. Auch diese sind beim blinden Mädchen der Art nach ebenso vorhanden wie beim sehenden Weibe, dem Grade und der Wirkungsweise nach aber oft von jenen verschieden. So läßt sich nicht verkennen, daß auch das blinde Mädchen auf seine Weise gern gefallen möchte, aber dieser Drang äußert sich (ursprünglich) nicht in Kleiderputz oder gar wie bei sehenden Koketten im Schminken der Wangen, Schwärzen der Augenbrauen usw., sondern im Darbieten und Darstellen dessen, was das blinde Mädchen gelernt und gefertigt hat — in Klavierspiel, Gesang und Deklamation, manchmal auch im Zeigen ihrer Handarbeiten und einer gewissen Herausforderung zu deren Bewunderung, — im Grunde alles harmlose und bei Ueberhandnahme meist leicht einzudämmende Arten der Gefallsucht. Andererseits muß betont werden, daß blinde Mädchen, wenn sie einmal durch unvernünftige Sehende auf die Wirkung auffallender Kleider und allerlei anderes aufmerksam gemacht wurden, leicht in den Fehler der Uebertreibung verfallen, und so manchmal ein Bild unbewußter, mitleiderregender Schaustellung bieten.

Auch hier fehlt (bei Bemessung der Dekolletage und des Kleiderschnittes) das ausgleichende Moment des Auges, und Pflicht der vollsinnigen Umgebung wäre es, dem blinden Mädchen in solchen Fällen mit freundlichem Rat und geeigneter Hilfe zur Seite zu stehen. —

Ehe wir zu den krankhaften Ausartungen des Geschlechtstriebes übergehen, welche sich auch bei Nichtsehenden finden, möchten wir noch kurz zwei Gebiete streifen, welche das Geschlechtsleben von Frauen wie Männern in gleicher Weise beeinflussen, nämlich die Beziehungen des Sexualtriebes zum erotischen normalen Fetischismus und zur Religion.

Unter normalem erotischem Fetischismus (über

dessen krankhafte Ausartung siehe unten) versteht man die Erregung des Liebesgefühls durch einen einzelnen Teil der geliebten Person — die Stimme, den Duft, die Hand usw., oder durch einen mit dieser Person in Verbindung stehenden Gegenstand — ein Kleidungs- oder Schmuckstück, ein Bild, einen Brief, und dergl. Als Formel könnte man etwa festlegen: Verehrung des Teiles oder Anteiles an Stelle des Ganzen. Diese Formel gilt vom Fetischismus schlechthin — auch vom religiösen. Die Bedeutung des erotischen Fetischismus unter Vollsinnigen ist bekannt. Da sich derselbe jedoch zum großen Teil auf Erscheinungen und Gegenstände bezieht, welche vermittelst des Gesichtssinnes wahrgenommen werden, unterliegt der sexuelle Fetischismus beim Blinden mancherlei Verschiebungen. Es liegt auf der Hand, daß der Anblick der Haarfarbe an einer Person des anderen Geschlechtes der besondere Glanz im Ausdruck des Auges, der Reiz des Lächelns, die Zierlichkeit des Fußes oder die Biegung der Nackenlinie usw., in die sich mancher Sehende einzig verliebt, auf den Blinden nicht ohne weiteres wirken können. Anders schon, wenn die blinde Person eine Haarlocke oder ein Bild (als Andenken) erhält. So unmittelbar wie auf den Sehenden werden weder Locke noch Bild wirken, aber als Liebesandenken können sie ebenso einen erotischen Fetisch darstellen wie beim Vollsinnigen. Von höchster Bedeutung wird für den Nichtsehenden dagegen ein Fetisch, der durch das Gehör, den Geruch oder den Tastsinn wahrgenommen wird, ja, man kann mit einigem Fug behaupten, daß den Blinden bei jeder geschlechtlichen, sinnlichen Erregung nicht die Gesamterscheinung des Liebesgegenstandes, sondern nur der Fetisch reize, und daß sich erst allmählich die Vorstellung der ganzen Person und die Uebertragung des Gefühles auf diese einstelle. Der Blinde verliebt sich (wenn von einer Erregung des Erotismus durch körperliche Wirkung die Rede ist) zunächst in die Stimme, in den Duft oder die Hand einer Person des anderen Geschlechtes, in diesem Sinne spielt der Fetischismus in seinem Liebesleben eine größere Rolle als beim Vollsinnigen. Umgekehrt kann ihm natürlich alles dieses — Stimme, Duft und Hand — auch in erhöhtem Maße zum Antifetisch werden, der ihm Abneigung statt Liebe, Grauen und Ekel einflößt, wie denn überhaupt Stimme, Duft und das Reichen der Hand bei Begrüßung und so weiter für den

Blinden Kriterien sind, auf deren allgemeine Bedeutung einzugehen uns hier zu weit führen würde. Erst allmählich fügt sich meist dem Blinden das (wirkliche) Gesamtbild einer Person zusammen, obwohl zu betonen ist, daß sich die meisten Blinden schon nach den drei genannten Eindrücken ein vollständiges (oft unwirkliches) Bild einer Person machen. Wir stoßen hier mit voller Deutlichkeit auf den großen Gesamtunterschied im Geistesleben bei Sehenden und Blinden: Die Psyche des (erwachsenen) Vollsinnigen arbeitet analytisch, die des Blinden synthetisch, eine Beobachtung, die sich bei der Betrachtung von Kunstwerken (Plastiken) leicht feststellen läßt, wobei zu beachten ist, daß einerseits der Sehende selten zur völligen Analyse des Geschauten gelangt, während gleicherweise der Blinde oft nicht imstande ist, mittelst der Synthese ein vollständiges Gesamtbild eines getasteten oder geschilderten Gegenstandes zu erlangen.

Ein Gebiet, bei welchem die Seele des Blinden oft mehr verweilt, als die des Sehenden von gleichem Bildungsgrade, ist das der Religion, wenn man den Begriff derselben in seinem weitesten Umfange nimmt, nämlich als Beziehung des Einzelwesens zu einem übergeordneten Prinzip, sei es nun als persönlicher Gott, als Welt, als Naturgesetz oder Kosmos gedacht. Man hat in diesem Sinne oft und gerne vom „inneren Auge der Blinden gesprochen, von seelischen Tiefen, von Vergeistigung usw., doch glaube ich, daß es einfach die oben erwähnte synthetische Geistesrichtung des Nichtsehenden ist, die ihn auf diesen Weg der inneren Anschauung und des Strebens nach innen drängt, da dieser Weg ihm in seinem Zustand den meisten Erfolg und die größte Klarheit und Unabhängigkeit von der Umwelt verspricht. Der Blinde baut sich in seinem Gottesglauben, in seinem Forschen nach den Rätseln der Natur und ihrer Gesetze, nach der obersten Einheit im Kosmos, die er zu ergrübeln sucht, eine Welt, die ihn unabhängig macht von dem Mangel des Sehvermögens, sei es auch nur in ideellem Sinne. — Bekannt sind die allgemeinen Analogien und Kreuzungen religiöser und erotischer Gefühle, die sich in gleicher Weise zur Wollust und Ekstase steigern können. Es erscheint daher begreiflich, daß die Beschäftigung mit religiösen Fragen (immer im weitesten Sinne genommen) dem Blinden häufig einen Ersatz und manchmal auch eine Vertiefung des Liebes-

glückes bietet, indem er sich so nicht nur eine Weltanschaauung, sondern unbewußt auch einen geistigen Ausfluß seiner erotischen Erregung schafft und diese in ein höheres Glück umgestaltet, dessen großen ethischen und mitunter aesthetischen Wert man nicht unterschätzen darf. Die Praxis der Blindenerziehung stellt daher mit Recht die religiösen Fragen als wichtigen Faktor in die Blindenpädagogik ein. Nur muß die Gefahr vermieden werden, daß sich der Nichtsehende in seine Gedanken — und verschiedentlichen Irrgänge — verrennt und so zum Sonderling wird, eine Gefahr, deren Bekämpfung durch die Schaffung einer gediegenen, wissenschaftlichen und religiösen Blindenliteratur am besten begegnet werden kann, sowie durch Gelegenheit zur Aussprache des Nichtsehenden in einer Umgebung, die seinen Ansichten Verständnis und Mitfühlen entgegenbringt. —

Ehe wir unsere Betrachtungen über das Sexualproblem der Blinden schließen, müssen wir noch einen kurzen Blick auf dessen krankhafte Ausartungen, die sich auch hier finden, werfen. Wie schon erwähnt, können wir uns im Rahmen dieser Arbeit jedoch nicht näher befassen mit den Folgeerscheinungen der venerischen Krankheiten, obwohl die Zahl der durch solche Erblindeten 20—30 % der Gesamtzahl betragen soll.

Von den pathologischen Erscheinungen des Sexuallebens kommen für den Blinden alle diejenigen Fälle in Betracht, in denen sich die Erkrankungen des Nervensystems auf ererbte Anlage gründet, obwohl sich auch hier durch das Fehlen des Gesichtssinnes ebensolche Modifikationen fühlbar machen müssen, wie bei der normalen Betätigung des Sexuallebens, Modifikationen, die sich zwar nicht dem Wesen, wohl aber dem Grade und der Wirkungsweise nach von den Erscheinungen bei Vollsinnigen unterscheiden. Und zwar haben wir uns zunächst zu beschäftigen mit

1. der pathologischen Abschwächung oder dem gänzlichen Fehlen der Funktionen des Geschlechtstriebes,

2. der pathologischen Steigerung der Geschlechtsfunktionen,

3. der anomalen Reaktion auf die gewöhnlichen Reizungen des Geschlechtstriebes.

1. Pathologische Verkümmerung oder gänzliches Fehlen des Geschlechtstriebes findet sich bei Nichtsehenden in ganz derselben Weise und unter denselben Bedingungen wie bei

Vollsinnigen, oft in Verbindung mit anderen geistigen Defekten, mit Idiotie, Schädelmißbildungen usw., Erscheinungen, bei denen sich infolge der Blindheit durchaus keine Variante einstellt.

2. Dagegen findet sich unter Blinden häufig eine pathologische Hyperaesthesie, eine krankhafte Steigerung der Funktionen des Geschlechtstriebes, eine Erscheinung, welche in gerader Linie die Fortsetzung des bei Nichtsehenden im allgemeinen gesteigerten Erotismus bildet. Die Grenze, wo hier der Blinde aufhört, normal zu empfinden, und wo er beginnt Psychopath zu sein, läßt sich mit Sicherheit kaum feststellen, doch glaube ich behaupten zu dürfen, daß die meisten Erscheinungen der pathologischen Hyperaesthesie bei Nichtsehenden erworbene Eigenschaften sind, die bei vernünftiger Lebensweise und verständnisvoller Behandlung, bei durchgehender körperlicher Beschäftigung usw. durchaus nicht einzutreten brauchten. Auch hier ist allerdings leichter vorbeugen als bessern, da es fast unmöglich sein wird, einen Blinden (wie auch einen Sehenden), der einmal die Grenze des pathologischen Zustandes auf dem Gebiete des Sexuallebens überschritten hat, wieder dauernd auf das Niveau der normalen Sexualempfindung zurückzuführen. Von den einzelnen Erscheinungen der Hyperästhesie bei Nichtsehenden ist besonders die Onanie hervorzuheben. Sie findet sich gleicherweise bei Blinden männlichen wie weiblichen Geschlechts, wenn auch bei ersteren vielleicht in erhöhtem Maße. (Diese Behauptung stützt sich auf persönliche Beobachtung; es kann möglich sein, daß blinde Mädchen ebenso sehr dem genannten Fehler ergeben sind, worüber mir leichtverständlicherweise das Material fehlt.) Und zwar findet sich die Onanie bei Blinden in allen verschiedenen Formen, von dem Schwelgen in geschlechtlichen Vorstellungen und dadurch herbeigeführten Orgasmus bis zu Manipulationen der gewöhnlichsten Art. Doch muß man auch hier besonders betonen, daß die Masturbation der meisten Blinden eine Art Notonanie ist, veranlaßt durch die Nichtbefriedigung des gesteigerten Geschlechtstriebes auf normalem Wege. Die Folgeerscheinungen der Onanie sind bei den Blinden dieselben wie bei Vollsinnigen, manchmal in gesteigertem Maßstabe — Niedergeschlagenheit, Verzweiflung, Einsamkeitssucht, Hypochondrie usw. . . .

Eine unangenehmere Erscheinung der pathologischen Steige-

rung des Geschlechtstriebes bei Blinden ist das Auftreten des Exhibitionismus, welcher sich hie und da findet, allerdings viel seltener als die Onanie. Hier mag sich die gleiche krankhafte, hysterische Seelenregung mit einmischen, wie wir sie weiter unten (siehe Masochismus) noch näher kennen lernen, hervorgehend aus dem Gefühl der Schwäche und Unterlegenheit und dem dadurch bedingten Streben, die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken.

3. Die verschiedenen Aeußerungen unnormaler Reaktionen des Sexualtriebes (Algolagnie, pathologischer Fetischismus, Päderastie, homosexuelle Liebe, Sodomie u. a.) finden sich (siehe auch oben) angeborenerweise wohl ebenso selten und enbenso häufig wie bei Sehenden. Doch ist zu bemerken, daß von den Regungen der Algolagnie der Sadismus bei Blinden kaum zu finden sein dürfte, da selbst bei entsprechender Veranlagung der Blinde nicht in der Lage sein wird, sich an den Qualen des Liebesgegenstandes bis zur Erregung der höchsten Wollust zu weiden, denn hier spielt das Auge doch gewiß eine starke Rolle. Daß es trotzdem Blinde gibt, die z. B. ihre Frau, ihre Kinder und Angehörigen durch Anmaßung (auch geschlechtliche) quälen und ängstigen, dürfte nicht auf Sadismus zurückzuführen sein, sondern weit mehr auf eine gewisse Form der Hypochondrie, sowie auf einen allgemeinen Geschlechtshaß, der, wenn auch nicht gerade normal zu nennen, doch weit von der Pathologie des Nervensystems entfernt ist, und im Leben der Menschen eine weit größere Rolle spielt, als man im allgemeinen annimmt, und der daher größere Beachtung verdiente, als man ihm bisher geschenkt hat. Haß der Geschlechter und seine Beziehungen zum Sexualtrieb könne man diese Erscheinung nennen, die sich vom echten Sadismus allerdings weit entfernt hält . . .

Ein etwas anderes Bild zeigt bei Blinden die zweite Form der Algolagnie, der Masochismus. Es gibt gewiß unter Nichtsehenden ebenso selten echte Masochisten als unter Vollsinnigen, allein eine gewisse, vielen Blinden eigne Hysterie läßt sie auf sexuellem Gebiet zu einer Art Masochisten werden, nämlich überall da, wo solche hysterische Blinde sich mit Renommisterei keinen Erfolg versprechen, wo sie fühlen, daß sie unbeachtet bleiben, obwohl sie aus dem Gefühl ihrer sexuellen Erregung und ihrer gleichzeitigen Abhängigkeit heraus eine Rolle

spielen möchten, welche die Aufmerksamkeit der geliebten Person auf sie lenkt. Ein gewisser unentwickelter Keim zum echten Masochismus mag diesen Nichtsehenden immerhin innewohnen; zur vollen Entfaltung dürfte er aber nur dann gelangen, wenn solche Blinde einem echten (männlichen oder weiblichen) Sadisten in die Hände fallen, ein Fall, in welchem es sich bald entscheiden wird, ob tatsächlich Masochismus oder reine Hysterie der Grund zum Suchen nach Erniedrigung und körperlichem Schmerz durch die geliebte Person war . . .

Zum Kapitel des pathologischen erotischen Fetischismus ist mir ein klassisches Beispiel in Person eines nichtsehenden Mannes zur Hand, doch steht diese Erscheinung in keiner Weise in Bezug zu seiner Blindheit. Dasselbe gilt von der Liebe zum gleichen Geschlecht (auch von der lesbischen Liebe), von geschlechtlicher Liebe zu Kindern und zu Tieren, wenn in all diesen Fällen nicht etwa eine Art Notbefriedigung vorliegt, in der sich der beim Blinden in seiner normalen Betätigung unterdrückte Geschlechtstrieb einen Ausweg sucht. So soll z. B. unter blinden Mädchen in Heimen die lesbische Liebe nichts seltenes sein. — Von der Nekrophilie, einer Verbindung von Fetischismus und Sadismus gilt das gleiche, was oben vom Sadismus gesagt wurde.

Ueber die Häufigkeit der pathologischen Erscheinungen der zweiten und dritten Gruppe unter Blinden lassen sich kaum genaue Zahlen angeben. Doch ist zu beachten, daß das abgeschlossene Leben in Blindenheimen auf die erwachsenen Blinden ungünstig einwirken kann. Als Beispiel gebe ich folgende Zusammenstellung, die sich auf ein Heim mit zirka 30 männlichen Insassen bezieht. Zugleich war eine größere Anzahl weiblicher Blinder vorhanden, ein Umstand, der auf den Erotismus der Insassen im allgemeinen ungünstig einwirkte. Unter diesen 30 blinden Männern fanden sich: drei sexuelle Anästhetiker, acht Onanisten, ein Exhibitionist, ein (hysterischer) Masochist, ein pathologischer Fetischist, ein Blinder mit homosexueller Veranlagung (nicht völlig ausgebildet). Die Veranlagung von vier weiteren Personen (Notonanie oder nicht?) war fraglich, der Rest normal. Gleichzeitig fanden sich weibliche Blinde, welche der Onanie und andere, welche der lesbischen Liebe ergeben waren. Drei blinde Männer waren nachweislich durch venerische Krankheiten erblindet. Zwei männliche Blinde, welche

allerdings dem angeführten Kreis schon längere Zeit nicht mehr angehörten, betätigten sich homosexuell Unter den acht Onanisten waren wohl alle Notonanisten, einer (nach persönlicher Mitteilung) in einer selteneren hysterischen Form, indem seine Einbildungskraft ihm vorspiegelte, sein Oberbett, bezw. Kopfkissen sei der Leib einer Frau, an dem er einen regelrechten Geschlechtsakt vornahm. Der Exhibitionist, welcher nicht ganz blind war, hatte die Angewohnheit, bei der Annäherung von Dienstmädchen und Putzfrauen unter den Kleidern zu onanieren, jedoch so, daß er von jenen bemerkt wurde. Der Blinde mit homosexueller Anlage erlangte geschlechtliche Befriedigung dadurch, daß er sich hinter einem ihm ergebenen Freund stellte und seinen Mund auf dessen Kopfhaar preßte, ihn aber sonst nicht berührte. In gleicher Weise liebte er es, das Kopfhaar von Kindern zu küssen. Das interessanteste Beispiel (für die allgemeine Betrachtung) war jedenfalls der sexualpathologische Fetischist, der seinen Erotismus an Frauenkleidern erregte und befriedigte. Wie er mir persönlich mitteilte, mußte ihm schon in früheren Jahren seine Mutter fast allabendlich die Kleider seiner Schwestern aus dem Bette nehmen. Sein größtes Glück war es, in der schmutzigen Wäsche ein Mädchenhemd zu finden und zu betasten; umgekehrt empfand er körperliche Uebelkeit bis zum Brechreiz, sobald er in der Nähstube hörte, daß ein weibliches Kleidungsstück irgendwelcher Art zerschnitten wurde. — Zu vermuten steht ferner, daß einer der drei Sexualanästhetiker an einer unnormalen Sexualreaktion der Gehirnpartie litt; mit Sicherheit konnte ich jedoch diesen Fall nicht ermitteln.

Es liegt auf der Hand, daß die größte Zahl der genannten anomalen Fälle, wie schon oben erwähnt, nichts mit Blindheit zu tun hat, sondern, daß es sich zum kleineren Teil um ererbte, zum größeren aber um erworbene Eigenschaften handelt, für welch letztere nicht zum geringsten Teil das Abgeschlossensein im Heim verantwortlich zu machen ist. Am Schlusse unserer Betrachtungen können wir daher nochmals auf unsere Anfangssätze zurückgreifen: Die Geschlechtsphysiologie des Nichtsehenden unterscheidet sich in nichts von derjenigen des Vollsinnigen. Die Geschlechtspsychologie des Blinden unterliegt zwar einzelnen kleineren Modifikationen, bedingt durch das Fehlen des Sehsinnes, doch lassen sich diese bei richtiger und verständiger Behandlung ausgleichen, wenn

dies überhaupt nötig erscheinen sollte. Die Mittel aber, die den Blinden davor bewahren, in geschlechtlichen Dingen auf Abwege zu geraten, sind : gute Erziehung, verständige Aufklärung auch in Fragen des Sexuallebens, regelmäßige körperliche Betätigung, Einführung des Blinden in das normale Leben der Sehenden und ständiger Umgang mit diesen, möglichste Einschränkung der Unterbringung der Nichtsehenden in Heimen usw. Sind diese Bedingungen erfüllt, so wird sich auch das Liebesleben des Blinden in völlig normalen Bahnen bewegen, und selbst der Verzicht auf Liebesglück wird ihm nicht so schwer fallen, als dann, wenn kranke Lebensbedingungen bei ihm einen krankhaften Sexualtrieb erzeugen und fördern. —



Das Orientieren der Blinden.

Von Richard Hauptvogel-Leipzig.

Wenn ein früh Erblindeter in eine Anstalt als Zögling tritt, so ist er auf geistigem Gebiet meist weniger entwickelt als ein sehendes Kind von gleichem Alter. Ganz besonders empfindlich vermißt man bei ihm eine gewisse Selbständigkeit im Auftreten, und hierdurch läßt sich wohl auch der oft so lange anhaltende Mangel der Orientierungsgabe bei blinden Kindern erklären. Selbst beim Alleingehen auf Wegen im Garten oder in den Räumen der Anstalt nimmt ihr Orientierungsvermögen gewöhnlich so langsam zu, daß man mit vollem Recht behaupten kann, daß blinde Kinder, die sich auf der Straße allein zurechtfinden, zu den Ausnahmen gehören. Man darf aber doch schon bei ihnen, wie auch bei den während der Schulzeit Erblindeten, die Tatsache feststellen, daß sie zunächst keineswegs daran denken, sich einen Ueberblick über den Garten zu verschaffen, sondern fast nur Merkmale, wie Bäume, vorstehende Häuser und stabile Geräusche (das Arbeiten einer benachbarten Fabrik), dienen als willkommene Anhaltepunkte. Da sie selten auf die Straße kommen und dann auch immer geführt werden, so liegt für sie kein Bedürfnis vor, diese Gabe zu entwickeln. Ein kluger Lehrer wird dabei seine auf diesem Gebiete besser entwickelten Zöglinge veranlassen, andere zu führen, denn auch hier heißt ein altes Sprichwort: „Wenn wir Anderen etwas verbessern, vermehren wir unsere Kenntnisse.“ Und wenn man nun fragt: Warum entwickelt sich die Orientierungsgabe bei Kindern so langsam, und selbst bei den in späteren Jahren Erblindeten, besonders wenn sie auch in einer Blindenanstalt untergebracht sind? So dürfte wohl die richtige Antwort sein: Zunächst haben

sie überhaupt keine Gelegenheit, sie auf der Straße auszubilden, denn da werden sie immer geführt, sei es auch nur von einem Halbsehenden, an denen ja in einer Anstalt selten großer Mangel vorherrscht, und in dem Garten genügt es ihnen, auf einem, ihnen vertrauten Wege zu gehen, so daß sich selbst da ihre Anlage im Alleingehen oft wesentlich langsamer entwickelt, als ihr Lehrer es wünscht. Und sind sie dann aus der Anstalt entlassen, so liegt zuerst der „Zweck“ dafür vor. Wege für den Beruf, zum Mittagessen, zu einem Verein, zu einem Freunde, veranlassen oft einen einigermaßen entschlossenen Blinden den Versuch zu machen; und wenn er gelingt, entwickelt sich diese Gabe häufig in erstaunlich kurzer Zeit, so daß sogar ihr ehemaliger Lehrer sich darüber wundert. Freilich gehört auch dazu, daß er allein gehen „muß“! Wenn er z. B. bei seinen Eltern wohnt oder bei einer Familie, die Kinder hat, von denen er sich unentgeltlich führen lassen kann, dann wird er auch kaum daran denken, es zu versuchen. Der Hauptgrund liegt ja doch meist darin, den „kostspieligen“ Führer zu ersparen. Auf diese Weise ist es auch gar nicht selten, daß ein selbst begabter Blinder es überhaupt nicht erlernt; und bei denen, die in späteren Jahren erblinden, dürfte es überhaupt nur zu den Seltenheiten gehören, daß sie sich allein zurechtfinden lernen. Hier sind vor allem auch die Blindenvereine eine recht segensreiche Ermunterung für viele, den Versuch zu machen.

Die ersten Versuche geschehen dann meist in den Abendstunden, am Sonntag, besonders am Sonntagmorgen (vielleicht zu der Kirche), weil dann die Wege nicht so geräuschvoll sind als sonst. Auch wird er zunächst mit ruhigen Wegen beginnen. So war es auch bei mir, und ein jeder, welcher weiß, wie erstaunlich doch bei mir diese Gabe entwickelt ist, wird sich wundern, daß ich mich mit vierundzwanzig Jahren noch nicht finden konnte als höchstens in der nächsten Nachbarschaft oder des Abends in ruhigen Straßen. Aber warum? Weil mein Korbmachermeister einige Kinder hatte, weil ein Freund unseres Vereins, der auch mit mir den Sprachunterricht besuchte, in meiner Nähe wohnte, und endlich des Sonntags mich auch immer ein Freund aus dem Jünglingsverein, in dem ich Mitglied war, zum Spazierengehen abholte. Erst als ich mein Handwerk an den Nagel gehängt hatte und mir als Sprach-

lehrer ein Zimmer im Innern der Stadt mietete, war ich plötzlich von Führern verlassen und hatte doch rechtes Bedürfnis allein zu gehen. So fing ich denn an, es zunächst vorsichtig zu wagen. Ich ging täglich allein zu Tisch, besorgte meine täglichen Bedürfnisse allein, aber selbst in den Verein ging ich zunächst noch nicht, bis mich ein Wirken der Liebe dazu veranlaßte. In der Singstunde des Vereins lernte ich eines Abends einen blinden Herrn kennen, der auf der Durchreise war, und der die Punktschrift noch nicht kannte und sie auch kaum lernen könnte, wenn ich sie ihm nicht am nächsten Tag zeigen würde. Ihm mußte ich helfen, das war klar; aber wie zu ihm ohne Führer kommen? Eine schwere Frage! Mein Begleiter machte mich auf dem Heimwege auf alle Schwierigkeiten aufmerksam. Ich verließ meine Wohnung bald nach ein Uhr, wo die Straßen am ruhigsten sind, und der Versuch gelang! Schon am selben Tage, als ich von seinem Führer begleitet, aus der Blindenanstalt nach Hause zurückkehren sollte, unternahm ich erst noch einen anderen Weg; ich suchte allein einen Freund auf, von dem ich wußte, daß mich die Tochter seiner Wirtschafterin nach Hause führen würde. Der Weg war kürzer, aber wesentlich schwerer als der erste, und er gelang mir auch recht gut. In den nächsten Tagen unternahm ich schon verschiedene schwierigere Wege, besuchte am Sonntag eine entferntere Kirche und einen Freund in einem Vorstadtort.

Freilich vermied ich zunächst noch auf mindestens drei Monate (also bis zum Beginn des Herbstes) die belebten Straßen und die innere Stadt. Ich hatte ja Zeit, und ein Umweg auf der Promenade um die innere Stadt, welcher wesentlich ruhiger und gefahrloser für mich war, ließ sich leichter für mich gehen. Außer den schon aus der Anstalt bekannten Anhaltepunkten dienten auch schmälere und breitere Uebergänge, Asphaltstraßen, Springbrunnen, ja selbst Bäume, auf denen sich Nester von Singvögeln befanden, als Merkmale zum Finden. Mein Weg führte mich auch durch einen Wald, in dem zwei Waldkaffees mir sagten, wie weit ich vorangeschritten; und nach dem zweiten mußte ich die Schritte zählen, die ich bis zu einem Querweg noch gehen mußte. Das wäre langweilig gewesen, und so ging ich nicht nur im Viervierteltakt, sondern sang dazu das Lied „Lang, lang ist's her“. Hierdurch konnte ich bei jedem Vers ohne zu zählen vierundsechzig

Schritte zurücklegen und hätte mich dabei vielleicht gar noch mit jemandem unterhalten können. So kam ich recht schön vorwärts, bis der Herbst die mir so angenehmen Spazierwege fast unwegsam machte und mich zwang, meinen Weg durch die innere Stadt, also auf belebten Straßen, zu unternehmen, wo allerlei Hindernisse und Schwierigkeiten auftraten. Da mußte ich die Straßenbahn kreuzen oder eine belebte Straße und mußte vermuten, daß gegenüber einige Lastwagen standen. Das Kreuzen der Straßenbahn läßt sich dadurch erleichtern, daß man, wenn irgend möglich, die Straße selbst ein Stück entlanggeht, so daß man sie kreuzt, sobald eine Bahn vorübergefahren ist. Eine Reihe von stehenden Lastwagen vermeidet man am besten dadurch, daß man eine belebte Straße scharf an einer Ecke kreuzt, denn da stehen selten Lastwagen. Das sind aber Vorteile, die man oft erst nach Jahren sich aneignet. Ich darf auch nicht leugnen, daß es in unserer Stadt Straßen und Plätze gibt, die ich trotz ihrer zentralen Lage jahrelang kaum zu betreten wagte, bis ich meine Wohnung direkt neben den Augustusplatz, den schwierigsten dieser Art, verlegte, und ihn fast täglich überschreiten mußte. In der Mitte desselben kreuzt ein für Blinde fast unpassierbarer Querweg mit Bäumen und Laternenpfählen dicht besetzt und an diesen schließen sich nach beiden Seiten Straßen von ähnlicher Art mit Schaufenstern, Brunnen usw. Wie sollte ich diese wegen ihrer zentralen Lage so beliebten Straßen bewältigen?! Ich bemerkte, daß die Südseite des Querwegs wesentlich ruhiger war als die nördliche; diese ging ich. Die Entfernungen zwischen den Laternenpfählen waren stets dieselben; so konnte ich an der Bordkante, und nicht unter den Bäumen, mich bewegen. In der einen Straße ging ich bis zur nächsten Ecke, bog links um, ging parallel der Straße durch eine enge Gasse und Durchgänge, vermied so das Kreuzen über den Markt- und einen anderen noch schwierigeren Platz und ging endlich wieder rechts um die Ecke nach der Straße, die ich so mindestens doppelt so schnell passiert hatte, als ohne diesen kleinen Umweg. Oft benutze ich beim Ueberschreiten eines Platzes, auf dem sich eine Droschkenstation oder ein anderes ähnliches Hindernis befindet, einen Herrn mit ruhigem Schritt als Führer, indem ich ihm nachlaufe und so den Zwischenraum zwischen den Droschken finde.

Das Ferngefühl reicht bei diesen Schwierigkeiten häufig nicht aus, um sie zu bewältigen. Ich darf wohl hier auf eine nochmalige Schilderung dieser für den alleingehenden Blinden so wertvollen Gabe verzichten, möchte aber doch die Ansicht eines Herrn kurz widerlegen, welcher glaubt, daß es nur ein vielleicht unbewußtes Empfinden der Wärme ist. Wie sollte es dann möglich sein, daß es oft schon beim Lärm eines Lastwagens fast sofort aufhört? Daß Klavierstimmer und Musiker dasselbe meist in so erstaunlichem Maße entwickelt haben? Und daß ich bei schönem und ruhigem Wetter oft eine Querstraße auf der anderen Seite des Weges bemerke? Aber dennoch spielt auch die Empfindung der Sonnenwärme manchmal eine Rolle für die Orientierung. So sagte mir ein Freund, ein Klavierstimmer auf dem Dorf, der oft von einer Ortschaft zur andern über Wiesen laufen muß: Ich suche beim Anfang des Weges festzustellen, wie mich die Sonne bescheint. So muß sie mich auf dem ganzen Wege bescheinen, sonst habe ich mich gedreht und würde, wenn ich mich nicht sofort wieder zurückdrehe, auf einem ganz falschen Ende des Weges ankommen. Ich möchte hier nur noch bemerken, daß es nicht wenige Blinde gibt, die sogar das „Geruchsorgan“ beim Auffinden von Merkmalen auf der Straße benutzen. Sie erkennen am Geruch, wenn sie an der Küche einer Wirtschaft, einem Bäcker- oder Parfümerieladen vorüberkommen, der an einem bestimmten Punkt der Straße ist.

Ich komme nun zur Beantwortung der Frage: „Wie kann ein Blinder Hindernisse überwinden, deren Bewältigung ihm nicht selten jahrelang unmöglich erschien?“ Solche sind: Die Neupflasterung einer Straße, die Reparatur einer Wasserleitung oder eines Telefons, welche ein Loch im Fußwege veranlaßt, ein Neubau, (besonders, wenn neben ihm ein Lastwagen mit Baumaterial abgeladen wird) und Schneehaufen, die sich entlang des Fußweges befinden. Wenn er die in Neupflasterung befindliche Straße passiert, so kann er schon, ehe er dahin kommt, die Straße kreuzen; wenn er sie aber kreuzen muß, tut er wohl am besten, einem langsam fahrenden Wagen oder Handkarren zu folgen. Bei einem Neubau verlasse er sich auf sein Ferngefühl oder folge einem langsam schreitenden Passanten. Als warnendes Merkmal, das mich vor dem Hineinfallen in das Loch einer Reparaturstelle be-

wahren sollte, diente mir meist der Sand, der dann auf dem Trottoire lag. Freilich geschah es in gewissen Monaten nicht selten, daß ich glaubte, Sand unter den Füßen zu fühlen, und es war nur Kohle, die beim Abladen liegen geblieben war.

Recht unangenehm waren mir in den ersten Jahren die Schneehaufen, die sich im Winter, oft ununterbrochen entlang des Fußweges hinziehen, und die selbst bei einem Querwege noch direkt vor dem Fußwege liegen, bis ich endlich herausfand, daß der Zwischenraum bei einem Querwege sich schräg vor beiden Wegen befindet, und daß vor einem Torwege für Wagen meist ein Zwischenraum gelassen wird.

Ein blinder Musiker teilte mir einst mit, wie man es machen müsse, um an Sonntagen und des Abends, wo auch belebte Straßen meist recht ruhige Fahrwege haben, dieselben benutzen zu können. Während dieser Zeit sind, wie er mir sagte, die Fußwege gewöhnlich viel mehr benutzt als am Tage. Ich gehe gewöhnlich auf dem Fahrwege, auf der linken Seite, so daß mir die Wagen entgegenkommen. Kommt ein Fuhrwerk, so steige ich schnell auf den Fußweg, bis es vorübergefahren ist. So vermeide ich das häufige Ausweichen auf dem Trottoir, denn auf dem Fahrweg begegnet mir fast niemand. Führt eine Straßenbahn durch die Straße, so stecke ich das Ende meines Spazierstockes in die Schiene des linken Gleises und komme dann doppelt so schnell vorwärts als auf dem Fußweg, denn Wagen halten nie auf einer Bahnschiene. Ja, ich würde selbst während des Tages diese Art des Laufens in einer belebten Straße unternehmen können. So habe ich einmal, sagte er, es sogar ermöglicht, ein Dorf zu besuchen, ohne die Wege, die dahin führten, zu kennen. Ich wußte, daß die Gleise der Straßenbahn nach ihm führten. Diese benutzte ich, bis ich an dem Geschrei der Sperlinge hörte, daß ich in dem Dorf angekommen war. Der Geruch des Bieres und das Klappern der Gläser sagten mir schließlich, daß ich bei dem Gasthaus angekommen sei, wo ich einkehrte.

Das Ferngefühl der Blinden.

Von Richard Hauptvogel-Leipzig.

Das Ferngefühl der Blinden ist jene Erscheinung, durch welche wir Blinden, wenn wir allein oder mit einem Führer auf der Straße gehen, Gegenstände oder Personen, denen wir begegnen, schon auf eine mehr oder weniger große Entfernung bemerken, so daß wir ihnen, wenn wir ihnen beim Alleingehen begegnen, recht gut ausweichen können. Diese Sinneserscheinung ist nicht nur den Früherblindeten eigen, sondern auch ein Mann, der sein Augenlicht in vorgerücktem Alter verliert, besitzt sie meist sofort in vollem Umfang, so daß man kaum behaupten kann, daß sie sich erst durch Uebung stärkt, wie das wohl oft bei dem Tastsinn der Fall sein mag. Eine andere Tatsache ist, daß die meisten Sehenden, und unter ihnen auch die Männer der Wissenschaft, wohl kaum eine Ahnung davon haben, daß auch sie dieses Ferngefühl besitzen. Und so kommt es, daß diese Sinneserscheinung von den Männern der Wissenschaft fast noch gar nicht eingehend und kritisch untersucht worden ist. Wir haben diese Erscheinung, das wissen wir, aber wo sie eigentlich liegt, ob sie durch die Gefühlsnerven der Oberhaut oder durch die Gehörsnerven hervorgerufen wird, darüber sind sich selbst die gebildeten Blinden kaum klar, da verschiedene Erscheinungen bald auf die eine, bald auf die andere Ursache hinweisen.

Auf alle diese Mängel machte denn auch Herr Professor M. Kunz, als er auf dem zwölften deutschen Blindenlehrerkongreß über dieses Thema einen Vortrag hielt, aufmerksam. Nach seiner Ansicht besteht diese Erscheinung nur in dem Luftdruck, den Gegenstände, denen wir uns nähern, auf die Nerven unserer Stirn, oder vielleicht noch mehr auf

die Gefühlsnerven der Schläfe hervorrufen. Diese Meinung scheint er durch eine ganze Anzahl von Experimenten, die er vorführte, bewiesen zu haben. Unter seinen Gegnern wies nun ein Blindenlehrer ganz besonders auf die Tatsache hin, daß im Lärm die Erscheinung des Ferngefühls sich wesentlich abschwächt, wenn nicht ganz aufhört. Herr Prof. Kunz bestritt zwar diese Tatsache nicht, aber er wies darauf hin, daß schwerhörige Blinde vielleicht ein schwächeres Ferngefühl besitzen mögen, daß aber zum Beispiel die taubblinde Amerikanerin Helen Keller diesen Sinn in hervorragendem Maße besitzen soll. So kann man doch kaum behaupten, daß es durch das Gehör erzeugt wird.

Welcher von beiden Rednern hatte nun recht? Die Behauptung, es geschehe durch einen Luftdruck, läßt sich doch durch verschiedene Tatsachen bezweifeln: Wie kommt es dann, daß sich die Empfindung nicht verändert, daß sie nicht schwächer wird, sobald man ruhig stehen bleibt? Warum ist es besonders bei Musikern und Klavierstimmern so hoch entwickelt? Wie kommt es, daß ein Blinder, der an einer Reihe von Häusern entlang geht, bei ruhiger Luft meist bemerkt, wenn das Haus durch eine Planke ersetzt wird? Warum kann man einen Weg, der zwischen zwei Büschen abgeht, so wesentlich schwerer erkennen, als eine offene Haustür?

Um nun die Frage, durch welche Organe bemerken wir einen Gegenstand, dem wir uns nähern, richtig zu beantworten, möchten wir wohl erst einmal die andere erläutern: Ist es wirklich der Luftdruck? Ich glaube das nicht. Wenn wir einen Blick in die feinsten Elemente, die uns umgeben, tun, so dürfte es den meisten Lesern bekannt sein, daß es manche geben mag, von deren Dasein wir überzeugt sind, die wir aber mit dem bloßen Auge nicht sehen. Zu diesen gehört auch die Erscheinung der Lichtstrahlen, deren Bewegung wir sogar berechnen können. So darf ich wohl auch die Ansicht als nicht unwahrscheinlich aussprechen, daß jeder Mensch und auch jeder tote Gegenstand von einer Atmosphäre, von einer Art unsichtbarem Dunstkreis umgeben ist, viel feiner und leichter als die Luft, so daß wir sie durch die Gefühlsnerven unseres Gesichts kaum unterscheiden können, wohl aber durch die wesentlich empfindsamere Haut im Inneren des Ohres.

Gehe ich nun auf der Straße oder in einem Zimmer und berühre mit meiner Atmosphäre die eines Gegenstandes, dem ich mich nähere, so übt diese Berührung einen Einfluß einen Druck auf die meine aus, den ich im Ohr fühle. Daher ist die Unterbrechung des Ferngefühls bei Lärm begründet. Diese Atmosphäre, so leicht sie auch sein mag, hat dennoch auch ihr Gewicht und ist neben einem Hause wesentlich breiter als neben einer Holzplanke. Das mag wohl daher kommen, weil Häuser viel höher sind als Planken.

Geht nun ein Blinder an einer Reihe von Häusern entlang, so kann er recht gut unterscheiden, ob er an einem Tor eines Hofes, einer Haustür oder an einer offenen Ladentür vorbeigeht, denn diese hat im Innern einen Hintergrund, der dem Hausflur fehlt; und der offnene Raum, der sich hinter einer Hoftür befindet, wirkt wieder anders auf unsere Nerven, als der abgeschlossene eines Hausflurs.

Wenn wir uns nun fragen, warum ein blinder Musiker oder Klavierstimmer oft ein wirklich fabelhaft gut entwickeltes Ferngefühl hat, so möchte ich darauf hinweisen, daß sie durch ihren Beruf ihr Ohr beständig zum aufmerksamen Lauschen anstrengen müssen. Hierdurch wird die Haut im Ohr, ebenso wie das Gehörorgan selbst viel empfindsamer. Was ein blinder Musiker auf diesem Gebiete leisten kann, bemerkte ich einst bei einem Spaziergang mit meinem Freund Bernhard Pfannstiehl. Wir kamen an einem Grabgewölbe vorüber, dessen Eingang durch eine eiserne Gittertür verschlossen war. Wir stellten uns an dieselbe, und da sagte er uns, daß wenige Schritte hinter derselben sich eine zweite, offene Tür befände. Das stimmte, wie unser Führer bestätigte.

Hier dürfte doch wohl die Ansicht, daß das Ferngefühl nur ein Luftdruck sei, völlig ausgeschlossen sein. Fast noch schlagender glaube ich meine Ansicht beweisen zu können durch einen Spaziergang, den ich einst an einem schönen, völlig windstillen Frühlingsmorgen mit meiner Frau unternahm. Wir schritten auf einem Pfade zwischen Gärten dahin, meine Frau an meinem linken Arme und neben ihr befand sich eine Hecke, welche öfters durch einen Querweg unterbrochen wurde, der bergan führte, so daß also ein Windhauch völlig ausgeschlossen war. Obgleich nun meine Frau „zwischen" mir und der Hecke schritt, so daß ein Luftdruck von der linken

Seite unmöglich sein mußte, konnte ich ihr dennoch jedesmal sagen, wenn die Hecke unterbrochen war. Ebenso konnte ich auch öfters beobachten, wenn ich mit einem blinden Klavierstimmer spazieren ging, daß dieser vielfach Bäume oder andere Gegenstände bemerkte, wenn ich zwischen ihm und den Bäumen marschierte.

So bleibt uns von den anfangs aufgestellten Fragen nur noch die eine: Hat denn ein Sehender auch ein solches Ferngefühl? Warum aber spüren die meisten gar nichts davon? Ja, wann sollten sie es spüren! In einem dunklen Raume dürften sie bei der Bewegung ohne Zweifel meist so viel Furcht empfinden, daß auch ein Blinder unter solchen Umständen kaum etwas Derartiges empfinden würde. Und wenn man ihnen die Augen verbindet, so werden auch bei einem Blinden die Nerven in den Ohren dadurch derart beeinflußt, daß auch sein Ferngefühl mindestens sehr geschwächt erscheinen würde. So ist die Zahl der Sehenden, welche heute schon sagen, daß sie diesen Sinn „auch" besitzen, noch nicht groß. Aber dennoch bedient sich auch ein Sehender häufig dieses Sinnes, freilich meist, ohne es selbst zu ahnen. Ich möchte hier nur auf die hinweisen, die mit dem Kopf unter dem Wasser schwimmen können, ohne dabei mit dem Kopf auf dem Grunde aufzustoßen. Ein Taubstummer kann das nicht, weil er eben kein Ferngefühl hat.

Damit dürfte ich wohl die Reihe der Erfahrungen, die ich im Laufe meines Lebens auf diesem Gebiet gemacht habe, ohne aber dabei behaupten zu wollen, daß ich ein absoluter Sachverständiger bin, abschließen. Und auch schon aus diesem Grunde halte ich es für sehr wertvoll, wenn der eine oder der andere der Leser seine Ansicht über meine Aeußerungen bekannt machen würde.

Der Zusammenhang der Sinne.

Von Oskar Baum-Prag.

Wenn von den fünf Toren, durch die das Leben mit dem einzelnen verkehrt, ein wichtiges geschlossen ist, entsteht eine Unregelmäßigkeit, eine Art Unordnung im Austausch der äußeren und inneren Erfahrungen. Die Sinneseindrücke und ihre Wirkung stehen in einem anderen Verhältnis zueinander als beim Vollsinnigen, wenn man auch nicht eben sagen kann, daß sie ungenau, unvollständig oder von geringerer Unmittelbarkeit seien. Sie sind ärmer, gleichsam um eine Dimension ärmer, aber vollständig in ihrer zusammengedrängteren Welt.

Ein blühender Garten in Frühlingsduft, der würzige Sommerabend in einem Nadelwald, ein weicher knirschender Schneeweg, eine sonnüberglühte Wiese, ein Lied im Salon, eine Opernvorstellung im Theater sind volle runde Erlebnisse, Bilder hätte ich bald gesagt.

Der Sehende kann sich das wohl kaum vorstellen. Für ihn gehört der Anblick, die Oberfläche so dazu, daß er eine Landschaft, ein Dorf, eine Gasse, die er im Finstern durchwandert, nicht kennt, nichts von ihr weiß, oder vielmehr nicht weiß, was er von ihr weiß, sie nicht erlebt hat. Der Schein, das äußerliche, das Gesicht der Welt ist dem Vollsinnigen viel wichtiger als ihre Lebensäußerungen, ihre Geräusche, ihre Gerüche, ihr Atem.

Und doch ist auch beim Sehenden, mag er es noch so wenig beachten, die Mitwirkung der anderen Sinne durchaus unentbehrlich und vielfach grundlegend für seine Auffassung der Außenwelt. Wohl sprechen die Kinematographen, die Pantomimen und das Panorama dafür, daß z. B. hochgepeitschte Flut ohne Sturmessausen und Wellengetöse den Eindruck des

stürmischen Meeres vermittelt, daß stumme Liebesszenen, stummer Streit und wortlose Ueberredung möglich ist, daß die Sprache der Augen, die der Lippen überflüssig macht. Das rauchlose Pulver würde den Sehenden völlig der Möglichkeit berauben, die Richtung zu erkennen, aus der ein Schuß kam. Der Knall würde es ihm nicht vermitteln. Aber ein Gewitter ohne Donner ist nur ein Wetterleuchten. Die Warnungssignale aller Vehikel halten sich an das Gehör, da dies nach allen Richtungen hin aufnahmsfähig ist, während das Auge von der einen zur anderen Seite erst gelenkt werden muß und immer nur eine Richtung beherrscht.

So wie die Stimme eines Menschen zweifellos eine Art Physiognomie darstellt, ein Stück Seelenspiegel, so wie ein Telephongespräch ein Gefühl intimer Nähe vermittelt, das durch keinen Funkentelegraphen auch nur im entferntesten erreicht werden kann, so ist die Empfindung der engen Zugehörigkeit, der Vertrautheit mit der Umwelt beim Blinden nicht geringer.

Aber es wäre ein gründlicher Fehler, wollte man glauben, wie es schon so manchesmal geschehen ist, — daß sich die Eindrücke e i n e s Sinnes in die eines anderen gleichsam transponieren oder durch die erhöhte Gesamttätigkeit der anderen ersetzen lassen.

Man kann den Geruch einer Blume niemals etwa durch den Geschmack eines Gewürzes auch nur andeutungsweise vortäuschen. Und man kann keineswegs Musik durch das Tastgefühl als das, was wir unter Musik verstehen, genießen. Die Empfänglichkeit für Schallwellen, die bei Helen Keller und auch bei anderen Taubstummen so hoch entwickelt ist, verkörpert, vermittelt einen musikalischen Eindruck wohl bestenfalls so, wie man im Nebel eines ganz frühen Novembermorgens die Umrisse eines sehr fernen Straßenverlaufs sieht.

Wie grotesk aber artet der Aberglaube nach dieser Richtung aus, wie neigen die nüchternsten Menschen zu fantastischen Erwartungen, wenn von noch unentdeckten Kräften oder Möglichkeiten der Natur die Rede ist! Ganz ernsthaft behandelte man schon die Frage, ob ein Trompetenton nicht dem Blinden die Farbe rot versinnbildliche (vielleicht schwebte jemandem das Feuersignal vor), ob nicht weiß hoch, schwarz tief klinge, ob Cellotöne nicht braun, Violincantilenen lichtcreme und Flötenläufe violett gefärbt seien. „Im blinden

Musiker" von Korolenko werden solche Versuche geschildert, aber ohne Glauben, wogegen unbegreiflicherweise dem jungen Helden in dieser Erzählung zugetraut wird, er fühle es, wenn eine Sternschnuppe fällt. Solche wunderbare Wahrnehmungen, die ja vielleicht wirklich einmal irgendwo gemacht wurden, müssen auf, möglicherweise unbewußte Kombination verschiedener Sinneseindrücke beruhen, die den Blinden selbst durch die prompte Uebereinstimmung mit den Wahrnehmungen der Sehenden in seiner Umgebung täuschen können. Die größere Gesellschaft mit der Korolenkos blinder Knabe im Freien sitzt, wird mitten in einem allgemeinen Gespräch plötzlich einen Augenblick lang still; er fühlt, daß alle das Gesicht nach oben wenden, und die Gewißheit, mit der er als erster von der Himmelserscheinung zu sprechen beginnt, muß verblüffen und als eigene Beobachtung ausgelegt werden.

„Zuweilen ist es mir," sagt Helen Keller, über Augenblicke dieser Art, „als bestände mein ganzes leibliches Fleisch aus lauter Augen." Und an anderer Stelle: „Mit meinen drei zuverlässigen Führern: Gefühl, Geruch und Geschmack mache ich manchen Streifzug in das Grenzland der Erfahrung, das in Sicht der Stadt des Lichtes gelegen ist."

In Diderots „Lettres sur les Aveugles" wird von einem Blinden berichtet, er habe durch Berühren die Farben von Stoffen erkannt. (Es ist bezeichnend, daß im Jahrhundert der Aufklärung solche Dinge mit vollem Glauben weitergegeben und aufgezeichnet wurden.) Diderot erzählt auch von einer Blinden: Melanie de Salignac, daß sie im Gesang b r a u n e und b l o n d e Menschen unterschied. Aber es ist aus der betreffenden Stelle nicht klar ersichtlich, ob sie damit die wirkliche Haarfarbe oder einen gewissen Charakter des Stimmklangs meinte.

Mit solchen Beweisen kann natürlich die Behauptung vom Zusammenhang der Sinne nicht sehr überzeugend gestützt werden. Die Futuristen geben vor, Töne, Geräusche und Gerüche malen zu können. Die Programmusik behauptet, eine Abendlandschaft, einen Sonnenaufgang, die Eindrücke einer Wanderung durch Töne darstellen zu können. Die Kochkunst versucht seit jeher den Duft vollkommen geschmackloser Ingredienzien wie Vanille oder durch den Anblick wie bei Pistazien den Gaumen zu betören. Ganz besonders empfindet dies in ihrer Empfänglichkeit jenes schon zitierte wunderbare

Mädchen, das es, ohne die zwei anscheinend wichtigsten Sinne (Gehör und Gesicht) fertig bringt, sich mit dem ihr gebliebenen Eindrücken ein zweifellos in seiner Weise vollwertiges, vollständiges und fast möchte ich sagen, ebenbürtiges Weltbild aufzubauen. Sie hat nicht nur ihre Universitätsstudien gemacht und Bücher geschrieben. Sie ist mit Tatkraft in das Leben hinausgetreten, mit Festigkeit, Ruhe und Zielbewußtsein, wie es unter den vollsinnigen Frauen nicht allzu viele imstande sind; und fordert und behauptet ihren Anteil an der Arbeit der Gesellschaft, an der Politik sogar. (Sie ist sozialistische Stadtverordnete.) Sie schreibt in dem Bändchen: „Meine Welt“: „Die Sinne sind nicht nur unzuverlässig, sondern so mancher Sprachgebrauch zeigt uns an, daß es Leuten mit fünf Sinnen schwer wird, deren Verrichtungen auseinander zu halten. Ich vernehme, daß wir Ansichten hören, Töne sehen, Musik empfinden. Ich hatte angenommen, Takt beruhe auf feiner Wahrnehmung; es stellt sich heraus, daß er eine Sache des Geschmacks ist. Nach der reichlichen Anwendung des Wortes zu urteilen, scheint Geschmack der wichtigste von allen Sinnen zu sein.“

Bemerkenswert scheint mir, daß sie behauptet: „In meiner Bewertung der Sinne stelle ich den Geruch ein wenig tiefer als das Ohr, das Gefühl aber viel höher als das Auge.“ Und in dieser hohen Einschätzung des Gefühls bestärkt sie ein Ausspruch Lorenzo Ghibertis, der die begeisterte Beschreibung eines alten Bildhauerwerkes beschließt: „Die auserlesensten Schönheiten dieses Werkes können nicht mit dem Auge entdeckt werden, sondern nur mit der Hand, die darüber hinstreicht.“

Noch ein anderer Sehender bestätigt ihr diese Meinung und in weit ausdrücklicherer Weise. Diderot. Er sagt: „Ich fand, daß von allen Sinnen das Gesicht der oberflächliste war, das Gehör der stolzeste, der Geruch der wollüstigste, der Geschmack der abergläubigste und unbeständigste, das Gefühl der tiefste und philosophischeste.“

Wie anders klingt hiergegegn Schopenhauers, vielleicht nicht so interessante und überraschende, aber jedenfalls ernster und gründlicher durchdachte Charakteristik der Sinne, in der z. B. der Geruch so überaus richtig als Organ des Gedächtnisses, der Erinnerung bezeichnet wird. Inwieweit er der Wahrheit mit dem Range nahekommt, den er in seiner Anordnung

der Sehkraft zuweist, möchte ich nicht selbst beurteilen. Ich bin vielleicht zu parteiisch hierin. Aber einräumen muß ich, daß es zu denken gibt, wenn gerade er das Auge „das Organ des Verstandes" nennt.

Der Zusammenhang der Sinne ist wohl sehr innig und man hat sicherlich die drei sogenannten niedern (tierischen Sinne) in dem Einfluß ihrer Eindrücke auf unser Geistesleben unterschätzt, aber eine Stellvertretung eines Sinnes durch einen anderen, ist nicht möglich. Die Linie der Höherentwicklung eines Sinnes kann niemals in das Aufnahmegebiet eines anderen führen.

Binder sagt darüber in A. Mells Blindenlexikon: „Der Ausdruck „Sinnenvikariat wird mit Unrecht in der Physiologie gebraucht. Mit dem Gehör sieht man nicht, mit dem Gesicht hört man nicht. Wohl kann die Perzeptionsfähigkeit der Sinne durch Uebung sehr gesteigert werden, so daß mit der Zeit schon ein leichter Grad von Reiz hinreicht, um eben dieselben Erscheinungen hervorzurufen, zu denen früher ein bedeutend höherer Grad erforderlich war. Die Feinheit des Tastsinnes kann durch Uebung zu einem so hohen Grade gesteigert werden, daß der Blinde Dinge von kaum sichtbarer Erhabenheit zu fühlen imstande ist.

Es ist also auch nach dieser Richtung nichts mit der übernormalen Veranlagung des Viersinnigen, dem man so gern alles, alles einräumt, nur nicht das eine: daß er ein Durchschnittsmensch sein kann, der sich in seinem Verhältnis zur Welt vom Normalen nicht allzu sehr unterscheidet.



Die Psychologie des blinden Ludwig Ansaldi.

Aus dem Italienischen übersetzt von Werner-Wien.

„Der Blinde sieht im Schatten eine Welt der Klarheit; wenn das körperliche Auge erlischt entzündet sich das Auge des Geistes.“
Viktor Hugo.

Der Autor der vorliegenden Erinnerungsblätter ist im vollen Besitz seiner Sehkraft geboren, welche im ersten Lebensjahre infolge einer entzündlichen Affektion getrübt wurde.

Mit vier Jahren verlor er den Gebrauch des linken Auges und ungefähr mit sieben Jahren büßte er auch auf dem rechten das Augenlicht vollständig ein. Und nun wird die Art und Weise, mit welcher er vom Licht in die Finsternis schritt, und der Zustand, in welchem er diese traurige Veränderung durchmachte, geschildert.

Es war an einem Winternachmittag, als er bei seiner Großmutter, die den kleinen Kranken bemitleidete und liebkoste, zu klagen begann, was für ein schmerzliches und fremdes Gefühl es ihm bereite, wenn er einen Gegenstand von roter Farbe betrachte.

Seine Angehörigen hatten deswegen nicht die geringste Furcht, weil sie die Klagen des Kleinen gewohnt waren; als es Abend wurde, ging er in gewohnter Weise in ein anderes, nicht weit entferntes Haus in Gesellschaft der Brüder schlafen. Am folgenden Morgen, als er aufstand, begann er sie zu rufen und da er keine Antwort erhielt und er sie nicht in der Nähe gefunden hatte, bildete er sich ein, daß sie vor ihm aufgestanden wären und vorsichtig ging er aus dem Zimmer, um sich nach dem väterlichen Hause zu begeben.

Auf einem kurzen Fußsteig von ungefähr vierzig Metern war er gezwungen, dicht an der Mauer zu gehen, um nicht an einem Hindernisse anzustoßen. Endlich gelangte er nach Hause

und wunderte sich, daß seine Brüder behaupteten, sie wären frühmorgens aufgestanden. Alle suchten ihn zu überzeugen, daß es fast Mittag sei; aber er antwortete: „Das scheint mir nicht zu sein, denn ich habe noch nie eine so finstere Nacht gesehn." Bei diesen Worten brachen Tränen aus den Augen der Eltern, aber der Knabe sah diese Tränen nicht, so wie er auch nicht die aufgehende Sonne gesehen hatte. Einige Tage war er melancholisch wegen der Mühe, welche er hatte, um die Uebung zu erlangen, in den ihm schon bekannten Orten hin und her zu gehn; hernach nahm er seinen heiteren Ausdruck wieder an. Nun findet er sich von vollständiger Blindheit erfaßt, verursacht, wie die Aerzte zu sagen pflegen, durch eine Gesamterkrankung des Auges. Er ist unempfindlich für die Aufeinanderfolge von Tag und Nacht, gewahrt nicht im mindesten den hellsten Schein der Sonne, welche er nur durch die Wärmeeindrücke wahrnimmt, die er empfindet.

Selbst vorausgesetzt, daß der Blinde, welcher seit der Geburt unempfindlich gegen das grellste Licht geblieben ist, durch irgend ein Mittel eine entfernte Vorstellung davon hätte, was die Lichterscheinung sei, muß man doch annehmen, daß er sie nicht anders wird darstellen können, als vermittelst der von anderen sinnlichen Wahrnehmungen gewonnenen Eindrücke; somit müssen wir sagen: es kann eine analoge Idee, aber keineswegs das genaue Bild der durch die Fähigkeit des Sehens gewonnenen Empfindung sein. Es kann daher keine andere sichere Quelle der Nachforschung sein, welche die von der vollständigen Blindheit behaftete Person besitzt, wenn sie den Gebrauch des Gesichtes in einem Alter verloren hat, in welchem ihr noch die Erinnerungen verblieben sind. Sie allein kann mit der Rechtschaffenheit eines Gerichtshofes sagen, wie der Vorgang zwischen der induktiven Idee, welche der Blinde sich vom Lichte bilden kann, und der realen Tatsache der Wahrnehmung beschaffen ist.

Ich selbst habe durch das Unglück, welches mich getroffen hat, alle notwendigen Behelfe, um darauf eine genügende Antwort geben zu können; ich halte dafür, daß der für den Mangel des Gesichtes allein mögliche Ersatz die praktische Anwendung desselben bildet, da die besondere Eigenschaft des Eindruckes für einen Blindgeborenen unmöglich ist, wie Kant genau ausgeführt hat. Was über die analogen Eindrücke, welche sie vom

Gesichte haben können, gesagt werden kann, ist, daß z. B. ein Blindgeborener in Beurteilung des praktischen Lebens des Sehenden und der erhaltenen Erklärungen der Gesichtssinn dem Tastsinn beim Abschätzen in der Wahrnehmung der Distanz und des Weges verglichen werden kann.

Der Tastsinn.

Wenn ein Mensch auf gewaltsame oder plötzliche Weise, durch den plötzlichen Schein des Blitzes, durch den Schuß eines Gewehres in die erste Periode der vollständigen Blindheit tritt, befindet er sich gleichsam in dem Zustande eines gebundenen Sehenden; er ist unfähig hin und her zu gehen, sich zu orientieren, die Gestalten zu erkennen und sich der anderen Sinne so zu bedienen, wie es ein Blinder macht, der lange an diese Uebung gewöhnt ist. Macht sich endlich sein Geist von dieser Art Erwartung und Bestürzung frei, so reizen ihn die Bedürfnisse des Lebens zum Handeln an, es entsteht zuerst ein lebhafter Wunsch, die Gegenstände der Umgebung kennen zu lernen und bald streckt er, bald hier, bald dort im Hause die Arme aus, um überall die Gegenstände, welche er antrifft, zu betasten.

Wenn es ihm dort, wo er nahe steht, gelungen ist, versucht er, sich an einen anderen Ort des Hauses hin zu begeben und betastet, was ihm zu erlangen gelingt.

Bis hierher ist, wie man sieht, nichts besonderes; der Blinde macht nicht mehr und nicht weniger, als was ein Sehender im Finstern tun würde. Aber es ist zu bemerken, daß der Blinde, welcher in dieser Uebung verharrt, eine größere Fertigkeit in der Hand erlangt, so daß es ihm in fünfzehn bis zwanzig Tagen gelingt, durch die Wahrnehmung des Tastgefühls und der Muskelempfindung mit genügender Sicherheit in den von ihm häufiger benützten Orten von geringerer Ausdehnung hin und her zu gehen.

Gleichzeitig vervollständigt er sich auch in dem Vermögen die Formen, welche die Körper haben, auf sichere Weise zu erkennen und er hat bald durch die Erfahrung gelernt, daß es, um von einer Form einen Begriff zu bekommen, nicht notwendig ist, minutiös jene Teile der Oberfläche, welche sich dem Tastgefühle hauptsächlich darbieten, anzufühlen, was im Anfange

unvöllständig gelingt, wenn es ohne eine bestimmte Ordnung der Bewegung gemacht worden ist; aber es genügt, die drei Dimensionen auf dem Körper rasch zu streifen und mit dem Finger die von den Ecken bezeichneten Kontouren zu verfolgen. Um den Umfang und die Zahl der flachen Seiten eines Körpers zu erhalten, am meisten aber, wenn der Körper eine regelmäßige, geometrische oder eine derselben sehr ähnliche Form hat. Jetzt trösten wir uns schon, weil die Entwicklung dieser ersten Fertigkeiten in dem Blinden denselben zu einer weiteren Entwicklung des Tast- und Gefühlssinnes durch die Uebung begünstigt. Von den Fertigkeiten, welche sich durch das Gefühl entwickeln, würde die eine sehr wunderbar und vom größten Nutzen sein, nämlich die Farben der verschiedenen Gegenstände mit der Hand zu erkennen, eine Fähigkeit, welche viele den Blinden beizulegen geneigt gewesen sind. Eine solche Meinung, wenn sie schon nicht absolut falsch genannt werden kann (denn jeder Irrtum enthält immer etwas Wahrheit, wenigstens in den Ursachen, welche ihn hervorgebracht haben), muß doch in einem ganz besonderen Sinne und in sehr engbegrenzten Verhältnissen aufgefaßt werden. Wir nehmen zwei an der Oberfläche vollkommen glatte Glasscheiben, die eine ungefärbt, die andere gefärbt. Fragen wir jetzt einen Blinden, daß er uns die Unterschiede nennen möge, welche sich auf Form und Gewicht beziehen, so können wir sicher sein, daß er keinen finden wird. Stellen wir nun dem betreffenden dieselben Fragen, indem wir ihm zwei Marmorstücke von gleicher Farbe geben, welche aber einen verschiedenen Grad der Glätte erhalten haben, so wird der Blinde unzweifelhaft nach den Zeichen des Gefühls antworten, daß ihm die zwei Stücke von verschiedener Farbe zu sein scheinen. Daraus erhellt deutlich, daß die Gefühlseindrücke, welche er sich von der Oberfläche eines Körpers bilden kann, in keiner Weise geeignet und ausreichend sind, die Farbe zu bestimmen. Es ist wahr, daß manche Blinde, welche das Tastgefühl sehr ausgebildet haben, hauptsächlich Frauen, welche Näharbeiten machen, die Uebung annehmen, die Farben des Zwirnes und der Stoffe, die sie bearbeiten, in größerem oder geringerem Grade zu erkennen. Aber das hängt von der physischen Beschaffenheit der Körper ab, welche das Verhältnis zur Farbenerzeugung betrachtet; freilich mit gewissen äußerlichen Merkmalen, die jedem Körper eigentümlich sind, gehen die-

selben mit der Färbung desselben notwendigerweise zusammen, darum sind sie aber nicht irgend einer Klasseneinteilung des Tastens fähig, wie eine solche in ähnlicher Weise für die Sehenden die Notenzeichen sind.

Nach der Erklärung, welche man ungefähr über die Art, wie das Tasten erlangt wird, geben kann, scheint es mir, daß es durchaus nicht in einer organischen Entwicklung gesucht werden müsse, sondern in dem auf Erfahrung gegründeten Prozesse der Erziehung, welcher in dem Gefühle der Muskel seine Ursache hat, sehr oft verbunden mit dem Tastgefühl, welches ein nicht notwendiger, aber beachtenswerter Faktor ist. Ohne Zweifel ist der Grund der Härte der Epidermis eine sehr wichtige, einflußreiche Ursache der Tastempfindlichkeit, die durch die wiederholte Berührung mit dem fremden Körper sich vermehrt.

Die Blinden, welche gezwungen sind, ihre Finger im Leben zu gebrauchen, können gewiß nicht eine Tastverfeinerung dieser Art anstreben. Wenn wir aber bedenken, daß die Tastfunktionen, gemäß der Muskelbewegungen, welche sie beherrschen, einer größeren oder geringeren Vervollkommnung fähig sind, da sich der Druck der Finger auf die Gegenstände zum Teile bald vermehrt und bald vermindert, bald sie dieselben schnell streicheln, bald langsam, eher in einer Richtung als in einer anderen, so begreift man leicht, wie die Tastfähigkeit öfter der Muskelempfindung als einer anderen organischen Entwicklung der Tastwarzen sich zueignen muß. Davon kann man sehr deutliche Proben haben durch Versuche; wenn die Blinden mit plumperen Arbeiten beschäftigt sind, so bleiben sie doch immer, obgleich sie durch Verhärtung der Haut manchen Vorteil vor ihren Genossen, welche sich den Künsten und Wissenschaften widmen, verlieren, gegenüber den Sehenden unvergleichlich überlegen, weil sie weichere und feinere Finger haben. Eine sehr einfache Erfahrung, welche uns in unserer Meinung befestigt, ist die, daß wir auf einem Blatte der Spur der erhabenen, verschieden gestellten Punkte nachgehn (doch seien sie nicht weniger als vier), auch wenn sie in einer sehr großen Ausdehnung (zwei bis fünf mm.) gestellt sind, so werden wir finden, daß ein Sehender das feinste Tastgefühl anwendet, um lange Zeit und mit großer Aufmerksamkeit zu zählen, inzwischen kommt ihm der Blinde beim Zählen mit der größten Geschwindigkeit

und Genauigkeit vor. Die Tastentwicklung verbindet sich naturgemäß mit dem Muskelgefühle, welches das hauptsächlichste und unumgänglichste Element für die Tätigkeit aller anderen Sinne ist. Dieser Sinn erzielt in dem Blinden die Entwicklung des organischen Gedächtnisses, die größte Genauigkeit in einer noch so großen Schätzung der Dauer und der Länge der Bewegung sowie der Richtung derselben; der Blinde erlangt durch Verbindung der sukzessiven Eindrücke des Tastens und der Muskelanstrengung die Fähigkeit sich von irgend einem Körper oder einer Serie von Körpern eine Idee zu bilden. Hier haben wir die wahre und eigentümliche Form des wichtigen physio-psychologischen Vorganges, weil inzwischen das Auge dem Verstande eine große Menge von Begriffen gleichzeitig überträgt, der Tastsinn aber nur eine kleine Zahl derselben in demselben Augenblicke übertragen kann, und deshalb ist das Ergebnis der Tast- und Muskelwahrnehmung so gering. Die auf verschiedene Weise der Aufnahme der zwei innen entstehenden Eindrücke sind notwendigerweise von verschiedener Natur, das heißt, die sichtbaren Wahrnehmungen, auch wenn sie aus dem Zustande der vorübergehenden in den der bleibenden übergehn, behalten immer ihren synthetischen Charakter, bestimmt durch den Umfang der sichtbaren Aufnahme, da die Tastwahrnehmungen in einem gewissen Umfange als das Produkt der vielfachen Eindrücke im bleibenden Zustande betrachtet werden können und deshalb einen analytischen Charakter behalten, welchen sie auf diese Weise der Aufnahme des Tastens entziehen.

Um mich eines Beispieles zu bedienen: Sie betrachten einen Gegenstand und indem Sie die Augen schließen, suchen Sie ihn in ihrem Gedächtnisse sich vorzustellen. Sie behalten eine geistige Vorstellung seiner Form, welche mehr oder weniger richtig sein wird, je nach dem Vorstellungsvermögen; aber auf jede Weise werden Sie im gegebenen Augenblicke die ganze Masse des Körpers im großen und ganzen erkennen; ich dagegen, wenn ich mir einen Gegenstand, den ich vorher mit Hilfe des Tastens erhalten habe, ins Gedächtnis zurückrufe, kann nur einen einzelnen Teil der aufeinanderfolgenden Momente, in welchem die geistige Spannung dauert, zusammenfassen. Es wäre interessant, bei dieser Gelegenheit die Ausdehnung ziffernmäßig zu bestimmen, wie diese Bilder, vom

Beginn des Tastens angefangen, erworben werden können; um das aber zu tun, ist es notwendig, sich langen und fleißigen Beobachtungen hinzugeben, es wird auch unumgänglich nötig sein, die Hilfe von Instrumenten, wie sie in einem physiologischen Kabinette vorhanden sind, dabei in Anspruch zu nehmen.

Ich kann das sofort klar stellen wie das Resulat der individuellen Beobachtungen ist, nämlich, daß die Erinnerungen an die Tastbegriffe im Vergleiche zur Lebhaftigkeit des Eindruckes innerhalb gewisser Grenzen in Verbindung steht mit der Dauer und der Stärke der empfangenen Eindrücke, verschieden nach der Größe der erhaltenen Oberfläche und der Schnelligkeit, mit welcher die Eindrücke sich folgen.

Der Blinde, welcher geleitet von dem Worte des anderen ist, kann sich eine genügend annähernde Vorstellung von der für das Tasten unzugänglichen Sache dadurch machen, daß er die erhaltenen Proportionen nach dem Sinne und der Art, wie der andere sie ihm macht, ergänzt; z. B. wie der natürliche Abhang des Terrains zum Bette des Baches abfällt und von da plötzlich hinaufsteigt zur entgegengesetzten Seite; so wird ihm im kleinen die Idee davon, was ein Tal ist, ein Erdhügel von wenigen Metern, die Idee eines Berges. Andere weniger gewöhnlichen Begriffe kann er mit Hilfe plastischer Gegenstände, welche man ihm zum Betrachten vorlegt, erlangen; endlich besonders eine technische Einrichtung, die kompliziert ist wie eine Maschine und deren Konstruktion, und die deshalb zu mühsam ist, um sie durch Tasten zu untersuchen. Für den Blinden wird eine gute und genaue Beschreibung genügen, weil er sich davon mit erstaunlicher Klarheit gleichsam Rechenschaft gibt.

Der ausdruckvermittelnde Sinn.

Die Möglichkeiten dieses Sinnes reduzieren sich beim Blinden, kurz zusammengefaßt, auf die Erkenntnis der Materie, aus welcher die Körper zusammengesetzt sind. Eine solche Erkenntnis ist möglich gemacht durch die größere oder geringere Leistungsfähigkeit, welche sie besitzen und welche meistens bewirkt wird mit Hilfe der Lippen, wo der Geschmack und der ausdruckvermittelnde Sinn mehr bewirkt als der Tastsinn. Deshalb befindet sich der Blinde sehr selten in der Lage, die

Materie nicht zu kennen, aus welcher die Gegenstände, die er in den Händen hat, sich zusammensetzen. Dieser Sinn nimmt wohl wenig Entwicklung, im Vergleiche zu den anderen, in Anspruch, so sehr, daß er nahezu wie ein Sehender sein Urteil abgeben könnte.

Das Gehör.

Das Gehör gibt dem Blinden die Möglichkeit, die Gegenstände nach ihrer Entfernung und Bewegung wahrzunehmen, es gibt ihm die Möglichkeit, sich zurecht zu finden. Wir sehen jetzt, in welcher Weise der Schall den Wahrnehmungen der Gegenstände und ihrer Bewegungen hilft. Wir müssen deshalb die Erörterung einer sehr wichtigen Anschauung des berühmten Physiologen Spallanzani vorausschicken, um die von ihm gemachten Versuche in Bezug auf die Distanzbegriffe der Tiere, die ohne Hilfe eines Sehorganes sind, zu zeigen; er hat behauptet, daß neben den vielfachen Sinnen noch ein anderer Sinn existiert, dem die Verpflichtung zukommt, die Tasteindrücke der in der Entfernung befindlichen Körper zu geben. Wohlan, ich glaube, daß eine solche Annahme vollständig unnütz ist, die so entfernt von unserer Idee über die inneren Verrichtungen der Tastorgane ist. Spallanzani machte folgenden Versuch: er spannte Fäden in einem Zimmer an verschiedenen Punkten und ohne bestimmte Ordnung, dann gab er eine geblendete Fledermaus hinein, um ihren Flug zu beobachten, ob sie in die Fäden hineingerate; aber das Tier bewegte sich nach seinem Willen wie in der Luft, ohne irgend wie anzustoßen. Mir scheint, daß der wahre Faktor einer solchen Wahrnehmung in dem Gehörsvermögen zu suchen sei und daß das Experiment, wenn es nachher mit der geblendeten aber auch betäubten Fledermaus wiederholt worden wäre, negative Resultate ergeben hätte. Ein feiner Faden kann Gehörseindrücke machen, die so beschaffen sind, daß sie ihre Anwesenheit, sei es nach dem direkten Wege der Vibration des Fadens, zum Teil auf dem indirekten Wege der Schallreflexion signalisieren. Aber auch der blinde Mensch orientiert sich nach dem Gehör, es gelingt ihm nicht allein, die Töne mit größerer Genauigkeit als der Sehende zu bestimmen, im Vorteile der langen Uebung er-

langt er aber die Fähigkeit, sich der Reflexion der Töne zu bedienen, auch wenn sie noch so gering ist. Die direkten Tonquellen, deren sich der Blinde bedient, sind gewöhnlich: der Schritt, die Stimme und die verbreiteten (gewöhnlichen) Geräusche verschiedener Art. Wenn irgend eine dieser drei Gattungen in Tätigkeit ist, reflektieren sie Schallwellen von den Gegenständen, um sie dem Ohre in der Form von ebenso vielen Tönen mitzuteilen, welche mit dem Grundtone, wenn wir ihn so nennen wollen, gleich sind, die Stärke ausgenommen. So kommt es, daß jeder nicht weit entfernte Gegenstand für den Blinden zu einer gefälligen Tonquelle wird, durch welche er die Bedeutung, die Entfernung und die Richtung zu schätzen weiß, so wie es der Sehende von den direkten Tonquellen tun würde. In Bezug auf die Wirkung der Wahrnehmung ist es deshalb notwendig, daß die erste Tonquelle nicht zu schwach sei, um die reflektierenden Töne aufzunehmen; auch nicht zu stark, um die Reflexwirkung nicht zu zerstören. Das begreift man leicht, wenn man bedenkt, daß auch das Gehör wie die anderen Sinne eine Grenze der intensiven Wahrnehmung hat, und wenn diese Grenzen überschritten, kann man nicht mehr mit Genauigkeit die reflektierenden Töne, welche sie vom Anfange begleiten, unterscheiden, aus der Ursache der ungewohnten Störung des Gehörsinnes; denn wenn diese Störung zur Gewohnheit wird, würde sich diese Erscheinung in das Gegenteil umkehren, wie es bei Handwerkern geschieht, welche lärmende Arbeiten verrichten und denen es gelingt, inmitten des Spektakels in der Werkstätte sich durch Sprechen zu verständigen, während wir ein solches Durcheinander der Stimmen nicht begreifen. Der Begriff der Größe des Raumes, den sich der Blinde mit Hilfe der Gehörsempfindung bildet, ist, wenn er auch viel schwankender und unvollkommener als der des Tastgefühls ist, dennoch einheitlicher und grenzt in der Folge an den Begriff, den sich der Sehende vom Raume bildet. Um sich davon zu überzeugen, genügt es zu betrachten, daß die Begriffe des Tastsinnes durch eine Summe von Wahrnehmungen dargestellt sind, deren Ausdehnung ein Maximum von zwanzig oder dreißig Zentimeter nicht übersteigen kann: Der sich verbreitende Tonbegriff entsteht von einer gewissen Menge gleichzeitiger Eindrücke, welche gemeinschaftlich eine kreisförmige Ausdehnung von ungefähr mehr als zehn Meter umfassen. Ferner

kann man den Begriff der Entfernung zweier Punkte in einem Raume, wenn er erheblich groß ist, nur mit Hilfe des Tastens in zwei aufeinander folgenden Augenblicken bewirken, welche von den Muskeleindrücken mit größerer oder geringerer Dauer getrennt sind, im Gehör dagegen vereint man in demselben Augenblicke wie beim Sehen die von den reflektierenden Körpern kommenden Eindrücke. Wenn wir also die Differenz der Partikularelemente, des Lichtes und des Schalles nehmen, können wir eine genaue Parallele zwischen dem Gesicht und dem Gehör feststellen.

Die modifizierenden Ursachen der Schallwahrnehmungen auf Distanz sind jene selbst, weil sie die Stärke der Schallreflexion modifizieren, d. h. die Energie der Hauptschallquelle, den Umfang, die Form und die physischen Eigentümlichkeiten des Reflexionsmittels. Ich beobachte an der variablen Intensität der Hauptschallquelle, wie sie durch Erweiterung die scheinbare Annäherung des Ton- oder Reflexkörpers und durch Verminderung die Entfernung hervorbringt. Die Schätzung des Umfanges der Fläche der Reflexion verbindet sich wieder zum mit der Stärke des Schalles, zum Teile mit der Schätzung der Affekte des Zuhörers. Ich beobachte an der Intensität im allgemeinen, wenn man diese auf Erfahrung gegründete Regel formulieren kann: daß innerhalb gewisser Grenzen, bei beständig gleicher Intensität der Haupttonquelle und bei der fixen Distanz des Zuhörers vom Reflexkörper, die Wahrnehmung davon innerhalb gewisser Grenzen progressiv mit der Vergrößerung der Fläche zunimmt und die Folge davon, daß das Reflexionsmittel auf eine um so größere Distanz wahrnehmbar wird, je größer der Umfang seiner Fläche ist. Vorausgesetzt, daß eine Reflexionstonfläche dem Hörer einen Schall von fixer Intensität übermittelt, daß die Kraft der Hauptquelle dauernd bleibt, wenn der Zuhörer selbst sich parallel zur Fläche bewegt, kann man schließen auf die Größe, um sich Rechenschaft zu geben von der eigenen Bewegung und von dem Augenblicke, in welchem die Reflexionsstärke sich zu vermindern beginnt, von dem Momente, der korrespondiert mit dem Punkte, wo die Fläche die Grenze zieht. Die Form der tönenden und den Schall zurückwerfenden Körper hat gewiß einen unleugbaren Einfluß auf die Stärke der hervorgebrachten und weiterklingenden Töne, aber die von ihnen abstammenden Verschiedenheiten

sind so schwer wahrnehmbar, daß man sie leicht übersieht; so daß wir rücksichtlich des Klanges als eine Ebene jede Oberfläche betrachten können, die nicht wenigstens zwanzig Zentimeter Abweichung von der Wagerechten zeigt; und zwar selbst dann, wenn der Hörende sich auf noch so geringe Entfernung von ihr befindet. Diese Zahl hat deshalb keinen absoluten Wert, weil sie immer bedingt ist von vielen Faktoren, vorzüglich von jenen des Umfanges der Ungleichheit der Fläche. Das, was gegeben ist, auf unbestimmte Weise davon zu erkennen, ist die enorme Differenz zwischen der wirklichen Annäherung der Ton- und Gesichtswahrnehmungen.

Nachdem dieses gesagt wurde, glaube ich, daß es vollkommen unnütz sein würde, die unschätzbaren physischen Eigentümlichkeiten der Körper, welche den Ton modifizieren, sowie die Elastizität und die Zähigkeit, die Rauheit und die Glätte zu erklären; nur eine netzartige Fläche kann bemerkenswerte Differenzen hervorbringen.

Ein letztes, wichtiges Mittel, dessen sich der Blinde bedient, um den Umfang oder die teilweise Form des Umfanges zu entnehmen, ist die Resonnanzerscheinung. Wenn in einem Zimmer ein musikalischer Ton oder irgend ein Geräusch hervorgebracht wird, wie z. B. der Schritt eines Menschen, so wird durch den Effekt der Resonnanz der erste Ton zuerst in der Stärke modifiziert sein aus der Ursache der Geräumigkeit der Umgebung, dann in der Tonart aus der Ursache der Geräumigkeit selbst und der besonderen Form des Ortes, welche geeignet ist, bald den einen, bald den anderen der mitbegleitenden Töne zu verstärken, damit sie zusammenfließen, um den Grundton zu bilden. Diese Art der Gehörseindrücke unterstützt und erleichtert wunderbar das praktische Leben des Blinden, weil er durch die Verbindung der Partikularresonnanz irgend einer Umgebung mit der Kenntnis, welche er mit Hilfe des Tast- und Muskelsinnes davon hat, mit größter Genauigkeit die verschiedenen Zimmer des Hauses an ihren verschiedenen Resonnanzen erkennt.

Dadurch, daß er die verschiedene Klangfarbe der Stimme beobachtet, verdient die wunderbare Uebereinstimmung bemerkt zu werden, welche er gewöhnlich mit der physischen Uebereinstimmung der Person hat, was dem Blinden bei einiger Uebung möglich macht, mit vieler Genauigkeit die größere

oder geringere harmonische Uebereinstimmung der Teile ihres Körpers zu erkennen.

Ich habe mit Freunden häufig Versuche auf die Existenz eines solchen Verhältnisses gemacht, ich habe dargetan, daß mein Urteil über die Schönheit einer Person von mir verkannt, plötzlich durch die Stimme erkannt wurde, und daß ich, mit der Meinung der Sehenden verglichen, mich sehr selten im Gegensatze mit denselben gefunden habe. Die Leser müssen darum nicht glauben, daß es möglich sei, mit Hilfe der Klangfarbe gewisse bestimmte Formen des Körpers zu unterscheiden, um so weniger die Farbe des Haares und des Gesichtes, es handelt sich nur um eine vage Idee der Schönheit oder der Vollkommenheit, welche sich durch das Gefühl der Liebenswürdigkeit oder des Widerwillens, das vom Schalle der Stimme herrührt, manifestiert.

Jeder wird mit mir beobachten, daß es die häufigsten Fälle sind, daß Personen, welche eine sehr angenehme Stimme haben, nicht hübsch sind, und daß im Gegenteil andere Personen, welchen es nicht an Schönheit fehlt, eine häßliche Stimme besitzen. Ich antworte, daß das wahr ist, aber daß diese Relationen zwischen der Stimme und den physischen Eigenschaften einer Person nicht schon abhängig sind, von diesen Faktoren der Stimm-Modulation, von dem Inbegriff derjenigen Faktoren, welche aus der Annehmlichkeit oder Unannehmlichkeit der Stimme resultieren, sondern erst von gewissen, speziellen charakteristischen Eigenschaften, welche allein eine scharfe und fleißige Beobachtung zu entdecken vermag.

Wenn wir uns bildlich vorstellen, daß wir die Achse der Verbindung der Ohren in der Mitte horizontal schneiden und wir den Tonraum in zwei Regionen, einer rechten und linken teilen, werden wir auch eine Tonquelle in eine der Regionen gelegt haben; in der rechten z. B. wird sie vom rechten Ohre mit größerer Stärke als vom linken empfangen worden sein, so daß die Tatsache, zwei Ohren zu besitzen, welche uns erlauben, den Schall selbst mit zwei verschiedenen, veränderlichen Intensitäten in umgekehrter und in Wechselbeziehung stehender Weise zu hören mit dem Variieren der reziproken Stellung der Tonquelle und des Hörens ein hervorragendes Mittel bildet, die Position einer Tonquelle im Raume zu beurteilen. Aber wir dürfen nicht glauben, daß

das, weil es die gewöhnlichere, auch die einzige Art ist, die Richtung der Töne zu erhalten, denn wenn es so wäre, könnte ein Mensch mit einem Ohre allein in keiner Weise eine solche Richtung wahrnehmen. Vielmals habe ich die sehr einfache Probe ausgeführt, mir zuerst die beiden Ohren zu schließen, und eine Wendung um mich selbst gemacht und eines davon aufzuschließen, um zu versuchen, mir die Art der Richtung eines Schalles wiederzugeben, und indem ich unbeweglich blieb, habe ich in Wirklichkeit gesehen, daß es mir nicht gelang, auch nur annäherungsweise die Tonfolge anzugeben; daß demnach, wenn ich eine Wendung um mich selbst in dieser Weise vollzog, der Schall mich succesive mit verschiedener Intensität erreichte, und ich die Richtung des Tones angeben konnte, indem ich die Muskelaffekte mit dem Momente der größten und kleinsten Intensität in Verbindung stellte.

Man kann entgegnen, daß ein Individuum, welches ein Ohr allein hat, nicht immer das Erfordernis der Muskelwahrnehmung hat, und die Richtung der Töne überdies von der Intensität und auch von der Klangfarbe zu erkennen, die aus der Ursache der komplizierten Struktur des zeltförmigen Ohrbaues andere Modifikationen verleidet, gemäß welcher die Tonwelle den zeltförmigen Bau selbst in einem oder dem anderen Punkte direkter trifft.

Die direkte Wahrnehmung der Töne hat für den Sehenden nur eine sekundäre Wichtigkeit, für den Blinden dagegen einen unberechenbaren Nutzen. Sie unterstützt ihn, um die symetrischen Positionen der Körper auf Distanz und ihre Bewegungen im Umkreise oder umgekehrt jene der eigenen Personen in Bezug auf die herumbefindlichen Gegenstände zu erkennen.

Der Geschmack.

Der Geschmacksinn ist jener, welcher geringere Veränderungen aus Ursache der Blindheit erleidet, und die Befriedigung ist die beständige Uebung, welche man auch unter normalen Bedingungen macht.

Der Geruchsinn.

Der Geruchsinn ist abhängig in der Blindheit von recht bemerefnswerten Modifikationen, weil mit Hilfe desselben der

Blinde leicht von der Anwesenheit einzelner Gegenstände und wollte Gott auch von der Anwesenheit von Personen Schlüsse zieht. Dieser Sinn ist ein Hauptmittel des Ersatzes bei tauben Blinden.

Die Ursachen der Entwickelung der Sinne.

Die Art und Weise, womit die Uebung durchgeführt wird, ist sehr einfach und ganz und gar auf Erfahrung gegründet, wie man an dem Beispiele, welches wir geben werden, erkennen kann. Ein Blinder, welcher seit kurzer Zeit in die unglückliche Periode seines Zustandes eingetreten ist, ganz eingeschlossen in tiefe Finsternis, und bereit, im Geiste jedes, wenn auch das kleinste Mittel der Verständigung mit der Außenwelt zu sammeln, beobachtet recht schnell, daß der Schall der Stimme oder des Schrittes selten übereinstimmt mit der Intensität der Muskelanstrengung, welche er hervorgebracht hat, und er ist der äußeren Natur unterworfen, welche er nicht zu erklären weiß, so daß bei dem mit der Muskelstärke selbst hervorgebrachten Geräusch die Intensität in den mannigfaltigen Fällen verschieden ist. Denn durch Forschen nach der Veranlassung der Erscheinung nimmt er mit Hilfe des Tast- und Muskelsinnes wahr, daß die größte Intensität des Schalles korrespondiert mit der Anwesenheit eines benachbarten Gegenstandes und die kleinste mit dem freien Zwischenraume, und durch mehrfache Wiederholung von Experimenten kann er einen Vergleich zwischen der Lage der Körper und der Schallmodalitäten feststellen.

Dieser langsame Prozeß der Ideenverbindung ist jener, der durch Uebung des Gehörsinnes sich bildet.

Der Sinn beim Sehenden erhält keine solche Entwicklung wie beim Blinden, weil ihm der hohe Grad der Aufmerksamkeit fehlt; die Mitwirkung derselben ist unerläßlich, um eine gewissenhafte und ersprießliche Uebung dieses Sinnes zu erhalten. Er hat eine genügende Wahrnehmung der Gegenstände und ihrer Lage mit Hilfe des Gesichtes, so daß er nicht gezwungen ist, durch die oft begrenzten und unvollkommenen Gehörswahrnehmungen unterstützt zu werden; deswegen gewöhnt sich sein Geist, die Schallreflexe zu vernachlässigen und sie wie ein verwirrendes Element zurückzudrängen. Deshalb nur behalten

wir die Vollkommenheit der Sinne, weil die auf dem Wege der Erfahrung gesammelten Resultate uns von dem geringen Einfluß überzeugt haben, welchen man der anatomischen Entwickelung der Sinnesorgane beimessen kann. Und um die gegenteiligen Meinungen zu widerlegen, genügt die Beobachtung, wie die einfachen Eindrücke des Schalles, des Tastens und der Muskeln relevant sind mit den gleichen wirklichen Annäherungen beim Blinden und beim Sehenden. In der Tat hat Grazzi in seiner auf Erfahrung gegründeten Studie über das Gehörvermögen der Blinden, welche bei den Zöglingen des Königlichen Institutes „Victor Emanuel" in Florenz gemacht wurde, ausgeführt, daß in ihnen ein ganz anderes Gehör ist, welches ihnen nicht die Fähigkeit nimmt, sich des Gehöres mit größerem Nutzen als der Sehende zu bedienen. Auch in Bezug auf die Taubstummen, deren Sehschärfe im allgemeinen größer ist als jene des normalen Menschen, lassen Ferreri und andere kompetente Forscher eine physiologische Entwickelung des Sehens nicht zu, aber sie halten es einzig nur für ein Vorurteil. „Die scheinbare Entwicklung der Sinne im Falle des Abganges (Fehlens) irgend eines derselben hängt nicht von der physiologischen Veränderung der Sinnesorgane ab, sondern von der wechselnden Anwendung der Aufmerksamkeit und der darauf folgenden Gedächtnisverbindung der Hör- und Tastwahrnehmungen mit den Erzeugungsursachen."

Der im erwachsenen Alter Erblindete kann sich in der ersten Zeit seines nunmehrigen Lebens Lichtvorstellungen machen, und zwar geschieht es mit wunderbarer Lebhaftigkeit zum Teile in den Träumen; aber nach einiger Zeit schwächt sich die Lichterinnerung dergestalt, daß selbst im Traume dieser Trost für ihn verloren geht, und die versuchte Rückberufung wird zur vergeblichen Geistesanstrengung. Schließlich kommt man zu der Beobachtung, daß die Begriffe der Farben für den Blinden untrennbar waren von dem Begriffe der Gegenstände, in deren Verbindung sie wahrgenommen worden sind und deshalb für andere fremde Gestalten ungeeignet sind.

Ich habe von mir selbst angeben können, daß die verblichene Erinnerung an die Lichtvorstellungen sich immer mehr schwächt, daß sich diese allmählich von dem Tage, an welchem ich das Gesicht verloren habe, entfernen, und daß die Farben der Gegenstände von mir gewaltsam zurückgerufen, im großen

und ganzen zu einer lokalen Begrenzung vereinigt werden, die Sonne und das Tageslicht ausgenommen.

Ich erinnere mich z. B., das sanfte Licht des Mondes auf dem Platze vor meinem Hause gesehen zu haben; den Kontrast des Schwarzen und Weißen, der Schrift auf einer an einem benachbarten Hause befestigten Gemeindeankündigung beobachtet zu haben; die weiße Farbe der Leinewand auf einem Zaune gesehen zu haben; die Farbe der Rose und vieler anderer Blumen und Früchte; alle zusammen oder nahezu alle Lichtbegriffe sind verbunden mit der Erinnerung an einen Ort oder an einen Gegenstand.

Es ist leicht zu begreifen, wie bei dem Blinden im Geiste die Rückkehr der Erscheinungen und der Ideen selbst mit viel größerer Häufigkeit als beim Sehenden notwendigerweise kommen muß und zwar aus zwei Ursachen: die eine, weil sein Geist infolge der durch den Mangel des Gesichtes auf dem Felde der Wahrnehmungen verursachten Begrenzung weniger von Vorstellungen bedingt ist, so kann er bei den Vorstellungen selbst sich verweilen auf die Weise, daß z. B. jemand, der bemüssigt ist, in einem relativ begrenzten Raume herumzugehen, mehrere Male an demselben Orte wieder vorbei kommen muß und in kurzer Zeit eine genügende Kenntnis davon erlangt; die andere Ursache, weil die Mitwirkung des Gedächtnisses absolut unentbehrlich ist in dem Vorgange des Ausgleiches des Gesichtes durch das Gehör und speziell durch das Tasten.

Wir haben in der Tat gesehen, daß die Sehwahrnehmungen einen hervorragenden synthetischen und umfassenden Charakter haben, so daß man mittelst eines bestimmten Merkmales die unter sich harmonierenden, mehr sinnlich wahrnehmbaren Zeichen gleichzeitig zum Verständnis beitragen kann: die Umrisse einer Person, oder die Formen von Pflanzen oder den großartigen Anblick des von einer unzähligen Menge von Sternen funkelnden Himmels; der Gesichtssinn ist ein Sinn von mehr strengerem analytischen Charakter und gleich wie die Eindrücke von diesen übertragen worden sind, bedächtig, einer hinter dem anderen, mit der geringsten Ausdehnung (daher sind auf solche Weise nicht viele davon notwendig, wohl geordnet in succesiver Ordnung, weil wir eine genügende Kenntnis der fremden Gegenstände erwerben können), so ist

evident, daß er das beständige Bedürfnis nach der Tätigkeit des Gedächtnisses hat, um die unveränderte Erinnerung der Reihenfolge der Eindrücke zu bewahren. Auch das Gehör fordert die Uebung der Erinnerung in der Erscheinung der Ausgleichung, aber in einem Grade, der ohne Vergleich geringer als jener des Taktgefühls ist.

Die Lebhaftigkeit der Vorstellungen, welche sich den sinnlichen Eindrücken mitteilen, ist beim Blinden großartig begünstigt von der Intensität der zur Gewohnheit gewordenen Aufmerksamkeit, welche naturgemäß auch die gute und logische Anordnung der Erscheinungen in der Gedächtnisreihe unterstützt, die auf solche Weise eine größere Ausdehnung und Genauigkeit verbindet. Es sind mehr als drei Jahrhunderte, daß Ortensio Landi in seinem Buche „von den Paradoxen“ sagte: „Ich sehe den Blinden immer mit einem größeren Gedächtnisse ausgestattet, um nicht, wie beim Augenlichte, in verschiedener Art und Weise irregeleitet zu sein.“

Um es in einem Beispiele zu zeigen: wir machen mündlich einem Blinden die Beschreibung irgend einer Figur und um einen spezifischen Fall zu nehmen, wir machen die Beschreibung eines geometrischen Lehrsatzes, welcher eine lange Konstruktion und eine komplizierte Verwicklung von Linien zur Lösung der Aufgaben enthält; wir können konstatieren, daß sich der Blinde ein vollständig klares geistiges Bild von dem, was wir ihm haben darlegen wollen, bilden kann, was bei einem normalen Menschen nur in bestimmten Proportionen geschehen kann.

Das kommt evident von der Lebhaftigkeit der Tastwahrnehmungen, welche hervorgerufen und geordnet werden durch die mit Worten gemachte Beschreibung, man könnte sie gewissermaßen eine Versinnlichungserscheinung nennen. An diesen Umstand erinnere ich mich, als ich Planimetrie studierte; Ich erhielt eine so klare Idee der Figuren, welche ich mit Hilfe der punktierten Linien durch Tasten verstehen lernte, daß es mir leicht gelang, die Konstruktion und Beschreibung aller dieser auch der kompliziertesten Figuren zu wiederholen, indem ich mir eine bestimmte wissenschaftliche Anordnung machte, und ehe ich die Lehrsätze verbreitete, habe ich sie ohne Hilfe der Tastfiguren begriffen.

Der Blinde kann nicht pünktlich die passiv erhaltenen Muskeleindrücke hemmen, denn inzwischen gelangt er mit Leich-

tigkeit zum Nachahmen und zum Erinnern an die direkten mit dem aktiven Tasten erhaltenen Positionen. Ich habe Gelegenheit gehabt, von der Wahrheit des Gesagten genügende Erfahrung zu machen an einem Tage, an welchem ich mich hier in Florenz zugleich mit einem Taubstummen befand. Er konnte nicht sprechen (wundern Sie sich nicht über den Ausdruck, weil heutzutage wenig Taubstumme sind, welchen man das beibringen konnte): nichts destoweniger hatte er den lebhaften Wunsch, mit mir zu reden, um mich über alle Empfindungen der Blinden zu befragen, sowie ich andererseits den Wunsch hatte, die Natur der Gefühle bei den Tauben kennen zu lernen. Sodann gab ich ihm mit Hilfe seiner Mutter zu verstehen, daß die Sache möglich sein würde, wenn er mir das Alphabet der Taubstummen mitteilen werde; und er fing an, mir die Finger auf die Weise zu ordnen, um die ersten fünf oder sechs Buchstaben zu zeigen, aber, um die Wahrheit zu sagen, ich begriff davon weniges gut, und als es mir auch zu begreifen gelungen war, vergaß ich mich, indem ich das eine mit dem anderen verwechselte.

Ich dachte daher zum Systeme in umgekehrter Weise Zuflucht zu nehmen, seine Hände zu berühren, indessen er die fünfundzwanzig Buchstaben nach der Reihe ausführte und dann selbst zu versuchen, ihn nachzuahmen. Die Probe gelang zur Verwunderung. Nachdem er zweimal das Alphabet wiederholt hatte, war ich imstande, jeden Buchstaben vollkommen nachzuahmen und so konnte man sich in eine sehr lebhafte und genügend rasche Konversation einlassen, weil, indem ich mit der Linken eine Hand von ihm hielt, um die Zeichen, die er machte, zu fühlen, indem ich mit der Rechten antwortete.

Um sich zu sammeln, ist dem normalen Menschen die Ausscheidung der Sinnesreize sehr notwendig, da es nicht nötig ist, zu beweisen, wie sehr der organische Mangel des Gesichtes für eine tiefgehende Reflexion geeignet macht, der als Ersatz die Lebhaftigkeit der Vorstellungen verdoppelt, weil er die Zahl der erhaltenen Gegenstände aufs äußerste beschränkt.

Die innere Attraktion, welche, man kann sagen, bei den Blinden zur habituellen wird, bringt also als hervorragenden Effekt dem Geiste eine Stärkung der gegenwärtigen Erscheinungen und macht sie daher fähig, in sich nicht allein eine tiefe Spur in dem Gedächtnisse zu hinterlassen, sondern auch die

Empfindungen, welche sie in Beziehung mit demselben entfalten, intensiver zu gestalten. Daher kommt es deutlich, daß die Empfindungen selbst beim Blinden viel lebhafter und beharrlicher sind als beim normalen Menschen und daher um so leichter und zäher die Eindrücke. Deswegen ist die Ansicht derjenigen irrig, die mit überlegener Flüchtigkeit der Meinung urteilen, daß der Blinde für starke Empfindungen ungeeignet sei, allein deswegen, weil sie in demselben den lebhaften Ausdruck des Gesichtes und der Handlungen nicht antreffen; und vor allem beobachten sie nicht, daß der Mangel des Gesichtssinnes die Intensität und die Dauer der seelischen Affektion vermehrt, die Quantität deshalb reduziert, weil er die Zahl der zufälligen Anregungsursachen begrenzt, und daß andererseits die äußere Kundgebung der inneren Bewegungen, welche nach dem Ansehen durch die Gebärde gegeben ist, beim Blinden mangelhaft und unvollkommen wird.

Die Folge der Konzentrierung sind ferner die Klarheit der Ideen, der Scharfsinn im Enthüllen ihrer Rapporte und die daraus folgende Sicherheit in der Anwendung, was bei der Knappheit der Mittel, sie zu erlangen, den reichsten Ersatz bildet.

Eine Tatsache, welche die traurige Lage der Blinden begleitet ist der Mangel der Neugierde oder wenigstens ein unergründliches Erschlaffen dieses mächtigen Anreizes des menschlichen Charakters, welcher der Hauptfaktor der Entwicklung des intellektuellen Lebens ist. Diese totale Erschlaffung erlaubt es dem der sozialen Erziehung beraubten Blindgeborenen nicht, jene knappen Möglichkeiten, die ihm von den übriggebliebenen Sinnen geboten sind, zu benützen. Die Zahl und die unbegrenzte Verschiedenheit der Sinnesreize des Sehenden berauben den Geist der Aneiferung, um die verschiedenen Eindrücke unter sich gegenüber zu stellen und sie hernach nach den psychologischen Gesetzen der Identität und der Differenz, der Gleichheit und des Gegensatzes, der Steigerung usw. zu ordnen. Zur Bekräftigung dieser Behauptung erinnern wir an den Fall der taubstummen, blinden Laura Bridgmann, bei welcher die intellektuellen Fähigkeiten durch den äußersten Mangel der natürlichen Erziehung so abgeschwächt waren, daß Dr. Howe Tag für Tag sich abmühen mußte, bis es ihm gelang, ihr die einfache Idee, die man ihr beibringen wollte, mit Hilfe des Tastens zu

wecken; aber der Wunsch zu erkennen, in ihr kaum entstanden, wird sehr mächtig.

Um die Unzulänglichkeit der natürlichen Erziehung der Blindgeborenen durch Experimente zu beweisen, zitiere ich einen Fall, welchen ich zu beobachten Gelegenheit gehabt habe an einem Mitschüler, während meines Aufenthaltes im Blinden-institute zu Genua. Salvator Mereta, seit seiner Geburt blind, der einen Zwillingsbruder in demselben Zustande hatte, war, ungefähr elf Jahre alt, aufgenommen worden. Er war ganz und gar der Muskelkraft beraubt, so daß er ein Gewicht von einem Kilogramm nicht nur eine Minute mit den Händen hätte aufrecht gehalten. Es gelang ihm nicht, mit den Fingern Gegenstände zu erfassen, und auch, nachdem er sie genommen hatte, war er nicht imstande, sie zu halten und nicht so sehr wegen des Mangels der notwendigen psychologischen Energie, sondern vielmehr durch die Trägheit des Willens, wie es einem vom Schlafe Uebermannten geschieht, daß er das, was er in der Hand hält, fallen läßt, weil es doch der Wille ist, um es sozusagen, der gleichsam verändert, obwohl das Bewußt-sein in ihm noch wach ist. Er hatte eine kraftlose und hinfällige Haltung, und um sich zu bewegen, war er gezwungen, immer beide Arme an die Mauer zu halten, weil der Mangel an Uebung ihm nicht erlaubte, sich den Gehörseindrücken anzu-vertrauen, welche ihm mit ihrer Bedeutung entzogen blieben, auch nicht in ihrer Verbindung mit jenen des Tastens. Er kannte den Gebrauch keines Gegenstandes und nicht einmal jenen des Ruheplatzes, wir können sagen, sogar nicht jenen der Zähne selbst, da er die Speisen nicht kauen konnte, welche er, so wie sie ihm zum Munde gebracht wurden, verschlang. Die ganze Kundgebung seines äußeren Lebens bestand in einer rotierenden Bewegung um sich selbst, welche er fast beständig machte. Dieser unglückliche Zustand war eine Folge der ab-soluten Nachlässigkeit, in welcher er von den Eltern gelassen wurde. Wenn aber der Blinde von den ersten Jahren an der Gegenstand der beständigen Aufmerksamkeit seitens der Eltern und der Brüder ist, nicht so sehr für das materielle, sondern vielmehr für das geistige Leben, wenn die Gaben seines Kör-pers gleichmäßig zwischen Kinderspielen, Spaziergängen, leichten Beschäftigungen und dergl. gepflegt sind, wenn sein Geist ein ersprießliches Vergnügen finden kann und Nützliches in der Kon-

versation mit den Eltern und Freunden, dann zaudert er nicht, die intellektuellen Höhe der Familie zu erreichen und bisweilen gelingt es auch, sie zu übertreffen.

Die Gehörseindrücke bekommen beim Blinden einen ästhetischen Wert von höherer Erhabenheit als ihn gemeiniglich die Sehenden haben, so sehr, daß er nicht nur an den Schönheiten, welche aus der musikalischen Harmonie und dem poetischen Versbau entstehen, Gefallen findet, sondern eine sehr reiche Quelle angenehmer Gemütsbewegungen auch in den geringfügigeren Geräuschen und mehr noch in dem verschiedenen Klange der Toninstrumente und der menschlichen Stimme entdeckt; ich z. B. beurteile die Schönheit eines Saales ganz allein nach dem Eindrucke, den ich durch die Wirkung der Resonnanz der Umgebung erhalte, versucht durch Auftreten mit dem Fuße oder durch den Ton einer Stimme an verschiedenen Punkten eines Zimmers und so kommt es, daß das eine Zimmer mich mehr zum Studium, das andere zur Erholung einladet, genau so, wie es beim Sehenden auf Grund der Lichtperspektive geschieht. Das Tiktak einer Uhr erzeugt bei mir eine psychologische Befriedigung, gleich jener, welche die Sehenden beim Glanze eines Lichtes erhalten, und die von der bestimmten Illusion, sich nicht allein zu befinden, herrührt. Das liebliche Gemurmel der Bächlein, welche vom steinigen Abhange des Hügels meines Geburtsortes herunterfließen, schmeichelt mir ja köstlich ins Ohr, daß ich oft lange Zeit innehalte, um es zu hören, gleichsam als wollte ich diese geheimnisvolle und erhabene Sprache erlernen; selbst das Rauschen des Regens erweckt in mir ein undefinierbares Gefühl der Freude und der Lebhaftigkeit, welches mit der für den Sehenden melancholischen Feuchtigkeit, die durch den Anblick des trüben und bewölkten Himmels hervorgerufen, einen seltsamen Kontrast bildet.

Die menschliche Stimme erregt im Blinden ästhetische Gefühle ähnlich jenen, welche die anderen beim Anblicke von Personen erhalten. In dem verschiedenen Eindrucke der Töne durch die menschliche Stimme wird er mit größerer Schärfe als der Sehende die innerliche Schönheit einer guten und ungetrübten Seele gewahr, derart, daß es sehr schwer ist, einem intelligenten Blinden die wahre Natur der eigenen Empfindung zu verdecken.

Die Tastgefühle haben auch eine sehr große Wichtigkeit in der ästhetischen Abschätzung des Körpers. Die Charakter der Schönheit sind das Geglättete, das Zarte, das Weiche, während das Rauhe und das Starre ein unangenehmes Gefühl hervorrufen. Was die Abschätzung der Formen betrifft, die hauptsächlich dem Beschauer einen hohen Grad des Vergnügens gewährt, findet der Blinde viel Vergnügen an den gradlinigen und runden Figuren, hinreichendes an den einfachen und regelmäßigen, weniges dagegen an den gezackten Konturen. Die ebene Gestaltung vom Blinden durch das Tasten wahrgenommen, befriedigt nicht viel seinen ästhetischen Sinn, noch weniger befriedigen ihn die Basreliefs, während Skulptur und Plastik ihm einen vollkommenen Eindruck des Schönen bieten. Ich betrachte nach der Lage der Teile eines Körpers im allgemeinen und nach der gleichzeitigen Stellung mehrerer Gegenstände, wie sie der Blinde nur in der Reihenfolge der aufeinanderfolgenden Momente sammeln kann und wie er genötigt ist, sich des, dem Muskelsinne angepaßten Gedächtnisses zu bedienen, um sie in ihrer wirklichen räumlichen Angrenzung geordnet zu betrachten; daher kommt es, daß in ihm das kritische Moment schwächer wird, weil es allmählich die Zahl der sinnlichen Empfindungen, die das Gedächtnis zur Verbindung anstrengen muß, steigert.

Der Blinde ist für praktische Bedürfnisse geeignet, um mit größerer Schärfe als der Sehende, die Geruchsunterschiede zu bemerken, welche deshalb bei ihm einen viel größeren Grad der Annehmlichkeit oder des Widerwillens erlangen. Außerdem, wie für den Blinden der Welt die Eindrücke auf Distanz sich auf die Wahrnehmungen des Schalles, des Geruches oder der Wärme allein beschränkt, ist es natürlich, daß für ihn ein sehr angenehmer Wohlgeruch die Wirkung hat, wie für den Sehenden ein Kunstfeuerwerk haben würde. Die Erklärung, welche man nach meiner Meinung dafür geben muß, um beim Blinden die ästhetischen Empfindungen mit Bezug auf die früher untersuchten drei Sinne zu stärken, ist der Natur nach ganz und gar psychologisch und identifiziert sich mit jenen schon für die Aufmerksamkeit gegebenen.

Die Blindgeborenen können die bezaubernden Naturerscheinungen nie begreifen und daher um so weniger sie genießen, weil sie sich dem Menschen einzig und allein mit Hilfe des Gesichtes offenbaren, wie es das freudige Schauspiel der auf-

gehenden Sonne oder das schwermütige des Sonnenunterganges oder das majestätische Funkeln des Himmels in einer sternhellen Nacht sein würde. Wenn Sie einem Blinden den Gegenstand (das Sujet) eines Bildes mit skrupulöser Genauigkeit erklärt haben, werden Sie, wenn er intelligent ist, gewiß sein können, daß er es vollkommen verstanden hat und Sie können leicht einen Versuch davon wagen, indem er die Beschreibung davon in einer Ordnung, die aber ganz verschieden von jener ist, die Sie ihm gemacht haben, wiederholt; aber sein Geist bleibt bei der Schönheit des Gegenstandes kalt, weil ihm die gleichzeitige Darstellung der einzelnen Teile entgeht oder auch, was man gewöhnlich sagt, der Eindruck des Auges fehlt. Jetzt vergleiche ich den Mangel der ästhetischen Empfindungen mit dieser großen Kategorie der Erkenntnisse; er erzeugt im Blinden einen korrespondierenden Defekt der Einbildungskraft, welcher schon im Jahre 1883 von Kraus in seinem in den Schriften des „Valentin Haüy" eingeschaltenen Artikels beschrieben worden ist.

Der Blindgeborene oder im zarten Lebensalter Erblindete hat von der Natur eine große physische und moralische Energie geerbt, welche uns zeigt 1. eine ausgeprägte Tendenz zum zurückgezogenen Leben (zur sitzenden Lebensweise); 2. habituelle Effekte des eigentümlichen Charakters der Person; 3. eine übermäßige Unregelmäßigkeit in der Haltung; 4. eine Unvollkommenheit in der Geste und schließlich eine organische Unfähigkeit um Wissenschaften und Künste mit den den Sehenden eigentümlichen Mitteln zu verstehen, ausgenommen die Ausdrucksweise im Sprechen. Der Widerwille zur Bewegung, welchem man bei den Blindgeborenen begegnet, scheint mir sehr erklärlich durch die Tatsache, daß der Blinde von dem Anblicke der dem Körper nahen und entfernten Gegenstände nicht berührt wird, er fühlt nicht den Wunsch, sich ihnen zu nähern, noch auch sich von einem Orte zum anderen zu begeben, um dort Neues gewahr zu werden. Es ist wahr, es bleibt ihm das Gehör, durch das er nach einer gewissen Zeit lernt, die Anwesenheit der in kurzer Entfernung befindlichen Körper sich zu merken, aber der Tastsinn, welcher das beständige Organ ist, um Kenntnis von den Formen zu erhalten, ist bei einer solchen Tätigkeit so langsam, daß der Blinde einen sehr langen

und langsamen Weg nötig hat, um das eigene Haus und die Umgebungen desselben zu erforschen. Gelingt ihm ferner das Gehen ordnungsmäßig, so ist es doch mühsam und widrig durch die beständige Furcht, es schlecht zu machen oder durch den Zwang der Aufmerksamkeit, der ihm notwendig ist, um auch auf die kleineren Benachrichtigungen durch den Fuß oder das Ohr zu achten. Von dieser begrenzten Bewegung des Körpers kommt naturgemäß eine bedeutende Muskelschwäche, die nicht im mindesten die beklagenswerten Folgen in den Aeußerungen der inneren Fähigkeit begünstigen kann. Um die großen Schäden der physiologischen Trägheit zu bekämpfen, hat Campbell, der Direktor des Realgymnasiums der Blinden in London, ein praktisches System der gymnastischen Erziehung ausgedacht und angewendet, welches, wie ich glaube, das einzig wirklich wirksame oder wenigstens das wirksamste von allen bisher erdachten ist. Er ordnet an, daß der Erholungsplatz anstatt einer regelmäßigen Fläche von wenigen Metern, wie man sie beinahe überall sieht, eine geräumige Ausdehnung eines unebenen Terrains, mit Ungleichheiten enthält, wodurch die Notwendigkeit entsteht, bald hinabzugehen, bald hinaufzusteigen, oder bald einem geraden Weg, bald einem gewundenen Weg zu folgen, mit der Absicht, den Blinden zu gewöhnen, sich mit einer gewissen Sicherheit zu bewegen und ihm die Gelegenheit zu geben, die Muskeln der Beine und des Körpers durch die Unregelmäßigkeit und Verschiedenheit der Bewegungen zu stärken.

In der Erziehung der Blinden ist es nötig, Wert zu legen auf die angewohnten Bewegungen einiger von ihnen; die häufigsten davon sind: sich die Finger auf die Augen zu legen, was von dem Wunsche entsteht, sich die Lust der phosphoreszierenden Erscheinungen zu verschaffen; das mehr oder weniger plötzliche Bewegen des Körpers von der rechten zur linken Seite oder das Drehen um die ganze Person, welches, wie ich glaube, abhängen muß von der Tatsache, daß sie gewohnt sind, jenes teilweise tönende Gefühl zu versuchen, welches besonders beim Drehen des Hauptes von einer Seite zur anderen bei großer Schnelligkeit sich zeigt, sei es während des Sprechens, sei es während des Hörens irgend eines Schalles oder irgend eines entstehenden Geräusches. Eine solche Bewegung kann noch eine andere Entstehung haben, nämlich jene, wodurch man die Art des Ursprunges der Töne genauer übertragen kann, was

man, um sich das Fortdauernde des Rapportes der Anspannung der beiden Ohren zu modifizieren, viel besser im Zustande der Bewegung, als in jenem der Unbeweglichkeit bewirkt. Es ist die eifrigste Aufmerksamkeit seitens der Erzieher der Blinden über alle äußerlichen Handlungen, der von ihnen Unterrichteten notwendig, wenigstens bis zu zwölf oder fünfzehn Jahren, d. i. bis zu jenem Alter, in welchem der junge Mensch die fehlerhaften organischen Gewohnheiten nicht, außer sehr schwer, annehmen kann. Es ist nötig, den Erziehern den sorgfältigsten Fleiß anzuempfehlen, um die fehlerhafte Haltung der Person zu verbessern, die man bei der Mehrheit der Blinden findet, jene nicht ausgenommen, welche von berühmten Erziehern hergekommen sind. Der eine trägt den Kopf nieder, der andere neigt ihn auf die eine Schulter oder er hebt ihn übertrieben, ein anderer steht gebeugt und mit steifen Armen da usw. Die Mittel, mit welchen der Mensch ohne geringe Mühe die größeren Bewegungen ästhetisch beherrschen kann, sind die Beobachtung des Mustergültigen in dem Wesen der anderen Menschen und die mittelst des Gesichtes vervollkommnete Nachahmung; der Blinde nun kann diese Beobachtung nicht machen und deswegen vernachlässigt man ganz und gar alle inneren und äußerlichen physiologischen Ursachen. Das einzige System, um diesen Fehler bei der physischen Erziehung des Blinden zu ersetzen, ist eine liebevolle und beständige Ermahnung.

Von dem Mangel des Gesichtes oder auch von der Unmöglichkeit der direkten Nachahmung der anderen Menschen hängt auch bei den Blinden die sogenannte Ausdruckslosigkeit der Haltung ab. Die gleichsam substanzielle Gleichmäßigkeit der Haltung bei jedem Menschen wird jeden zu der Meinung bringen, daß hauptsächlich ein inneres psychologisches Bedürfnis in der Beschaffenheit des menschlichen Körpers sein muß; aber das Unrichtige davon ist bewiesen worden, weil in dem Blindgeborenen keine Form der selbstgegebenen Haltung vorhanden ist. Das Gestikulieren muß, wie mir scheint, diesen seinen Charakter der Allgemeinheit dem Berufe selbst, für den er bestimmt ist, ähnlich sein, d. h. die äußerlichen Handlungen des Menschen annehmen, um die Stellung der Körper in dem bestimmten Zeitpunkte ihre Form und ihre Bewegung zu bestimmen. Dem Blinden die Haltung zu lehren, ist immer ein sehr schwieriges Unternehmen, weil es nicht gelingt, wenn

nicht mit großer Mühe, jene Steifheit und jene Gleichmäßigkeit gleichsam mechanisch fortzuschaffen. Demnach würde es mir nicht außerhalb des Zweckes scheinen, daß, während die psychische Erziehung des Blinden sich vollzieht, ihm auch eine gewisse Anzahl der gebräuchlicheren Gesten gezeigt würde, wie z. B. das Grüßen oder das Rufen in die Ferne, die Geste der Verwunderung, die Geste, welche Erhabenheit und Aehnliches ausdrückt und deshalb von seiner Person einen Teil jener Unbeweglichkeit, die bei ihm so charakteristisch ist, fortzuschaffen. Die Methode des Unterrichtes und jede andere bezieht sich auf die Gliedmaßen, es muß nicht sein, daß der Arm oder die Hand des Blinden in die gegebene Lage gebracht werden oder die Ausführung der gegebenen Bewegung hinzuzumachen, es ist vielmehr vorzuziehen, daß der Lehrer die verschiedenen Stellungen nehme und der Schüler ihm aufmerksam auf die schon erwähnte Art berühre.

Wenn man behauptet, daß für den normalen Menschen die Gesellschaft der gleichartig Gesinnten naturgemäß nützlich und notwendig sei, müssen wir wiederholen, daß dieses mit umso größerem Rechte für den Blinden der Fall ist. Aus dieser Beschaffenheit der Sache entspringt eine didaktische Regel, welche keinem Blindenlehrer unbekannt sein darf, nämlich auf jede mögliche Weise die gemeinschaftliche Zusammenkunft der Blinden mit den Sehenden zu fördern. Nur im Blindeninstitute zu Amsterdam und auch im Realgynasium zu London ist der Nutzen einer solchen Ansicht erkannt worden; denn daselbst gehen die Zöglinge in den Erholungsstunden in die dem Publikum geöffneten Gärten und können so Freundschaft schließen, Ratschläge und praktische Unterweisungen erhalten, welche sie dem normalen Menschen geistig immer näher bringen.

Ich beobachte an der wissenschaftlichen Erziehung oder an der sich selbst gegebenen Belehrung, wie der Blinde sich nicht der Malerei und der gewöhnlichen Schrift bedienen kann; die Unterschiede sind sehr erheblich, und wir müssen zeigen, welche Mittel tauglicher sind, um die Blinden der Lage der Sehenden näher zu bringen und welche Wissenschaften ihnen die zugänglicheren sind. Um dem Blinden den Unterricht zu teil werden zu lassen, der sich für ihn mehr zum elementaren zusammenzieht, gebraucht man zwei Systeme der Schrift, das erste besteht in einer konventionellen Lage der auf widerstandsfähigem

Papier in Relief mit Hilfe einer Metallspitze hervorgebrachten Punkte. Diese Schrift kann sehr gut von den Sehenden nach kurzer Uebung gelesen werden, aber bleibt darum immer zum ausschließlichen Gebrauch der Blinden und außerdem sehr langsam und mühsam anzuwenden. Für den Verkehr mit den Sehenden ist hauptsächlich ein Schriftsystem verbreitet, zusammengesetzt aus einer Messingplatte mit einem rechtwinkligen Loch, welches durch Gleiten über eine gezähnte Leiste dem Bleistift mit welchem man schreibt, als Führer dient. Diese Schrift hat den großen Uebelstand, daß sie nicht allein von den Blinden nicht gelesen werden kann, sondern, daß sie bei der geringsten Unaufmerksamkeit des Schreibenden verworren und unentzifferbar wird. Ein französischer Blinder, Ballu (vor kurzem gestorben), hat eine sehr einfache Schrift erfunden, welche ganz und gar der des Braille ähnlich ist, auch mit einem Apparate zum Hervorbringen der Schrift; aber sie hat überdies den Vorteil der Lage der Punkte im Relief eine genaue Form von der gewöhnlichen Schrift der Sehenden zu geben. Die ungeheuere Wohltat, die gewöhnliche Schrift gebrauchen zu können, verbunden mit der Möglichkeit, sie wieder zu lesen, gibt diesem System den Vorzug vor jedem anderen; nichtsdestoweniger kann sie nur für den Gebrauch der privaten Mitteilung dienen, weil sie sehr langsam ist, mehr noch als jene des Braille.

Bei den Figuren der Gegenstände, die aus Karton oder aus einem anderen Stoffe gebildet sind, ist sehr wichtig, die Linien erhaben zu machen, sehr dünn und am besten punktiert, weil diese, wie die Erfahrung lehrt, die Tastwarzen mehr anregen.

Die Arithmetik wird von den Blinden mittelst einer Holztafel gelernt, die mit Löchern gebohrt, regelmäßig über den Linien und in gleicher Distanz voneinander versehen sind; in diese Löcher bringen die Blinden die erhabenen Bleizahlen und können auf diese Weise jede arithmetische Operation durchführen, ähnlich der Methode der Schriftsetzer. Um die erhebliche Menge der nötigen Stücke zu vermindern, haben die Engländer anstatt der gewöhnlichen Nummern eine Einrichtung von Punkten ausgedacht, die auf die Oberfläche eines sechseckigen Prismas gestellt, durch Aenderung der Lage in der

korrespondierenden auch sechseckigen Oeffnung den Wert der Punkte selbst veränderlich machen.

Für den Elementarunterricht ist eine hinreichende Menge bibliographischen Materials gegeben und der beschränkte Gebrauch, welchen man von der Schrift machen muß, findet sich beim Blinden in gleichem Maße wie beim Sehenden, wie die bisherigen praktischen Resultate dartun.

An Stelle des sekundären klassischen Unterrichtes, sei es Technisches oder das Lehramt betreffendes, mangelt dem Blinden die nötige Ausstattung der Bücher mit in Relief gedruckten Texte, indem sie auf jeden Fall in der letzten Zeit in England gemachten ungenügenden Publikationen der griechischen und lateinischen Autoren und derjenigen, welche die physikalischen und naturwissenschaftlichen betreffen, benützen müssen; daher ist es eine Notwendigkeit, daß der Blinde, welcher diesem Studium obliegen will, sich eines Vorlesers versieht, welcher keine große, wissenschaftliche und literarische Bildung zu besitzen braucht, sondern es genügt, daß er die Sprachen, welchen der Blinde sich widmet oder in welchen die wissenschaftlichen Doktrinen, die er studieren will, dargelegt sind, zu lesen imstande ist. Was die Gedächtnis- und schriftlichen Uebersetzungsübungen betrifft, kann sich der Blinde mit Abschriften nach dem System Braille behelfen, aber schließlich ist es notwendig, daß er auf sein Konzentrierungsvermögen und auf sein Gedächtnis bauen kann, damit er hierin seine größte Kraft erlange. Durch den Verkehr mit belehrenden Sehenden wird ihm ein System irgend einer Schreibmaschine unerläßlich, von welchen er heutzutage großen Ueberfluß hat; aber gleichwie die Schrift solcher Maschinen vom Blinden nicht gelesen werden kann, so verlangt man auch wieder die indirekte Arbeit eines Sehenden zum Gebrauche derselben.

Das Studium der physikalischen Geographie ist in der Hauptsache möglich gemacht durch die Reliefkarte, welche man in England, im Elsaß und anderwärts erzeugt. Die Physik, Chemie und die Naturwissenschaften im allgemeinen können dem Blinden nicht mit der Experimentalmethode gelehrt werden, deshalb können sie nicht theoretisch mit hinreichender Genauigkeit und nicht ohne große geistige Anstrengung begriffen werden, da in Wirklichkeit das Experiment im Schulgebrauche dient, mehr um die Gesetze zu beweisen, sie besser im Geiste

des Schülers zu befestigen, was beim Blinden durch die Fähigkeit der großen Aufmerksamkeit bewirkt wird.

Die Geometrie macht man leicht zugänglich durch in Relief punktierte Figuren auf dem Papier und durch Anwendung der gebräuchlichen Blindenschrift. Die Algebra endlich kann man auf gleiche Weise lehren, weil man alle ihre Ausdrücke in Braille-Schrift übersetzt oder auch in einer anderen Methode der Zeichen von Blei, welche bis jetzt vorgezogen wurde. Demnach gereicht das vor kurzem von Direktor Pablasek des Institutes in Wien modifizierte System Braille wenig zum Nutzen für die literarischen Studien, es bietet indes unbestrittenen Vorteil für die mathematischen und würde verdienen, mehr bekannt zu sein.

Nachdem wir die gebräuchlicheren praktischeren Methoden summarisch nach dem Studium jeder Materie geprüft haben, suchen wir jene zu bestimmen, welche die Zweige alles jenes Wissenswerten sind, das der Blinde mit größerem Nutzen pfelgen kann. Insofern beginnen wir a priori mit dem Ausschlusse aller jener physikalischen und Naturwissenschaften, in welchen der Blinde aber doch viele theoretische Kenntnisse erwerben und in manchem Ausnahmefalle (wie Saunderson in der Optik) auch in einem Spezialfache durch Behandlung der Studien, welche eine beständige objektive Beobachtung verlangen, sich auszeichnen kann, er befindet sich in den mißgünstigsten Verhältnissen und würde sehr schwer der Wissenschaft einen nennenswerten Erfolg bringen.

Die modernen Sprachen können mit vielem Nutzen von Blinden gelernt werden, nicht so die klassischen, von welchen nach den großen Fortschritten der Philologie, der Paläographie eine unentbehrliche Hilfe gekommen ist. Die Schwierigkeiten selbst zeigen sich in den historischen Nachforschungen, im Hinblick auf die Beziehung zur Paläographie selbst, zur Urkundenlehre und zur Archäologie; wenn man deshalb die Geschichte studiert, um die philosophischen und soziologischen Gesetze abzuleiten, dann bietet sich ein sehr weites Feld des ersprießlichen Unterrichtes auch für die Blinden.

Ueberdies können sie sich mit Nutzen der Jurisprudenz hingeben, wie die neulich von der Schule von Rochester erhaltenen Resultate von blinden Prokuratoren und Advokaten Zeugnis gegeben haben.

Es bleiben schließlich die spekulativen Wissenschaften, d. i.

die reine Mathematik und die Philosophie. Bei diesen kann der Blinde alle Gaben des Geistes im Hören gerade so als die Sehenden anwenden; diese sind von seinen normalen, physiologischen Eigenschaften: der Konzentration, der dialektischen Fähigkeit und dem Gedächtnisse abhängig; da ihm nicht die volle Betrachtung der Dinge, die nach ihrer Natur abstrakt sind, entgeht und deshalb fast ganz vom Gebrauche der Sinne unabhängig sind. Ferner prägen sich diese Wissenschaften mit großer Leichtigkeit dem reflektierenden Geiste des Blinden ein. indem sie ihrer Natur nach derart beschaffen sind, daß alle einzelnen Fakten und wenige allgemeine Grundsätze sich sammeln, so daß es also möglich ist, auch den materiellen Bedarf einer wiederholten Lektüre zu vermindern und der Geist immer in sich selbst ein intellektuelles Feld findet.



Anleitung zur zweckmäßigen Behandlung blinder Kinder im Kreise ihrer Familien von frühster Kindheit an bis zu ihrer Aufnahme in die Blindenanstalt.

Das blinde Kind im ersten Lebensjahr.

Wie die Behandlung des vollsinnigen Kindes, so muß notwendig auch die des blinden in den verschiedenen Altersperioden eine verschiedene sein. Im allgemeinen beachte man die Regel, daß das blinde Kind nicht wesentlich anders behandelt werden dürfe, als das sehende. Der Zweck der Erziehung, die Entwickelung der schlummernden Geistes- und Körperkräfte zur Selbsttätigkeit, ist hier wie dort derselbe. Nur die Mittel, welche zur Erreichung dieses Zweckes in Bewegung gesetzt werden müssen, sind zum Teil verschieden. Daß das Werk der Erziehung schon beim Säuglinge beginnen müsse, wird freilich von vielen Eltern unberücksichtigt gelassen. Und doch sind die Triebe und Neigungen, welche der Mensch unbewußt mit der Muttermilch eingesogen, wie man sehr bezeichnend sich ausdrückt, oft maßgebend für das ganze Leben. Aufforderung genug für stillende Mütter, ihrem Säuglinge die Milch der Liebe und Milde, und nicht das Gift wühlender häßlicher Leidenschaften einzuflößen!

Schon sechs bis acht Wochen nach der Geburt erwacht in dem vollsinnigen Kinde der erste Funke des Bewußtseins mit der Muttererkenntnis. Liebe zur Mutter ist seine erste Tat, Erkenntnis der Mutter sein erstes Urteil. Sein erstes Verstehen ist das Verstehen des lächelnden Mutterantlitzes. Das wiederlächelnde Kind breitet der glücklichen Mutter seine zarten Aermchen entgegen. Es erkennt die Mutter durch das Auge. Nicht also das blinde Kind. Sein Auge ist verschleiert und unfähig, die farbigen Bilder der Außenwelt abspiegelnd zur innern Welt zu leiten. Atmend im Lichte ist es gleichwohl ausgestoßen aus dem Reiche des Lichts. Das erste Lichtbild

jedes Menschen schon, das des liebestrahlenden Mutterantlitzes, ist ihm unwahrnehmbar. Soll es, darf es darum ungeliebt verschmachten? Muß es nicht ohne den geistigen Lichtschimmer der Mutterliebe geistig verkümmern? Nimmermehr! Ihm muß, wenn auch später erst und langsamer, die Liebe der Mutter aufgehen in dem Gehöre. Das Gehör des Kindes erwacht später, als das Gesicht. Aber sobald es erwacht, lerne das Kind die Mutterliebe hören, die es nicht sieht. Der Ton ihrer Stimme werde seine Sonne. Sobald das Kind anfängt, an die Eindrücke des Gehörs ein Verständnis zu knüpfen, muß ihm auf diesem Wege die Außenwelt aufgeschlossen werden. Man rede daher fleißig und mit abwechselnder Stimme auf das Kind, singe ihm mit leiser Stimme einfache Weisen vor oder spiele ihm auf einem Instrumente, und wenn es eine einfache Mundharmonika wäre, einfache, sanftklingende Töne vor. Hier wird die Liebe der Mutter ihre beste Lehrerin sein. Das Herz wird sie erfinderisch machen und ihr den rechten Weg durch das Ohr zu dem Herzen des Kindes zeigen. Der Erfolg aber wird nicht ausbleiben und die Bemühungen der treuen Mutter lohnen. Das erste Lächeln im Antlitz des blinden Säuglings verkündet, daß der Sonnenstrahl ihrer Liebe in seine verschleierte innere Welt gefallen ist, daß in der Finsternis Licht zu werden beginnt. Aber man hüte sich, vor dem Ohre des Kindes Klagen laut werden zu lassen über sein Geschick. Der von frühester Kindheit an Blinde weiß nicht, was er entbehrt und ist froh, und glücklich in dieser Unwissenheit. Wie grausam, ihn aus dem heiteren Traume zu wecken, in den er sich eingesponnen hat. Der Mangel, den er nicht kennt, kann seine Zufriedenheit und innere Heiterkeit nicht stören. Sind wir unglücklich, weil wir nicht fliegen? oder weil wir die Vorzüge höherer Wesen, als wir sind, nicht besitzen? Dem blinden Kinde fehlen die Begriffe „Sehen“ und „nicht Sehen“. Es kennt das Licht und seine Wirkung nicht und vermißt sie auch nicht. Aber vor seinen Ohren täglich mit Seufzen und mit Tränen wiederholen, wie unglücklich und bedauernswürdig der arme Blinde und welche große Last für die Seinen er sei, ist eine nicht zu rechtfertigende Grausamkeit. Gottlos aber ist das Murren wider Gottes Schickung. Gottlos ist die in Gegenwart des Kindes aufgeworfene Frage — und leider ist diese Frage einer Mutter nicht aus der Luft

gegriffen, sondern eine wirkliche Tatsache warum Gott so unnütze Geschöpfe erschaffe und erhalte. Ihr nicht also, Ihr Eltern von blinden Kindern! Richtet Euch auf in dem Gedanken, daß die göttliche Weißheit sich auch in dem Leben des blinden Kindes offenbare, daß auch der Blinde berufen und befähigt sei, das wunderbare Licht in sich aufzunehmen, das Gott der Welt in der Religion Jesu Christi geschenkt hat. Richtet Euch auf in der tröstlichen Erfahrung, daß schon oft das wohlerzogene und wohlgeratene blinde Kind zur Freude und Ehre der Seinigen herangewachsen ist, während die sehenden Kinder den Ihrigen zum Herzeleid erwuchsen und dem blinden in jeder Beziehung nachstanden. Aber gelobt es Euch selbst, vor dem mühevolleren Werke der Erziehung des Blinden nicht scheu zurückzutreten, sondern mit aller Treue und Wärme Eurer Herzen zu tun, was an Euch ist, was billig von Euch als Eltern gefordert werden mag.

Das Sprechenlernen des blinden Kindes.

Man hat oft die Frage aufgeworfen, wer von Beiden unglücklicher sei, ob der Blinde oder der Taube. Hat man hierbei solche im Sinne, welche von Geburt an taub oder blind sind, so kann die Antwort gar nicht zweifelhaft sein. Denn an den Mangel des Gehörs knüpft sich jederzeit auch der der Sprache. Der große Besitz der Sprache gibt der geistigen Entwickelung und gesellschaftlichen Stellung des Blinden das entschiedenste Uebergewicht über den Tauben. Durch Gehör und Sprache schließt sich ihm die Natur und Menschenwelt, die Wissenschaft und Kunst, die Vergangenheit und Gegenwart auf. Durch Gehör und Sprache wird er der Menschenwelt und sie ihm verständlich. Wie wichtig ist also nicht für den Blinden die Sprache! Vater und Mutter sind seine ersten Lehrer, indem sie ihn in den Besitz der Muttersprache setzen, ihn dadurch zuerst dem Leben zuführen und ihm den geistigen Wechselverkehr mit seinesgleichen eröffnen. In der Hauptsache wird das blinde Kind, da es hört und die gehörten Töne nachbildet, die Sprache in derselben Weise und derselben Zeit erlernen, wie das vollsinnige. Man rede ihm nur öfter vor, befleißige sich hierbei möglichster Deutlichkeit und Richtigkeit der Aussprache und gebe dem Kinde die genannten Gegen-

stände selbst in die Hand, damit es mit dem gehörten Klange den Begriff der bezeichneten Sache verknüpfen lerne, und bald wird man die Freude haben, zu sehen, wie mit dem Triebe zu sprechen auch das Vermögen zu denken erwacht und sich regt. So wird der Weg gebahnt, der unmittelbar zur inneren geistigen Welt des Kindes führt und auf welchem alle Bilder von außen zu seinem inneren Verständnis gelangen. Hierbei berücksichtige man stets, daß das blinde Kind mit dem Ohre „sieht". Es muß in stumpfsinniges Hinbrüten versinken, wenn es nicht Anregungen durch das Gehör empfängt. Nur sofern und solange es sie hört, sind die Eltern für das Kind vorhanden. Es bedarf daher oft zu wiederholende und sanfte, milde, wohltuende Anregungen durch das Gehör. In den Klang der Stimme, in den Ton der Liebe kleide das Mutterherz seine unwiderstehliche Beredtsaamkeit. So wird mit der Sprache auch das Gemüt des Kindes sich öffnen, und wie das Licht in den Verstand, wird Wärme in sein Herz fließen.

Das Gehenlernen.

Nicht minder wichtig, als die Anleitung des Kindes zur Sprache, ist die zum Gehen. Als Hauptregel ist auch hier zu empfehlen, es gleich dem vollsinnigen Kinde zu behandeln, da seine Bestimmung ist, soweit irgend möglich, seine Fertigkeiten sich anzueignen. Sind die Kräfte des blinden Kindes soweit erstarkt, als zum Gehen erforderlich ist, so höre man auf, es zu tragen. Wie jedes andere Kind muß es lernen, seine Füße gebrauchen, wie jedes andere Kind muß es mit Vorsicht und Mühe dazu angeleitet werden. Allerdings bedarf das blinde Kind dabei mehr als das sehende der leitenden Hand. Es muß mehr geführt werden, als dieses, bedarf der Führung länger. Allein man bevormunde es hierbei ja nicht über Gebühr und berücksichtige bei seiner Behandlung jederzeit den wichtigen Grundsatz, daß der Blinde der Bevormundung der Sehenden tunlichst enthoben werden müsse. In der größeren Abhängigkeit des Blinden von der Hilfe anderer besteht sein wahres Unglück. Je mehr er dieser Hilfe entbehren und sich selbst helfen lernt, je näher er also in seinem ganzen Tun und Gebahren dem Vollsinnigen gebracht wird,

desto weniger wird ihm sein Gebrechen fühlbar werden, desto mehr Anlage zum Glücke und Wohlbefinden hat man ihm anerzogen. Anerzogen aber, d. h. durch Anregung von außen geweckt und durch häufige Uebung zur Fertigkeit gebildet, muß dem Menschen jede Fähigkeit werden, die er in seinem späteren Leben in Bewegung setzen soll. Und je zeitiger damit der Anfang gemacht wird, desto sicherer und vollkommener wird der wichtige Zweck erreicht werden. Hierzu aber gehört wenigstens in der frühesten Lebensperiode des blinden Kindes keine große Gelehrsamkeit. Es ist wenig mehr erforderlich, als guter Wille und Geduld. Denn die Mittel, welche in so zartem Alter des Kindes in Anwendung zu bringen sind, liegen so nahe und sind so einfach, daß die Mutterliebe zu ihrer Auffindung kaum einiger Anweisung bedarf. Sobald das blinde Kind dahin gelangt ist, ohne Stütze allein durch eigene Kraft stehen zu können, gewöhne man es, die Hand zu entbehren, die es leitet. Es muß ohne Aengstlichkeit allein stehen und an einem Orte, wo es sich nicht stoßen und nicht fallen kann, einige Schritte weit nur dem Klange der Stimme folgend allein gehen lernen, Versuche, welche ja auch mit jedem sehenden Kinde gemacht werden müssen. Ist dies erreicht, so mache man das Kind nach und nach im Zimmer bekannt. Man lasse es um den Tisch gehen, führe es an den vier Wänden umher, zeige ihm den Ofen, die Türe, die Fenster, die hauptsächlichsten Möbel, lasse von seinem Platze aus bald den einen, bald den anderen Gegenstand im Zimmer aufsuchen, immer aber von dem gefundenen Gegenstande den Weg zurück zu seinem Orte selbst auffinden. So legt man den ersten Grund zu dem für den Blinden außerordentlich wichtigen Ortssinne. Notwendig ist, daß man dem Kinde zeige, wie hoch es die Beine zu heben und wie es sie zu setzen hat, damit es hierbei keine üble Gewohnheit annehme. Ebenso muß das Kind frühzeitig gewöhnt werden, den linken Arm vor den Kopf zu halten, um ihn vor Stoßen zu bewahren, aber ja nicht beide Arme, weil der rechte später zum Tragen verwendbar bleiben muß. Um sich nachdrücklicher vor Stoßen zu bewahren, wird der Blinde von selbst sehr bald die Gewohnheit annehmen, mit der linken Schulter etwas nach vorn geneigt zu gehen und wird namentlich dann diese Stellung annehmen, sobald er im rechten Arme einen Gegenstand trägt. Es hat

dies die heilsame Wirkung, daß, wenn der Blinde zerbrechliche Gegenstände trägt, diese vor Beschädigung besser geschützt sind. Natürlich darf er solche Gegenstände nie vor sich hertragen, sondern er muß sie zur Seite halten und mit dem vorgehaltenen linken Arme etwaige entgegenstehende Hindernisse zeitig wahrzunehmen bemüht sein. So ergibt sich von selbst die eben beschriebene, allerdings etwas ungewöhnliche Haltung des Körpers, die aber beim Tragen von Gegenständen durch die Umstände geboten erscheint.

Hat nun das blinde Kind in der eben beschriebenen Weise seine Wohnstube kennen gelernt, so mache man es nach und nach mit anderen Teilen des Hauses bekannt, soweit es deren Kenntnis bedarf. Man führe es von einem Orte zum andern, immer aber wieder zurück zu dem ihm bereits bekannten Orte, von wo aus es sich orientiert. Man mache es auf allerlei Merkmale hierbei aufmerksam, die das Zurechtfinden erleichtern, und halte es an, dergleichen Merkmale selbst aufzusuchen und sich einzuprägen. Man zeige ihm die Treppe, verweise es hier an das Geländer und gewöhne es, an demselben allein auf- und abzusteigen, auch nach und nach, sobald seine Größe dies gestattet, immer nur einen Fuß auf jede Treppenstufe zu setzen. Hierbei muß das Kind angehalten werden, auf die Zahl der Stufen zu achten und bei jedesmaligem Auf- und Absteigen dieselben zu zählen. Der Sicherheit wegen kann man am Treppengeländer vor der letzten Stufe ein fühlbares Merkmal anbringen, um das Kind in Zeiten auf das nahende Ende aufmerksam zu machen. Auch mit dem Besteigen einer Leiter können, jedoch immer nur unter Aufsicht, zweckmäßige Versuche angestellt werden. Das Gelingen derselben wird das Selbstvertrauen des kleinen Blinden erhöhen und auch dies ist ein Schutzmittel gegen Gefahr, während übertriebene Aengstlichkeit dieselbe jederzeit vergrößert, oft erst herbeizieht. Alle jähe Oeffnungen aber, in welche das Kind stürzen könnte, müssen bedeckt oder vergittert werden.

Hat das Kind im Hause selbst hinreichende Bekanntschaft erlangt, so mache man es auch mit der nächsten Umgebung bekannt und auf die Unterscheidungsmerkmale derselben aufmerksam, knüpfe jedoch auch hier jederzeit das Neue und Unbekannte an das dem Kinde bereits Bekannte an, mache daher dieselben Wege öfter wieder zurück und gehe nicht früher

zu neuem über, als bis es sozusagen Boden gewonnen hat und das erkannte Alte zur deutlichen inneren Anschauung gelangt ist. Besitzt das Kind hinreichende Gewandtheit, so kann man es wohl auch im Orte selbst bekannt machen, ihm die Wege zeigen und die Richtungen, die es einzuschlagen hat, um etwaige Gefahren zu vermeiden und es auf Merkmale hinweisen, an denen es seinen jedesmaligen Standpunkt wiedererkennen kann. Gute Dienste wird dem Blinden hierbei ein Stöckchen leisten, welches er vor sich her, gegen den Boden geneigt, tragen muß, um etwaige Hindernisse oder auch den Wegrand wahrzunehmen und darnach seine Richtung zu wählen. Beim Führen auf Wegen, welche dem Blinden unbekannt sind, wird man wohltun, ihn nur den Arm oder das Kleid seines Begleiters anfassen zu lassen, um seine Bewegungen zu fühlen. Auch muß der Blinde immer um eine halbe Fußlänge hinter seinem Begleiter sich zu halten gewöhnt werden. Es ist dies besser, als wenn man ihn fest am Arme faßt und an entschiedene Bevormundung beim Gehen gewöhnt, die ihm in größere Abhängigkeit von seinem Begleiter versetzt und jede eigene Mittätigkeit und Aufmerksamkeit von seiner Seite ausschließt. Bei ganz ebenen und gefahrlosen Wegen gewöhne man das blinde Kind frühzeitig ganz ungeführt und nur dem Klange der Schritte seines langsam vorausgehenden Begleiters folgend, einherzugehen. Beim Gehen über einen Steg lasse man den Blinden zuerst durch Betasten oder durch Untersuchung mit der Fußspitze sich Kenntnis verschaffen von dessen Breite und Richtung, die Füße nicht heben, sondern vorsichtig fortschieben, damit sie die Fühlung des Bodens nicht verlieren und den Blinden hinter sich, nicht vor sich gehen. Beim Ueberschreiten eines Grabens, Uebersteigen eines Hindernisses muß der Blinde immer erst durch Betasten, Untersuchung mit dem Stocke oder durch Beschreibung eine Vorstellung von der Beschaffenheit des Gegenstandes sich zu verschaffen suchen. Er wird dann desto beherzter und sicherer in seinen Bewegungen sein. Aufsichtslos dem blinden Kinde das Betreten von Wegen zu gestatten, welche dem öffentlichen Verkehre dienen, hat jedoch immer seine Bedenken und kann nicht empfohlen werden. Wenigstens läßt sich keine allgemeine Regel dafür geben. Es muß dabei die Individualität des Kindes und die Beschaffenheit der Lokalität in Betracht ge-

zogen, allemal aber große Vorsicht angewendet, das Kind also anfänglich, ohne daß es selbst es weiß, überwacht werden.

Oefter halten blinde Kinder den Körper und besonders den Kopf vorwärtsgeneigt, wodurch er leicht Verletzungen ausgesetzt wird. Da es sich von Anderen nichts absehen und sich nach ihrem Beispiele nicht bilden kann, so muß es auch darüber belehrt und auf die Gefährlichkeit davon aufmerksam gemacht werden. Beim Bücken zeige man ihm, wie durch das Beugen der Knie und durch das Hinterstrecken des einen Fußes dem zu tiefen Senken des Kopfes und der Sicherheit der ganzen Stellung zu begegnen sei. Auch hierin stelle man Uebungen an, indem man von Zeit zu Zeit in der Nähe des Kindes einen Gegenstand hörbar fallen und von ihm aufheben läßt. Beim Niedersetzen muß das Kind gewöhnt werden, vorher vorsichtig mit der Hand den Sitz zu überfühlen, um sicher zu sein, daß nicht eine daraufliegende Sache heruntergeworfen oder durch hastiges Niedersetzen zugrunde gerichtet werde. Ueberhaupt gewöhne man Kinder von lebhaftem Temperamente an sanfte, vorsichtige Bewegungen, damit sie durch unvorsichtige Hast sich und Andere nicht in Schaden bringen.

Gebrauch der Hände.

Der traurigste und nachteiligste Irrtum von Eltern blinder Kinder ist, daß dieselben sich nichts selbst machen können, daß sie stets bedient, an- und ausgekleidet, gewaschen, gekämmt, gefüttert, und, damit sie keinen Schaden anrichten, zum fortwährenden Stillsitzen angehalten werden müssen. Von dem allen muß das Gegenteil geschehen, wenn das Kind nicht in einen Zustand der Ohnmacht und Unfähigkeit geraten soll, welche in späteren Jahren nie beseitigt werden kann, den Blinden zu allen Verrichtungen des Lebens untüchtig macht, zu der peinlichsten Abhängigkeit von andern verurteilt und als ein weit größeres Uebel als die Blindheit selbst betrachtet werden muß. Nicht selten werden der Blindenanstalt Zöglinge zugeführt, deren Hände in einem Zustande des Schwäche sich befinden, welcher sie für jede häusliche Benutzung oder für technische Arbeitszwecke absolut untüchtig macht.. Ein solches armseliges Geschöpf ist dem armlosen Krüp-

pel gleichzuachten. Blind und armlos — armlos durch den Unverstand und die Trägheit seiner frühesten Erzieher! — Die Arme solcher Unglücklichen sind schwach, die Knochen dünn, mit einem schlaffen, weichen, sehnelosen Fleische überzogen, welches keiner Anspannung fähig ist, die Hände und Finger sind klein, dünn und so lax in den Gelenken befestigt, als hingen sie nur in Draht. Bei jeder Bewegung des Armes lassen sie sich wie fremde Körper hin- und herschleudern und folgen hierbei nur dem mechanischen Bewegungsgesetz, da der Wille über diese wichtigsten Werkzeuge aller menschlichen Tätigkeit wie machtlos ist. Ohne Anstrengung und ohne dem Blinden wehe zu tun, kann man die Finger bis auf die Oberhand oder die ganze Hand bis auf den Unterarm zurücklegen, sie schnellen nicht elastisch, sondern fallen mechanisch nach dem Gesetze der Schwere aus dieser widernatürlichen Lage in ihre frühere Stellung zurück. Diese Hände sind zu den einfachsten Verrichtungen des alltäglichen Lebens, selbst nicht einmal zu dem Händedrucke der Freundschaft brauchbar. Sie vermögen kaum einen Gegenstand festzuhalten. Einen Knopf auf- oder zuzuknöpfen, den Löffel zu heben und zu führen, ohne die Speise zu verlieren, mit einer Hand die andere zu waschen und dergl. mehr, selbst dies schon sind unerreichbare Leistungen. Mit welcher Hoffnung auf Erfolg will man so verwahrloste Unglückliche zum Erkennen erhöhter Schrift, zu dem Gebrauche von Reliefkarten, zur Benutzung der tastbaren Unterrichtsmittel für Blinde, wofür man die sinnreichsten Apparate erfunden hat, oder wohl gar zur Erlernung eines Musikinstrumentes oder einer technischen Arbeit anleiten, welche dem Bedauernswürdigen in Zukunft Beschäftigung und Brot geben könnte? Sie sind und bleiben geborene Bettler. Ihr Geist ist auf dem Wege des Gehörs zu bilden, aber nur um zur deutlicheren Erkenntnis des hoffnungslosesten Elendes zu gelangen. Die Erfahrung hat gelehrt, daß alle späteren Bildungsversuche an dem Mangel der wichtigsten Tätigkeitswerkzeuge, der Hände, scheiterten, und daß später keine Kunst die in früher Kindheit versäumte Uebung und Kräftigung derselben zu ersetzen und nachzuholen vermochte. Durch solche Verkrüppelung der Hände, nicht durch die Blindheit, werden diese Unglücklichen zu einer lebenslänglichen Bürde ihrer Gemeinden, zu einer Last der bürgerlichen Gesellschaft, der sie

keinen Dienst zu leisten, keinen wieder zu vergelten vermögen. Um solches Elend zu verhüten, gebe man vor allen Dingen den oben erwähnten traurigen Wahn auf, daß das blinde Kind immer nur bedient werden müsse. Vielmehr gebe man dem Kinde zu allen denjenigen Fertigkeiten Anweisungen, welche das sehende Kind durch Absehen erwirbt. Dies erfordert Zeit und Geduld. In kürzerer Zeit freilich wird die Mutter den ganzen Anzug des Kindes vollendet haben, als das Kind selbst dahin gebracht ist, einen Strumpf anzuziehen. Allein diese Zeit muß ihm gewidmet werden. Von selbst lernt es keinen Handgriff und bleibt lebenslänglich in der kindischsten Ungeschicklichkeit und Abhängigkeit ohne die nötige Anweisung.

Die Spiele.

Es ist daher für die ganze Zukunft von der größten Wichtigkeit, daß das Kind von der frühesten Kindheit an angehalten werde, seine Hände zu gebrauchen. Mit Spielen muß hier der Anfang gemacht werden. Es ist ein Irrtum, wenn manche Eltern glauben, daß das blinde Kind, eben weil es nicht sieht, keinen Wohlgefallen am Spielzeug habe. Man wähle nur Dinge, die sein Gehör anregen, sein Gefühl angenehm berühren oder sogenannte Geduldspiele, darauf berechnet, ihm die Langeweile zu vertreiben, während sie die Finger in Tätigkeit setzen, Spiele, die das blinde Kind auch allein benutzen und mit denen es sich oder anderen nicht schaden kann. Für ganz kleine Kinder eignet sich zum Beispiel eine Klapper, Schelle, Klingel, ein Kuckuck, Ball, eine Kugel, kleine Tiere mit Naturfell. Für größere Kinder kann empfohlen werden eine Pfeife, Mundharmonika, Trommel, ein Kegelspiel, ein Mönch oder Brummkreisel, ein Baukasten, Firle, Nachtigallpfeifen, Brummeisen, für Mädchen Puppen mit Zubehör, kleine Möbel und Hausgeräte in Holz, gebranntem Ton, Blech oder Zinn. Später gebe man dem Kinde Spiele in die Hände, deren Auseinandernehmen und Wiederzusammensetzen Schwierigkeiten bietet und die Finger angemessen beschäftigt, zugleich aber auch das Nachdenken schärft wie zum Beispiel sogenannte gordische Knoten aus Holz, oder Ringspiele zum Durchstecken einer Anzahl Drahtringe durch eine Gabel, künstlich zu knüpfende und zu lösende Knoten usw.

Würfel müssen von Holz gefertigt sein und die Augen darauf aus Nadeln oder Messingkuppen bestehen. Dominospiele werden auf dieselbe Weise verfertigt; die Täfelchen bestehen aus Holz, die Zahlen aus feinen Messingknöpfchen und die Scheidelinien zwischen den Zahlen aus feinem Draht. Auch das Damenspiel, Puffspiel und Mühlenziehen auf dem Damenbrette kann leicht von den Blinden gelernt und geübt werden, nur bedarf das Damenbrett eine etwas veränderte Einrichtung, welche verhindert, daß nicht die Steine durch das Ueberfühlen verschoben werden. Zu diesem Behufe müssen die weißen Felder des Damenbrettes vertieft sein, die Steine aber dürfen sich nicht durch die Farbe, sondern müssen sich durch das Muster unterscheiden, so daß die eine Hälfte glatt, die andere gemustert gedrechselt wird. Auch muß jeder Stein in seinem Mittelpunkte auf der einen Seite ein hervorragendes Stiftchen, auf der anderen ein Löchelchen haben, damit im Falle des Aufdamens der obere Stein an den unteren locker befestigt werden kann. Von dem Puffbrette genügt schon, daß die Unterschiede zwischen den Ständen der Steine durch eingeschobene Holzleistchen fühlbar dargestellt seien, wodurch dann zugleich das Verschieben der Steine verhütet wird. Bei dem Mühlenspiele endlich ist etwas weiteres nicht zu berücksichtigen, als daß an den Kreuzungspunkten der Linien, wo allein Steine aufgestellt werden, Vertiefungen von entsprechender Größe angebracht seien, um die Steine aufzunehmen und vor dem Verrücken zu schützen. Als ein recht angemessenes Spiel für Blinde kann auch das sogenannte Grillenspiel um so mehr empfohlen werden, als es ganz allein von den Blinden gespielt werden kann. Nur wähle man hierzu ein mit Löchern versehenes Spielbrett, in welche die Finger durch Einstecken befestigt werden. Mit ganz geringer Veränderung durch bloßes Einschneiden einiger Linien läßt sich dieses Brett mit den dazu gehörigen Figuren zum Festungsspiele benutzen, welches die Blinden sehr lieben und welches ebenso wie das Damenspiel geeignet ist, ihr Nachdenken zu schärfen und ihr Interesse zu fesseln.

Ein ganz angemessenes Spiel für das blinde Kind ist auch das Ringwerfen nach einem Haken, welches darin besteht, daß ein an einer von der Decke herabhängenden Schnur befestigter Ring von Eisendraht dergestalt in schwingende Bewegung gesetzt wird, daß er in einen an der Wand angebrachten Haken

fällt. Man bezeichnet dem Blinden nur die Stelle, an die er zu treten, und die Haltung, die er beim Werfen des Ringes der Hand zu geben hat, so wird er bald dabei allein sich zu helfen wissen.

Auch Schach und Kartenspiele kann der Blinde erlernen, letzteres unter gewissen Voraussetzungen auch mit sehenden Spielern. Beides aber eignet sich nicht für Kinder und wird daher hier nur angedeutet.

Dagegen verdient als ein außerordentlich angemessenes Spielwerk für blinde Kinder das Bilden von allerlei Körpern aus Wachs bezeichnet zu werden, welches ihnen nicht bloß Unterhaltung gewährt, sondern auch die Finger in Tätigkeit setzt und ihre Anschauungen aus der Außenwelt verdeutlicht. Man gebe ihm nur eine oberflächliche Anweisung, wie das Wachs schon durch die Wärme der Hand erweicht und für die verschiedensten Umgestaltungen bildsam gemacht wird und bald wird das Kind allerlei Körper, deren Gestalten es kennt, eine Kugel, einen Würfel, eine Bank, einen Stuhl, Tisch, Leuchter usw. im kleinen nachbilden. Allein so wichtig ist es, dem blinden Kinde fortwährend eine angemessene Beschäftigung unter die Hände zu geben, die ihm die Zeit kürzt und seine Kräfte in Bewegung setzt, so wichtig ist es, es um jeden Preis vor dem Versinken in dumpfes Hinbrüten zu bewahren und es gleichsam zum Bewußtsein wachzurüteln aus seinem Traumleben, nicht minder wichtig ist es, das arme Geschöpf nicht zum Stillsitzen, zum Verweilen in dumpfer, ungesunder Zimmerluft zu verurteilen. Nur zu häufig leiden blinde Kinder an Skropheln. Nichts aber führt dieser Krankheitsanlage mehr Stoff zu, als der Aufenthalt in einer feuchten, veratmeten Zimmeratmosphäre. Zu diesem an sich so bedenklichen Umstande gesellt sich die leicht erklärliche Erscheinung, daß die Atmungswerkzeuge blinder Kinder infolge der Ruhe, zu welcher man sie in der wichtigen Entwickelungsperiode verurteilt, schwächlich und unentwickelt bleiben. Was wunder, daß sich gerade auf das zarte, schwächlich entwickelte Organ der Lunge tötliche Krankheitsstoffe ablagern und Knoten oder Tuberkeln bilden, daß jede kleine, nie ganz zu vermeidende Erkältung sich auf das kranke Organ wirft und als bedenkliche Lungenentzündung auftritt, und so der Keim aufwuchert, aus welchem über lang oder kurz die tötliche Lungentuberkulose sich entwickelt, die nur zu häufig

dem siechen Dasein des Beklagenswürdigen ein frühes Ziel setzt. —

Das sehende Kind läßt sich zu solcher Sklaverei nicht verurteilen und keinem wird es beikommen, ihm solchen widernatürlichen Zwang aufzuerlegen. Der Sonnenstrahl, die milde Frühlingsluft, der kühle Baumschatten, der grüne Rasenteppich, tausend reizende Naturstimmen locken das Kind hinaus ins Freie, sobald es nur die Füße regen kann zum Gehen. Es tummelt sich lustig umher in der kleinen lebensvollen Welt, die es umgibt, weckt und bildet in reger Bewegung seine Kräfte und seine Lebenswerkzeuge und trinkt in dem frischen Balsam der Luft das wohltätigste und naturgemäßeste Heilmittel gegen jenes verheerende Siechtum, das wie ein giftiger Wurm an den zarten Wurzelfasern des Lebens nagt. Das arme blinde Kind vernimmt in seiner öden Kerkerhöhle die Stimmen der Lust von seinen jugendlichen Genossen. Auch in ihm regt sich der Trieb, die Schwingen zu breiten und ihnen im Fluge zu folgen, es vermag es nicht. Festgeschmiedet an seinem Sitz sinkt es nur in tieferes Hinbrüten. Umnachtet, wie sein Auge, bleibt auch sein Geist, und wie das kränkelnde Stubenpflänzchen hinter der Scheibe, entwickelt sich auch sein leibliches Leben nur kümmerlich und dürftig.

Darum, o Vater, o Mutter des blinden Kindes, sperrt es nicht ein in die Kerkernacht eurer dumpfen Stuben. Wie die Pflanze ohne Licht und ohne Sonne, muß es hier verkommen und verkümmern. Leitet es hinaus in die freie Natur, laßt es Kind sein mit anderen Kindern, laßt es teilnehmen an ihren schuldlosen Spielen, an ihrer kindlichen Lust, laßt es selbst sich mit ihnen herumtummeln, soweit dies irgend ohne Gefahr geschehen kann. Nichts wirkt entwickelnder und anregender auf das Kind als der Verkehr mit seinesgleichen. Spielend eignet es sich ihre Fertigkeiten, ihre Begriffe, ihre Sprache an und bildet sich leichter nach lebendigen Mustern, als nach Vorschriften. Suchet daher zum Umgange mit dem blinden Kinde sehende Kinder, womöglich höheren Alters, höherer Bildung und vor allen Dingen gute, gemütvolle Kinder, welche die Pflicht erkennen, Beschützer der Blinden zu sein gegen mutwillige Neckereien seiner unverständigen Spielgenossen. Dies wird seinen Wetteifer anregen, es den Sehenden gleich zu tun. Es wird seine Tatkraft wachrufen, sich selbst aus

kleinen Verlegenheiten zu ziehen, es wird ihm besser als berechneter Unterricht eine große Summe von Anschauungen aus der Außenwelt zuführen. Es wird auch sein Gemütsleben wohltuend ansprechen, wenn ihm die Gelegenheit geboten wird, Freundschaft zu empfangen und zu erwidern. Man beschränke übrigens den Verkehr des blinden Kindes nicht bloß auf den Umgang mit seinen Geschwistern, noch weniger aber auf den mit einem anderen blinden Kinde, das sich etwa noch am Orte befindet. Dies erzeugt nur Einseitigkeit. Weit anregender wird sich der mannigfaltige Wechselverkehr mit Fremden erweisen. Aber man wähle sorgfältig nur wohlerzogene, gutgeartete Spielgenossen für das blinde Kind und scheide tunlichst alle rohen sittenlosen Elemente aus. Tiefer, als in der Seele des Vollsinnigen, haftet in dem zähen Gedächtnisse des Blinden das gehörte Wort. Oft sind die Eindrücke, die so in der frühesten Kindheit auf sein Gemüt gemacht worden sind, unverwischbar für das ganze Leben, Aufforderung genug, jedes rohe, sittenlose Wort in seiner Nähe zu vermeiden, um nicht durch sein nur zu treues Gedächtnis seinen Geist zu verunreinigen.

Man hat daher auch, wenn man dem Kinde Unterhaltungsschriften vorliest, bei der Auswahl derselben große Behutsamkeit anzuwenden. Nur zu leicht kann es geschehen, daß bei dem meist sehr treuen Gedächtnisse des Blinden ein Same des Bösen in sein Herz gestreut werde, der nicht wieder ausgetilgt werden kann. Es kann daher auch nicht genug empfohlen werden, häusliche Andachtsübungen regelmäßig vorzunehmen und auch das blinde Kind dazu zu ziehen und dabei, soweit möglich, mittätig sein zu lassen. So kann es zum Beispiele regelmäßig das Tischgebet sprechen, auch sein Morgen- und Abendgebet laut verrichten. Die Erfahrung lehrt, daß solche frommen Familienübungen in den zarten Gemütern der Kinder lebenslänglich unverlöschbare Eindrücke hinterlassen haben und eine Quelle des Segens geworden sind für ihre ganze Zukunft.

Vom Ankleiden.

Ordnung ist für den Blinden ein zwiefaches Bedürfnis. Das blinde Kind muß daher frühzeitig zu einer Tugend angeleitet werden, die ihm in Zukunft ganz unentbehrlich ist. Hierzu aber dient als wesentliches Bildungsmittel der Anzug. Wie

jedes sehende Kind muß es ebenfalls angehalten werden, hierbei sich selbst zu bedienen und nach und nach der Hilfe anderer zu entbehren. Man scheue die Mühe nicht, die es anfänglich verursacht, ihm allmählich alle die kleinen Handfertigkeiten anzubilden, die zum Ankleiden erforderlich sind. Erworben müssen sie werden, und das blinde Kind kann sie nicht absehen, wie das vollsinnige, sondern muß sie durch Handführen und genaue Beschreibung, durch tägliche Wiederholung und Uebung erlernen. Man fange mit dem Leichtesten an, zeige dem Kinde zuerst, wie es einen Strumpf, einen Schuh, ein Kleidungsstück anzufassen und zu halten hat, um es dem Körper anzupassen und benenne und beschreibe ihm die einzelnen Teile jedes Stückes und ihre Bestimmung, wiederhole auch durch Abfragen das Erlernte so oft, bis man überzeugt ist, daß es das Kind vollständig begriffen hat. Auch hier macht Uebung den Meister. Man lasse daher häufig, wenn ein Kleidungsstück angelegt ist, dasselbe sofort wieder ausziehen und die Arbeit von neuem beginnen, bis die nötige Fertigkeit erreicht ist. Man lasse durchaus nicht ab, bis das Kind dahin gelangt ist, einen Knopf auf- und zuzuknöpfen, ein Heftel auf- und zuzumachen, einen Knoten und eine Schleife zu knüpfen, die Schuhe oder Stiefeln selbst an- oder auszuziehen, überhaupt beim An- und Auskleiden sich selbst zu bedienen. Erfordert dies im Anfange viel Zeit, so muß man bedenken, daß es noch weit mehr Zeit und Mühe erfordert, dies alles dem Blinden lebenslänglich machen und ihn fortwährend bedienen zu müssen. Wer diese Mühe scheut, der hat kein Recht, über die größere Hilfsbedürftigkeit des blinden Kindes zu klagen, die er selbst, nicht das Kind, verschuldet hat. Denn schon nach wenigen Monaten wird es, wie seine sehenden Genossen, sich selbst behelfen und bedienen können, wenn ihm diese Mühe und Sorgfalt täglich wenigstens eine halbe Stunde lang gewidmet worden ist.

Hierbei wird allenthalben vorausgesetzt, daß der Anzug selbst dem Kinde angemessen und von einem Zuschnitte sei, daß es mit dem An- und Auskleiden zu stande kommen könne. Heftel und Knöpfe dürfen daher nicht auf dem Rücken befindlich sein. Der Anzug darf den Körper nicht beengen und drücken, aber auch nicht übertrieben weit und flatternd sein, weil dann das Kind leicht hängen bleibt. Für Knaben empfiehlt sich besonders eine einfache Kutte mit Ledergürtel, wobei

dann Weste und Halstuch entbehrlich wird, für Mädchen ein einfaches, an der Vorderseite mit Hefteln versehenes Ueberkleid. Stecknadeln vermeide man der Gefährlichkeit halber. Die Mütze muß mit einem Riemen versehen sein, weil der Blinde sie nicht wieder suchen oder ihr nachlaufen kann, wenn sie der Wind ihm nimmt. Sowohl die Kleidungsstücke der Knaben als Mädchen müssen mit Taschen zur Aufbewahrung des Taschentuches versehen sein, an dessen Gebrauch sie frühzeitig gewohnt und worin sie ebenfalls unterwiesen werden müssen. Für Mädchen empfiehlt sich besonders eine offene Umhängetasche. Die Schuhe müssen über den Knöcheln mit Schnallen oder Klammern befestigt werden, was der Einfachheit und größeren Festigkeit wegen bei dem Blinden vorzuziehen ist.

Beim Anzuge gewöhne man das Kind zu strenger Regelmäßigkeit, störe aber auch die einmal hergebrachte und dem Blinden geläufig gewordene Ordnung nicht durch öftere Veränderungen, die überhaupt in einem Hauswesen, wo ein Blinder sich bewegen soll, immer bedenklich sind und wohl erwogen werden müssen. Das Kind muß seinen bestimmten Ort haben, wo es des Abends seine Kleidungsstücke wohlgeordnet und in bestimmter Reihenfolge niederlegt und des Morgens beim Aufstehen wiederfindet, und muß angehalten werden, die in der Natur der Sache liegende Reihenfolge zu beobachten. Ebenso gewöhne man das Kind, etwaige Schadhaftigkeiten an seinem Anzuge selbst zu bemerken und zur Kenntnis zu bringen. Man helfe aber auch solchen kleinen Mängeln sofort ab und verleite das Kind nicht selbst zu der Meinung, daß es ohne Verletzung guter Ordnung und Schicklichkeit auch in defektem Anzuge erscheinen könne.

Ueberhaupt ist bei dem Anzug nicht außer Betracht zu lassen, daß der Blinde für Schönheit und Wohlanständigkeit in der äußeren Erscheinung wenig oder keinen Sinn hat. Viele Dinge sind für ihn durchaus nicht verletzend oder unanständig, eben weil er sie nicht sieht. Eitelkeit in Bezug auf seinen Anzug kennt er daher nicht. Er bedarf auch dazu erst der Anleitung. Wenn ein Kleidungsstück ihn wärmt und schützt, so wird er nicht sehr nach seiner Beschaffenheit fragen und daher leicht gegen das Wohlanständige verstoßen. Er wird daher auch dem neuen Anzuge im Verhältnisse zu dem alten keine erhöhte Aufmerksamkeit schenken, weil ihm der Maßstab abgeht, den Unterschied

zwischen beiden zu messen. So wenig nun damit empfohlen werden soll, Kinder frühzeitig zu einer Ueberschätzung des Aeußern, zu Eitelkeit im engeren und fehlerhaften Sinne anzuleiten, so ist doch vor der völligen Vernachlässigung des Aeußeren ebenso entschieden zu warnen und besonders bei Blinden, welche ohne Anregung von außen ihr äußeres Erscheinen ganz unberücksichtigt lassen. Dadurch aber versinken sie leicht in eine Gewöhnung an Unordentlichkeit und Unsauberkeit, wodurch sie ihrer Umgebung zur größten Last, ja wahrhaft zum Ekel werden müssen. An die Gewöhnung zum Wohlanständigen im Aeußeren aber knüpft sich sehr leicht die innere sittliche Zucht. Man gewöhne daher das blinde Kind frühzeitig an das Streben, auch durch sein äußeres Erscheinen wohlzugefallen, also zu erlaubten oder vielmehr gebotenen Eitelkeit, wenn man jenes Bestreben also nennen will. Das Lob, welches man ihm in dieser Hinsicht erteilt, und erteilen muß, wird seinen Ohren allerdings anfangs unverständlich klingen, weil ihm der Gegenstand unverständlich ist, auf den es sich bezieht. Allein es wird ihm gleichwohl wohlgefallen, und es wird das Streben in ihm erwachen, es zu verdienen. In solcher Weise wird auch das blinde Kind nach und nach aufhören, gleichgültig zu sein gegen das Urteil anderer über sein Aeußeres. Diese ihm ganz natürliche Gleichgültigkeit wird allmählich dem Streben weichen, ihnen wohlzugefallen und damit ist, wie sich leicht begreift, auch eine wichtige Grundlage gewonnen für seine sittliche Bildung.

Vom Essen.

Die natürlichsten Eßwerkzeuge sind die Finger. Auch das blinde Kind wird sich ihrer zunächst zu dieser Verrichtung bedienen. Soll es aber dabei gelassen werden? Was würde man über einen Mann urteilen, der mitten unter den Einflüssen unserer gesellschaftlichen Bildung den Gebrauch unserer künstlichen Eßwerkzeuge nicht begriffen hätte? Der seine Speisen mit den Fingern erfassen und zum Munde führen wollte? Und doch ist dies nicht aus der Luft gegriffen. Leider kommen Beispiele solcher Verwahrlosung unter den Blinden vor. Es sind der hiesigen Blindenanstalt dreißigjährige Blinde zur Aufnahme präsentiert worden, welche den Gebrauch des Löffels

nicht kannten. Sie wußten nicht, daß der Löffel mit den drei ersten Fingern der rechten Hand am Ende des Stieles so gefaßt werden müsse, daß seine Hohlung nach oben gekehrt sei, daß, um die Speise zum Munde zu führen, ohne sie zu verlieren, der Löffel wagerecht gehoben und durch eine Biegung des Ellenbogens dem Munde langsam genähert werden müsse. Die Finger, welche den Löffel hielten, gelangten der vieljährigen Gewohnheit nach zum Munde, der Löffel aber nahm regelmäßig, nachdem unterwegs sein Inhalt verloren gegangen war, die Richtung nach dem linken Ohre. Hier half keine Anweisung mehr. Man mußte das dreißigjährige unmündige Kind, wie es bis dahin von der Mutter gewöhnt worden war, entweder füttern, oder ihm gestatten, tierisch die Schüssel auszutrinken oder sonst mit den Fingern zu leeren. In seinem 33. Jahre war dem Unmündigen die Mutter weggestorben, die bis dahin diese und alle übrigen Dienstleistungen an ihm verrichtet hatte. Wer wird fernerhin ihre Stelle vertreten? Wer soll diesen mehr als tierisch Unmündigen verpflegen und zu Mitgenossen seines Hauses erwählen? Und gleichwohl war er nichts weniger als blödsinnig. Er hatte Gefühl und Tränen für seine unbeschreiblich traurige Lage. Aber der Scharfsinn der Menschenliebe mühte sich vergeblich, ihn zu retten, ihn so spät noch für einen menschenwürdigen Zustand zu gewinnen.

Siehe hier, o Mutter, an diesem aus dem Leben genommenen Beispiele — Name und Ort könnte genannt werden — welches unbeschreiblich traurige Los du deinem armen, unglücklichen Kinde bereitest, wenn du die Mühe scheust, ihm alle die kleinen Fertigkeiten und Geschicklichkeiten einzuüben, welche das Leben von jedem von uns fordert. Lerne Dir selbst helfen. Das sei und bleibe bei der Erziehung des blinden Kindes immer der leitende Grundsatz. Das eigentliche Unglück des Nichtsehens besteht weit weniger in der Entbehrung mehrfacher Lebensgenüsse, als in der größeren Hilfsbedürftigkeit und Abhängigkeit, wozu sich der Blinde verurteilt sieht. Lerne Dir selbst helfen. Das muß also bei allem, was man dem Blinden tut und nicht tut, als letztes Ziel ins Auge gefaßt werden. Auch Essen aber muß das blinde Kind erlernen. Von anderen absehen kann es sich hierbei nichts, was der Anstand erfordert. Es bedarf daher der Anleitung, die aber nur den Zweck haben darf, es dahin zu bringen, daß es allein mit

Schicklichkeit essen und der Hilfe entbehren kann. Man muß ihm aber hierbei tunlichst entgegenkommen. Zuerst zeige man dem Kinde die Beschaffenheit und Bestimmung der zum Essen erforderlichen Gerätschaften, die Art ihrer Behandlung und wie der Kopf dabei gehalten, die Finger gebraucht, die Arme bewegt werden müssen. Anfänglich wird man sich auf den Gebrauch des Löffels beschränken müssen. Doch erlernt der Blinde auch durch Uebung die Führung von Messer und Gabel. Der Sicherheit wegen gebe man dem Kinde statt eines spitzen ein abgerundetes Messer. Doch wird es bei der dem Blinden eigenen Vorsicht später auch ein spitzes Messer handhaben lernen, namentlich zum Schälen von Kartoffeln, wobei das Messer nahe an der Spitze gefaßt werden muß. Um zu verhüten, daß die Speise nicht über den Rand des Tellers geschoben werde und den Tisch verunreinige, gewöhne man es mit der linken Hand ein Stück Brotrinde oder die Gabel an der Stelle vorzuhalten, wo der Löffel dem Rande sich nähert. Auch kann man dem Kinde ein Zinnschüsselchen vorsetzen, dessen oberer Rand nach innen gebogen ist, wodurch das Herausfallen der Speisen am sichersten verhütet wird. Ferner muß das Kind angeleitet werden, sich durch Fühlen mit dem Löffel oder der Gabel Kenntnis von dem Anhäufen der Speise an dem oder jenem Orte zu verschaffen, die zerstreuten Teile der Speisen mit dem Löffel zusammenzubringen, oder durch Neigung des Tellers oder der Schüssel an der tiefsten Stelle anzuhäufen, den Löffel wagerecht und ohne den Inhalt zu verschütten, zum Munde zu führen, nicht mit dem Munde dem Löffel entgegenzugehen, den Hitzegrad der Speisen vor dem Genusse vorsichtig mit den Lippen oder der Zungenspitze zu prüfen, sie durch gelindes Blasen, ohne sie zu verspritzen, abzukühlen, den Mund nicht zu voll zu nehmen, die Lippen beim Kauen zu schließen, und überhaupt alles beim Essen zu beobachten, was schicklich ist und was das sehende Kind infolge bloßen Absehens nachtut. Um Verunreinigung des Tisches zu verhüten, stelle man neben den Teller des Blinden immer ein leeres Schüsselchen, worauf er Schalen, Kerne, Knochen und sonstige ungenießbare Abgänge legen könne, welche sehende Personen auf den Tellerrand abzulegen pflegen, was aber dem Blinden nicht wohl angesonnen werden kann. Auf jeden Fall aber enthalte man sich, das Kind auch dann noch zu füttern,

wenn es in seiner körperlichen Entwickelung bereits dahin gelangt ist, sich selbst bedienen zu können. Um sich darüber klar zu werden, welches Verfahren hierbei allenthalben einzuhalten sei, kann als ziemlich sicheres Mittel empfohlen werden, daß man selbst mit geschlossenem Auge verrichte, was man dem Blinden ansinnt. Indem man selbst auf den Gebrauch des Auges verzichtet, wird man am leichtesten die kleinen Handgriffe und Hilfsmittel kennen lernen, welche in Anwendung zu bringen sind, um den Blinden zur Selbsttätigkeit zu befähigen. Auch das Einschenken von Flüssigkeiten kann bei nötiger Vorsicht von dem Blinden verrichtet werden, ohne daß davon etwas vergossen wird. Entweder wird er an der nach oben zunehmenden Kälte, welche das Getränk dem Glase mitteilt, oder an der Schwere, oder auch an dem Geräusche, welches das Eingießen der Flüssigkeit in das Glas verursacht, gewahr werden, wenn das Gefäß hinreichend gefüllt ist. Es werden daher auch derartige Uebungen anzustellen sein.

Verhütung übler Angewohnheiten.

Es ist jederzeit leichter, eine üble Gewohnheit zu verhüten, als auszurotten. Dies gilt ganz besonders von den Blinden, der für alle seine Tätigkeiten eine große Zähigkeit und ausdauernde Beharrlichkeit besitzt. Er hält fest, was er einmal ergriffen hat, und läßt sich von einem einmal betretenen Weg schwer wieder verdrängen. Dies gilt ebensowohl vom Guten, als vom Bösen. In dieser Eigentümlichkeit aber liegt eine starke Aufforderung für seinen Erzieher, sie zum Guten nutzen und alles Ueble sorgfältig von ihm fernzuhalten.

Zuförderst verdeutliche man sich, daß alle diejenigen Dinge, die von Vollsinnigen mit Rücksicht auf das Sehen für unanständig gehalten werden, für den Blinden diesen Charakter nicht haben und nicht haben können. Für ihn gibt es durchaus nur hörbare Unanständigkeiten. Deren aber sind gerade die wenigsten. Die meisten Handlungen, welche die Sitte für anständig oder unanständig erklärt, sind vom Sehen entlehnt und auf das Auge berechnet. Auch sie aber muß der Blinde kennen und beziehentlich vermeiden lernen und eben hierin bedarf er einen täglichen und lang dauernden Unterricht und es erfordert viel Geduld und Ausdauer, ihn zu erteilen. Alles was Anstand,

Schicklichkeit und Schamhaftigkeit erfordern oder verbieten, muß er wie jedes sehende Kind kennen lernen, um es beobachten zu können. Grobe Verstöße dagegen würden ihn im späteren Leben sehr mißfällig, ja widerlich und unerträglich machen und seinen Angehörigen nicht selten peinliche Verlegenheiten bereiten. Man belehre ihn daher, wie er sich beim An- und Auskleiden zu stellen, zu setzen und zu verhalten hat, ohne den Körper unanständig zu entblößen. Man rege frühzeitig in ihm das Schamhaftigkeitsgefühl an, mache ihn auf die rechte Art aufmerksam, wie er seine natürlichen Bedürfnisse zu befriedigen habe, gebe ihm auch dafür anständige Bezeichnungen und halte ihn an, davon nicht ohne schamhafte Zurückhaltung und nur mit leiser Stimme zu reden. Hiernächst belehre man das Kind, wie es sich in verschiedenen gesellschaftlichen Beziehungen zu verhalten habe, was beim Grüßen und Danken, beim Eintritt in ein Zimmer und beim Weggehen, auf der Straße, in der Kirche, beim Essen und Trinken, im Verkehre mit Vornehmeren usw. zu beobachten ist. Man mache es aufmerksam, bei welcher Gelegenheit es den Kopf zu entblößen, wie es sich zu verneigen, daß es vor dem Eintritt in die Stube vorher an die Tür zu klopfen, höheren oder älteren Personen nachzutreten, beim Sprechen das Gesicht, nicht den Rücken nach der angeredeten Person zu kehren habe, beim Gähnen, Husten oder Niesen das Gesicht von den Umstehenden abwenden und die Hand oder das Taschentuch vor das Gesicht halten müsse und dergl. mehr. Hierdurch werden Blinde ihren Umgebungen weniger lästig, als sonst wohl der Fall ist. Sie treten mit den Sehenden auf gleiche Stufe, worin sie überhaupt gern einen Ehrgeiz setzen, und erlangen nach und nach auch in der Umgangskunst diejenige Fertigkeit und Sicherheit, welche sie befähigt, auch gebildeten Personen nahezutreten, ohne gegen die hergebrachten Formen zu verstoßen.

Manche Unarten aber sind den Blinden eigentümlich und müssen mit allem Ernste nach Befinden mit Strafanwendung verhütet oder abgestellt werden. Denn es ist in der Tat eine sehr falsche Barmherzigkeit, Unarten am Kinde zu dulden, welche es in Zukunft der Liebe und wohlwollenden Teilnahme anderer verlustig machen, an die es wesentlich gewiesen ist, ja ohne welche es gar nicht existieren kann. So haben viele Blinde die Gewohnheit, mit einem Finger die Augen in ihre

Höhlen zurückzudrücken und dadurch einen Nervenreiz hervorzubringen, welcher die mangelnde Reizung durch das Licht ersetzen soll. Man hat daher dieses Bohren in den Augen, welches einen überaus widerlichen Anblick gewährt, den „Lichthunger“ der Blinden genannt. Andere haben die Gewohnheit, beim Sitzen oder Stehen den Körper fortwährend in einer wiegenden Bewegung nach unten zu neigen, beim Stehen überdies sich fortwährend um sich selbst zu drehen, ohne den Ort zu verlassen. Sie tun dies völlig gedanken- und absichtslos, ja gerade, wenn sie beim Sprechen ihre Gedanken sammeln, machen sie immerfort redend diese wogende, drehende Körperbewegung, welche ihren Grund darin hat, daß der Blinde seine Bewegungen nicht in die Ferne richten kann, also den sichern Standpunkt dazu wählt, den er einnimmt, und sie auf den kleinsten Raum beschränkt, wo er sicher ist, sich nicht zu stoßen oder sonst gehemmt zu sehen. Noch andere gestikulieren mit den Händen und Beinen beim Sprechen auf eine auffällige Weise. Sie verdrehen die Arme, verfallen in ein zappelndes Hüpfen, oder fahren mit den Fingern, der Hand in schneller, zitternder Schwingung auf und ab vor dem Auge, was namentlich diejenigen zu tun pflegen, welche noch einigen Schein haben. Die Wahrnehmung eines vor ihrem Auge sich bewegenden und auf- und abwärts schwingenden Schattens gewährt ihnen nämlich Vergnügen und ist gewissermaßen ein Ersatzmittel für das mangelnde Sehen. Oft verzerren auch die Blinden ihre Gesichtszüge auf eine widerlich auffallende Weise. Auf der Stirn ziehen sie häßliche Falten zusammen. Ueber ihre Gesichtsmuskeln zucken wie Wetterleuchten oft die abscheulichsten grinsenden Grimassen eines Affenantlitzes. Wie widerlich abschreckend die Blinden hierdurch nicht bloß ihrer Umgebung, die sich doch zuletzt an diese Dinge gewöhnt, sondern besonders solchen Personen werden müssen, die an ihren Umgang nicht gewöhnt sind und ihre Eigentümlichkeiten nicht kennen, liegt auf der Hand. Man achte daher auf alle solche Untugenden und berücksichtige auch hier, daß das blinde Kind in seinem äußeren Erscheinen sich so wenig als möglich von sehenden Kindern unterscheiden dürfe. Es läuft nur zu leicht Gefahr, anderen durch derartige Auffälligkeiten mißfällig und lästig zu werden. Besonders aber ist die Jugend geneigt, die lächerliche Seite der Dinge aufzufassen und so muß gerade hierin ein

Hauptgrund zu den Neckereien und Beleidigungen gesucht werden, welche sehende Kinder gegen Blinde sich zuschulden kommen lassen, wodurch nicht selten bei ihnen auch der Grund zu einer Verkrüppelung des Charakters gelegt wird. Auch verberge man sich nicht, daß durch Duldung derartiger Untugenden nur zu leicht dauernde Körperverunstaltungen und lebenslängliches Siechtum hervorgerufen werden. Man verhüte daher sorgfältig, daß Kinder nicht sich gewöhnen krumm zu sitzen, zu stehen oder zu gehen, eine Schulter über die andere zu heben, den Kopf zwischen beide Schultern einzuziehen, mit den Gliedern zu wackeln, den Mund offen zu behalten und dergl. mehr. Man belehre das Kind, daß es dadurch anderen mißfällig und deshalb von ihnen gemieden wird. Allein man begnüge sich nicht, das Streben, zu gefallen, in dem Kinde anzuregen. Als eine sehr angemessene und ungefährliche Strafe namentlich für solche Unarten, bei denen die Hände gemißbraucht werden, kann das Zusammenbinden der Hände mit einem Tuche für einige Zeit empfohlen werden, was namentlich lebhaften Kindern in kurzer Zeit außerordentlich beschwerlich wird und eine wohltätige Furcht einflößt. Um dem Kinde das Geradesitzen möglich zu erleichtern, gebe man ihm ein seiner Größe entsprechendes Stühlchen mit einer ihm bequemen erreichbaren Rückenlehne. Namentlich sinne man dem Kinde, auch wenn es heranwächst, nicht an, auf einer Bank ohne Lehne gerade zu sitzen, was für die Länge der Zeit geradezu unmöglich ist. Die Gewohnheit des Blinden, sich durch Betasten Kenntnis der Dinge um ihn her zu verschaffen, verbunden mit seiner höheren Empfänglichkeit für Reizungen der ihm verbliebenen vier Sinne, erklärt, warum er gerade der Gefahr mehr als andere Kinder ausgesetzt ist, in das Laster der Selbstbefleckung zu verfallen und dadurch sein geistiges und körperliches Leben zu zerrütten. Es kann dies ohne grobe Mitverschuldung ihrer Angehörigen nicht geschehen. Das Kind weiß im wahren Sinne des Wortes nicht, was es tut, und wenn es zu diesem Wissen gelangt, kommt die Hilfe oft schon zu spät. Man überwache daher den Blinden sorgfältig und mit steter Aufmerksamkeit. Man sorge dafür, daß er immer beschäftigt ist und nicht in langweiliges Hinbrüten versinkt, welches am leichtesten derartige Ausartungen erzeugt. Ueberhaupt ist Langeweile der eigentliche Fluch und die wahre Qual der Blindheit. Auch das

blinde Kind will beschäftigt, will angeregt sein von der Außenwelt. Man entziehe ihm diese Anregung nicht. Man sorge dafür, daß es immer beschäftigt ist, daß es nicht bloß stillsitzend seine Stunden langweilig hinbringt. Man lasse es seine Kräfte üben durch angemessene Anstrengungen und sich ermüden. Einige leichte Turnübungen, zu denen weder künstliches Gerät, noch ein gelehrter Lehrer erforderlich ist, werden hier die besten Dienste leisten und das arme Geschöpf am erfolgreichsten auch vor der Ausartung des Geschlechtstriebes bewahren.

Uebungen des Geruches und Geschmackes.

Geruch und Geschmack, zwei sehr nahe miteinander verwandte Sinne, sind oft bei Blinden sehr wenig entwickelt. Sie werden offenbar durch das Sehen in ihrer Wirkung verstärkt, wie sich jeder, z. B. beim Tabakrauchen im Dunkeln überzeugen kann. Man versäume daher nicht, auch hierin Uebungen mit dem blinden Kinde anzustellen und knüpfe namentlich an alle derartigen Wahrnehmungen die erforderlichen Belehrungen. Speisen und Getränke üben zwar den Geschmack frühzeitig. Allein es ist nötig, daß man dem Kinde auch für verschiedene Geschmäcke das rechte Wort an die Hand gebe, daß man ihm also sage, dies schmecke süß, sauer, bitter, herbe usw. Ebenso muß man auf die verschiedenen Abstufungen hinweisen und das Kind anleiten, ohne Anwendung des Tastsinnes oder Geruches verschiedenschmeckende Dinge durch den Geschmack zu unterscheiden, z. B. die verschiedenen Arten des Fleisches, ähnliche Obstarten, Gemüsearten usw. Nicht als Näscherei, sondern als Quelle der Belehrung benutze man dazu auch fremde Natur- und Kunstprodukte, wie Feigen, Datteln, Johannesbrot, Lackritzensaft, Syrup, Honig, Gewürze verschiedener Art und belehre hierbei immer das Kind über die Bereitung, die Heimat, den Nutzen, die Unterscheidungsmerkmale der Dinge, die man ihm kennen gelehrt hat. So wird auch hierdurch das geistige Leben des Kindes angeregt, die Summe seiner Anschauungen aus der Außenwelt vermehrt und der Mangel eines so edelen Sinnes, als das Gesicht ist, tunlichst ausgeglichen werden.

Von gleicher Wichtigkeit sind die Uebungen des Geruches.

Auch sie knüpfen sich zunächst an genießbare Gegenstände an. Das Kind muß also lernen, die Speisen, mit denen man im Hause oder in der Küche hantiert, durch den Geruch zu unterscheiden. Wie riechen Bohnen, Gurken, Spargel, Kartoffeln, Kohl, Möhren, Petersilie, Kümmel usw., im frischen und gekochten Zustande? Wie unterscheiden sich Honig, Syrup, Oel, Essig, Wein, Branntwein, Bier usw. durch den Geruch? Welches ist Nelke, Zimmt, Muskatnuß, Pfeffer, Ingwer, Kalmus, Pfeffermünze, Anis, Fenchel? Unterscheide durch den Geruch Rose, Nelke, Veilchen, Lindenblüte, Orange, Salbei, Vanille, Spicke, Reseda, Basilikum? Diese und ähnliche Uebungen müssen immer so angestellt werden, daß man schnell mit den Gegenständen abwechselt und das Kind raten läßt, was es riecht. Dies wird ihm nicht bloß Unterhaltung gewähren, sondern auch eine unerschöpfliche Reihe von Belehrungen aufschließen. Zu diesem Behufe lege man sich eine kleine Sammlung riechbarer Gegenstände an, sowohl fester als flüssiger, und wiederhole diese Uebungen so oft, bis das Kind alles, was es riecht, sofort richtig zu benennen weiß, wobei natürlich nicht bloß auf Wohlgerüche Bedacht zu nehmen ist. So wird der Blinde nach und nach dahin gelangen, daß er selbst sehr feine Unterscheidungsmerkmale in sich aufnimmt, die Beschaffenheit vieler Dinge nach ihrem Geruche prüfen und erkennen lernt und eine lebhaftere Teilnahme gewinnt für alles, was ihn umgibt. Denn die starre leblose Unempfindlichkeit vieler Blinden für alles, was um sie her geschieht, ist wesentlich eine Folge vom Mangel an Kenntnis der Dinge. Indem man seine Erkenntnis vermehrt, erweitert man nicht bloß die enge Welt, die ihn umgibt, sondern man macht sie ihm auch durch Verständnis bedeutungsvoll.

Uebungen des Gehörs.

Weit wichtiger aber noch sind für den Blinden die Uebungen des Gehörs, welches in vielen Stücken ihm den Mangel des Gesichts ersetzen, ihn leiten und warnen und ihm Kenntnis seiner Umgebung zuführen muß. Schon aber ist angedeutet worden, daß man frühzeitig beginnen müsse, das geistige Leben des Kindes durch sanften, wohllautenden Gesang anzuregen. Tönendes Spielzeug, wie z. B. die Mund- oder Blasharmonika, setzen die also gegebenen Anregungen fort. Das Ohr des Kindes

wird bald an sanften, süßen Klängen ein freudiges Behagen finden. Eine der ersten und notwendigsten Uebungen, die man vorzunehmen hat, besteht nun aber darin, daß man das Kind lehrt, nach dem Klange die Entfernung zu messen. Man lasse das Kind drei Schritte weit sich entfernen und rede auf dasselbe, lasse es wieder drei Schritte weit gehen und die Schritte zählen und es so immer weiter sich entfernen und führe es nach und nach dahin, aus dem veränderten Klange der Stimme die Entfernung des Sprechenden zu beurteilen. Blinde bringen es oft hierin zu einer außerordentlichen Geschicklichkeit, so daß sie das Lebensalter der Personen, mit denen sie reden, die Größe und Gestalt des Zimmers, in dem sie sich befinden, die Stellung der größeren Möbel, die Beschaffenheit der Fenster, Rouleaux und Vorhänge oft mit großer Sicherheit bestimmen können. Ferner lasse man Gegenstände von verschieschiedenem Stoffe, verschiedener Größe und Bildung in der Nähe des Kindes fallen und von ihm benennen und wieder aufheben, oder man rolle eine Kugel, ein Geldstück, einen Holzteller und lasse es dem Klange nach die Stelle suchen, wo der bewegte Gegenstand liegen geblieben ist. Blinde Kinder müssen auf die Verschiedenheit des Geräusches aufmerksam gemacht werden, welches entsteht, wenn man einen an sich klanglosen Körper von Holz, Pappe, Leder, Wolle, Glas, Ton, Metall fortschiebt, wirft, fallen läßt oder sonst in irgend eine hörbare Bewegung setzt. Eine sehr nützliche Uebung für das Gehör bieten die Geldmünzen dar. Der Blinde lernt nicht bloß Gold-, Silber- und Kupfermünzen nach dem Klange unterscheiden, den sie beim Niederfallen auf einen Tisch von sich geben, sondern auch die Geltung der Münzen selbst, und selbst solcher, die einander an Größe und Wertgehalt sehr ähnlich sind. Damit bringe man Körper von Blech, Glas, Stein, Holz, Eisen usw. von gleicher Gestalt und Größe in Verbindung und gewöhne das Ohr des Kindes, alle die verschiedenen Klänge, welche sie beim Fallen verursachen, zu unterscheiden und daraus die Beschaffenheit des Körpers selbst zu erraten.

Ebenso muß das Kind die verschiedenen häuslichen Verrichtungen nach dem Geräusche unterscheiden lernen, welche sie verursachen. Man versäume ja die stündlich sich darbietenden Gelegenheiten nicht, das Kind in dieser wichtigen Beziehung zu belehren und seine Wahrnehmungsfähigkeit zu schärfen. Man

richte daher häufig die Fragen an den Blinden: Was tue ich jetzt? Was geschieht hier oder dort? Was hörst du vor dem Fenster, vor der Türe, oben oder unten? Welcher Vogel sang, welches Tier schrie eben? Wessen Stimme, wessen Schritt war dies? Insbesondere ist notwendig, daß das Kind die Haustiere am Klange ihrer Stimme und am Schritte kennen und ebenso auch die Vögel an ihren Stimmen unterscheiden lerne. Auch wird es leicht aus dem Geräusche, welches das Rollen eines Wagens verursacht, dessen Entfernung, Beschaffenheit, Geschwindigkeit, Belastung und Richtung, sowie die Beschaffenheit des Weges beurteilen lernen, wenn es nur sonst auf die hierauf hindeutenden Merkmale hingewiesen wird. Durch diese und hundert ähnliche Uebungen, welche das alltägliche Leben veranlaßt und wozu der Blinde selbst durch seinen natürlichen Wissensdrang stündlich anregen wird, erlangt sein Gehör allmählich jene Schärfe und feine Unterscheidungskraft, die man oft an ihm bewundert hat und die ihm in vielen Fällen den Mangel des Gesichts ersetzt. Auch unterlasse man nicht, die Gelegenheit zu benützen, um den Blinden Musik hören zu lassen, namentlich Orgelspiel und Gesang. Dieser Genuß wird bald das öde Leben verschönen, dem er hingegeben ist und seinem ganzen Gefühlsleben eine größere Weichheit und Wärme einhauchen, möglicherweise aber auch ein Talent in ihm aufschließen, dessen weitere Entwickelung für ihn von großer Wichtigkeit werden kann. Man verwechsele übrigens nicht ein scharfes und musikalisches Gehör, wie nur zu häufig geschieht. Der Besitz des einen schließt nicht notwendig das andere ein. Das musikalische Gehör des Kindes wird sich zuerst in dem Nachbilden von Tönen zeigen. Je glücklicher das Kind hierin ist, d. h. je reiner die gehörten Töne von ihm wiedergegeben und je sicherer eine Reihenfolge von Tönen von ihm aufgefaßt und festgehalten werden kann, desto bestimmter läßt sich auf das Vorhandensein musikalischen Talentes schließen. Dem Blinden ohne weiteres, weil er blind ist, und voraussichtlich das Gehör durch Uebung geschärft hat, musikalisches Talent zuzuschreiben, ist ein ebenso gewöhnlicher als verzeihlicher Irrtum. Für Erweckung des musikalischen Talentes wird in den meisten Fällen im Elternhause wenig mehr geschehen können, als daß man dem blinden Kinde vorsingt oder vorspielt, beim Besuche des Gottesdienstes es an dem Choralgesange teilnehmen läßt,

indem man ihm Zeile für Zeile das Lied mit leiser Stimme vorsagt, von Zeit zu Zeit Orte besucht, wo es Gelegenheit hat, Musik zu hören, ihm Anweisung erteilt, die einzelnen Instrumente an ihrer verschiedenen Klangfarbe zu unterscheiden und ihm ein ganz einfaches und leicht zu handhabendes Instrument, wie z. B. eine Hand- oder Ziehharmonika in die Hand gibt. Alles weitere ist dann einem systematischen und methodisch geordneten Unterrichte sowohl im Gesange, als in Instrumentalmusik vorzubehalten.

Uebungen des Tastsinnes.

Das Gefühl, sofern es seinen Sitz in den Fingerspitzen hat, wird Tastsinn genannt. Mit Hilfe dieses Sinnes zunächst verschafft sich der Blinde Kenntnis von der Beschaffenheit, Größe, Oberfläche, Gestalt und Bestimmung der Dinge. Er muß ihm also den mangelnden Gesichtssinn wesentlich ersetzen und man könnte in diesem Sinne die Finger „seine zehn Augen" oder die Fühlhörner nennen, die er ausstreckt, um seine Umgebung zu erforschen. Wie wichtig es also sei, den Tastsinn des Blinden zu wecken und durch Uebung zu bilden, leuchtet ein. Die Bildung des Tastsinnes aber beruht in der Fertigkeit, durch Betastung die Gestalt und den Stoff der Körper zu erkennen. Beides ist also hier ins Auge zu fassen und in dieser doppelten Richtung müssen täglich Uebungen mit den Blinden vorgenommen werden. Gerade hier aber darf man sich nicht begnügen mit dem, was das alltägliche Leben des Hauses an die Hand gibt, wiewohl es auch hier von der größten Wichtigkeit ist, dem Blinden die Gelegenheit zu bieten, daß er sich durch Betastung von den ihn umgebenden Dingen Kenntnis verschaffe. Viele Dinge sind zu groß, um durch Betastung erkannt werden zu können. Wo sich also die Gelegenheit bietet, durch richtig nachgebildete, verkleinerte Modelle ihm die fehlenden Anschauungen zu geben, da versäume man solche Veranlassungen ja nicht. Beispielsweise gehören dahin die Modelle eines Wagens, eines Hauses, einer Kirche, Mühle, Windmühle, eines Brunnens, Schiffes, einer Eisenbahn, gut nachgebildete Tierformen usw., Gegenstände, die sich nicht selten in den Sammlungen guter Schulen vorfinden, weil sie beziehentlich der Veranschaulichung die besten

Abbildungen auch dem vollsinnigen Kinde gegenüber weit übertreffen. Ferner benutze man die sich darbietende Gelegenheit, dem Kinde durch Betastung ganz zahmer Haustiere ein Bild von ihrer Gestalt und Größe und von der Beschaffenheit ihrer einzelnen Teile zu verschaffen. Man vergesse nie, daß der Blinde eben mit seinen Fingerspitzen „sieht". Wie will er einen Pferdehuf, eine Roßmähne, einen Roßschweif, einen Rinds- oder Ziegenkopf, ein Hundegebiß, einen Gänse- oder Entenschnabel sich vorstellen, wenn er diese Dinge nie betastet hat? Hier wird das häusliche Leben tausend und abertausend ungesuchte Veranlassungen darbieten, das geistig einmal angeregte Kind nicht nur zu beschäftigen, sondern auch zu belehren, ihm die verhüllte Außenwelt aufzuschließen und verständlich zu machen und den Umkreis seines geistigen Lebens allmählich zu erweitern.

Anlegung eines Allerlei.

Allein, es darf hierbei nicht bewenden. Ohne große Kosten und Mühe kann man für das blinde Kind eine Sammlung sehr verschiedenartiger Gegenständde sowohl in ihrem natürlichen, als in verarbeitetem Zustande anlegen, welche dem Kinde eine reiche Menge von Anschauungen geben, es zu den lehrreichsten Uebungen veranlassen und besonders auch in den Stand setzen wird, sich selbst zu beschäftigen. Sammlungen dieser Art, die man mit dem ganz passenden Namen „Allerlei" belegt hat, fehlen in keiner wohleingerichteten Blindenanstalt und sie haben sich als eines der wirksamsten, leicht zu handhabenden und für die Blinden interessantesten Bindungsmittel bewährt. Man berücksichtige hierbei, daß der Tastsinn des Blinden in der dreifachen Richtung geübt und geschärft werden muß.

a) daß man ihn die Gestalt der Körper, ohne Rücksicht auf ihren Stoff,
b) den Stoff und die Bestandteile derselben ohne Rücksicht auf ihre Form kennen und unterscheiden lehre und
c) Beides miteinander verbinde und über die Benützung, Hervorbringung und Einrichtung der Dinge Belehrung erteile.

Zu diesem Behufe bestimmt man einen Kasten mit vielen Fächern, oder auch eine Anzahl kleiner Schachteln oder Pappkästchen, worin die Gegenstände des „Allerlei“ gesondert aufbewahrt werden. Kein Gegenstand darf größer sein, als daß ihn das Kind in einer höchstens in beiden Händen fassen kann. Um den Unterschied der Form anschaulich zu machen, wähle man Dinge von einerlei Stoff, aber verschiedener Gestalt, für die zweite Uebung Körper von einerlei Gestalt, aber verschiedenem Stoffe, also zum Beispiel Kugeln und Würfel von Holz, Glas, Horn, Metall und Thon; Tafeln in Gestalt von verschiedenen Dreiecken, Vierecken usw. von denselben Stoffen oder von Blech, Pappe, Leder, Tuch, Leinwand usw. Hierbei lasse man das Kind sorgfältig darauf achten, welche von den Dingen rund, eckig, drei- oder vier- oder vieleckig, welche flach, erhaben, glatt oder rauh, hart, weich, schwer, leicht sind. Tausend Dinge werden sich im Hause, Hofe und Garten finden, welche tastbar und tragbar sind und wenigstens eine Zeitlang und bis sie ihren Zweck erreicht haben, dem „Allerlei“ einverleibt werden können. Mischt man von Zeit zu Zeit neue, dem Kinde noch unbekannte Sachen darunter, so erhält sich hierdurch der Reiz der Neuheit. Man lasse sich von dem Kinde nicht bloß den Namen, sondern auch den Stoff und die Form angeben, belehre es über andere Merkmale, die Zubereitung, Eigenschaften und den Gebrauch der Dinge, die es unter seinen Händen hat, lehre es auch durch Anwendung anderer Sinne dieselben zu unterscheiden, z. B. Wachs, Talg, Seife, Draht von Eisen, Messing, Blei, und so wird durch verständigen Gebrauch dieser nützlichen Sammlung das geistige Leben des Kindes, das sonst aus Mangel an äußerer Anregung leicht in Stumpfsinn verfallen kann, auf die erfolgreichste Weise angeregt und gehoben werden.

Zu diesem allen füge man eine Sammlung von Körnern, Samen und Früchten, so verschieden und mannigfaltig, als man sie haben kann. Sind diese Dinge für den Sehenden in der Regel sehr leicht zu unterscheiden, so werden sie von dem Blinden der Aehnlichkeit in der Form halber oft verwechselt. Man lehre alle diese Ding dem Kinde erst gesondert kennen, z. B. Kirsch-, Pflaumen-, Pfirsich-, Aprikosenkerne, Mandeln, Wallnüsse, Haselnüsse, Bohnen aller Art, Erbsen, Wicken, die verschiedenen Getreidearten, Hirse, Hanf,

Reis, Kaffee usw. und mische dann mehrere dieser Dinge untereinander, um sie von dem Kinde wieder sondern zu lassen.

Ebenso kann eine Mustersammlung verschiedener Zeuge, die sowohl ihrem Stoffe als ihrer Verarbeitung nach sich unterscheiden, sehr nützlich werden, den Tastsinn des Blinden zu schärfen. Er wird nicht bloß leinene, baumwollene, seidene, wollene und andere Stoffe erkennen und unterscheiden lernen, sondern auch ihre verschiedenen Abstufungen nach Feinheit und Muster. Auch hartes und weiches Holz, Blätter von Bäumen, Zweige von Sträuchern, Baumrinden verschiedener Art, frische und getrocknete Früchte, Gewächse aller Art aus Garten und Feld wird der Blinde nach und nach kennen und unterscheiden lernen und durch solche Kenntnis der ihn umgebenden Dinge dem Vollsinnigen nähergerückt oder gleichgestellt werden.

Auch in der Beurteilung der Stärke oder Feinheit verschiedener Fäden oder Drähte durch Betasten in der Angabe der Länge meßbarer Gegenstände, oder des Gewichts verschiedener Körper versäume man nicht, Uebungen mit dem Kinde anzustellen. In erster Beziehung genügt schon eine Art Musterkarte von Fäden oder Drähten verschiedener Stärke in geordneter Aufeinanderfolge anzulegen und das Kind darin zu üben, Fäden verschiedener Stärke von einander zu unterscheiden, oder Drähte, z. B. Stricknadeln von einerlei Nummer als zusammengehörig zu erkennen. In Ansehung des Messens der Länge wird eine Meßschnur mit Knoten in gewissen Zwischenräumen, oder noch besser, ein für den Blinden eingerichteter Zollstock ganz gute Dienste tun. Auf diesem Letzteren muß die Skala bis herab auf halbe oder Viertelzolle durch Einschnitte bezeichnet sein, welche mit dem Daumennagel wahrgenommen werden können. Da dieses Werkzeug in Zukunft bei seinen Handarbeiten unentbehrlich ist, so ist dessen frühzeitige Kenntnis und sein Gebrauch dem Blinden doppelt wichtig. Mit Hilfe desselben lassen sich allerlei nützliche Uebungen anstellen und es kann das Kind allmählich dahin gebracht werden, sich eine gewisse Sicherheit in der Beurteilung der Längenausdehnung anzueignen, wenn es nur erst durch Kenntnis kleiner Maße eine Grundlage für die Beurteilung größerer gewonnen hat. Wenn es also z. B. einmal erkannt hat, wie breit seine flache Hand ist, so wird es bald dahin gelangen, anzugeben, wie vielmal die Handbreite auf der Elle

enthalten ist, wieviel Ellen die ausgestreckten Hände spannen und wie lang mithin ein durch Ausstrecken der Hände gemessener Faden, eine Bank, eine Tischkante, ein Zimmer, ein Fuß, ein Schritt, ein Gartenweg sei. Für die Beurteilung der Schwere eines Körpers ist allerdings die Anwendung einer Wage erforderlich, deren Einrichtung und Gebrauch man vor allen Dingen dem Kinde deutlich und verständlich zu machen hat. Ebenso muß ihm die Gewichtseinteilung des Pfundes wenigstens in Lothe und Viertellothe oder Quentchen beigebracht werden. Nun gewöhne man das Kind, selbst mit der Hand die Schwere eines Körpers abwägen, zu beurteilen, zwei Körper in jeder Hand prüfend gegeneinander zu halten und schließlich mit der Wage zu prüfen, wie weit es der Wahrheit nahegekommen ist.

Eine andere, das Urteil schärfende Uebung ist die schnelle Angabe der Zahl einer gewissen Menge beisammenliegender Körper. Man lege ein Häufchen Bohnen, Kerne, Erbsen, Kaffeebohnen oder was es sei, zusammen, lasse es das Kind überfühlen, oder auch in beide hohle Hände nehmen und nun, ohne die einzelnen Stücke abzuzählen, deren Zahl erraten. Auch hier wird es das Kind nach und nach zu einer gewissen Fertigkeit bringen und sich dadurch, was sehr zu beachten ist, zu einer schnellen und scharfen Beurteilung der Sinneseindrücke gewöhnen.

Verstandesübungen.

Selbstverständlich sind alle bisher empfohlenen Beschäftigungen des blinden Kindes nicht auf bloße Erweckung der Sinnestätigkeit berechnet, sondern setzen die Mittätigkeit des Verstandes voraus, sind also gleichfalls als Verstandesübungen zu betrachten. Doch können auch vo nEltern, welche einiges Geschick und guten Willen dazu besitzen, ausdrücklich auf Schärfung des Urteils berechnete Uebungen ohne große Schwierigkeit angestellt werden. Am meisten empfiehlt sich hierzu das Kopfrechnen, das ja im Grunde nichts anderes, als eine angewandte Denklehre ist. Man beginne damit, dem Kinde zählen zu lehren und damit zugleich Kenntnis unseres Zahlensystems beizubringen, welches sich auf- und abwärts in Stufen von zehn zu zehn bewegt. Wenn es also einmal bis zehn

zählen gelernt hat, und zwar vorwärts und rückwärts, in und außer der Reihe, so mache man es aufmerksam, daß elf nichts anderes ist, als zehn und eins, zwölf gleich zehn und zwei, zwanzig gleich zweimal zehn, dreißig gleich dreimal zehn und sofort bis hundert. Um das Zehnersystem für größere Zahlen zu veranschaulichen, bietet sich die sogenannte russische Rechentafel als bestes Versinnbildlichungsmittel dar, deren Anfertigung jeder Schullehrer angeben und jeder Hausvater ohne alle Schwierigkeit selbst besorgen kann. Die Anwendung der Tafel ist höchst einfach. Das Kind kann mit Hilfe derselben, ohne Ziffern zu schreiben, große Zahlenreihen ansetzen und damit seinem Gedächtnisse zu Hilfe kommen. Ist nun im Zählen eine hinreichende Fertigkeit erreicht, so gehe man weiter zum Zusammenlegen mehrere Zahlen durch das ein und eins und zu deren Vervielfältigung durch das Einmaleins, dessen Erlernung bei einem fähigen blinden Kinde nicht schwieriger als beim vollsinnigen vonstatten gehen wird. Man achte jedoch darauf, daß diese Kenntnis nicht bloßes Gedächtniswerk sei, sondern von dem Kinde mit dem Verstand begriffen werde. Man mache vor allem sich selbst und sodann dem Kinde deutlich, daß alles Rechnen auf Vermehrung oder Verminderung der in Zahlen ausgedrückten Größen hinausläuft und daß jede Rechnungsaufgabe ein der Vernunft zur Beantwortung vorgelegter Satz ist, dessen Beantwortung eben durch richtiges Zergliedern des Denkens gefunden werden muß.

Auch andere Verstandesübungen verdienen jedoch beachtet und in den Kreis der Beschäftigung des Kindes gezogen zu werden. Man lasse sich von dem Kinde Merkmale oder Eigenschaften der Dinge nennen, lasse sich das Gegenteil von der oder jener Eigenschaft, die Aehnlichkeiten oder Verschiedenheiten angeben und gebe ihm leichte Rätsel zur Auflösung auf, erteile ihm auch Anleitung, selbst dergleichen sich auszusinnen, wobei man vielfache Gelegenheit finden wird, seinen Scharfsinn zu wecken und irrige Anschauungen zu berichtigen. Auch das Erzählen ganz einfacher, dem kindlichen Kreise angehörender Begebenheiten wird dazu dienen, die schlummernde Vernunfttätigkeit zu erwecken und frühzeitig auch das sittliche Urteil zu schärfen. Kinder, welche noch jede an sie gerichtete Frage mit ja prüfungslos beantworten, sind noch nicht zur geistigen Selbsttätigkeit erwacht. Sie sind in geistige Trägheit ver-

sunken und ihre Regungslosigkeit zeigt, daß sie nie zum Selbstdenken, Selbsturteilen veranlaßt worden sind. Man lasse sich also von dem Kinde das Erzählte oder Vorgelesene wiedererzählen und gewöhne das Kind, über die einzelne Handlung sein Urteil zu sagen. Auch irrige Meinungen und schiefe Ansichten, welche leicht berichtigt werden können, sind immer noch besser als gar keine oder sinnloses Nachbeten fremder Gedanken, welches der eben gerügten geistigen Trägheit nur Vorschub leistet und den Wahn erzeugt, als wäre für das geistige Leben bereits eine Grundlage gewonnen, während in Wahrheit dafür noch jeder Boden fehlt. Zweck aller derartiger Beschäftigung mit dem Kinde muß stets sein, sein Selbstdenken, Selbstprüfen und Urteilen zu erwecken. Diese geistige Selbsttätigkeit ist für das Leben des Geistes genau dasselbe, was die Geschicklichkeit des Gehens für den Körper ist. Es ist das Gehenlernen des Geistes. Hier wie dort bedarf die schwache Kraft des Kindes der leitenden Hand. Hier wie dort aber ist erforderlich, daß der kleine Anfänger augenblicklich wenigstens und nach und nach für immer größere Räume und Zeiten seiner eigenen Kraft überlassen werde. Er soll ohne Leitung gehen, er soll auch ohne Anregung aus sich selbst denken lernen. Hierzu bieten sich stündlich ungesuchte Veranlassungen dar. Ihre sorgfältige Benutzung aber arbeitet der Schule wirksam vor und bahnt den Weg, der künftig eingeschlagen werden muß.

Gedächtnisübungen.

Der Blinde entbehrt alle die bequemen Hilfsmittel des Merkens, welche die Kunst dem Vollsinnigen darbietet. Er kann sich nichts aufschreiben, kann nicht in Büchern nachschlagen, um wieder zu seinem Eigentum zu machen, was seinem Gedächtnisse ganz oder halb entschwunden ist.*)

---

*) Hierin ist inzwischen allerdings ein Wandel eingetreten, indem den Blinden durch die Punktschrift und in ihr hergestellte Bücher die Möglichkeit geboten wird, nicht nur selbst Notizen zu machen, sondern auch Werke aller Art selbst zu lesen. An anderer Stelle war hiervon bereits andeutungsweise die Rede. Auf eine eingehendere Darstellung der fraglichen Verhältnisse und Hilfsmittel müssen wir an dieser Stelle allerdings verzichten. Der Herausgeber.

Das einmal Verlorene ist und bleibt für ihn verloren. Wenigstens ist es dem Zufalle überlassen, ob er es wiederfindet. Ein schnelles und besonders ein treues Gedächtnis ist also für den Blinden ein unabweisbares Bedürfnis und wird auch in der Tat selten bei ihm vermißt. Gleichwohl wird es ihm nicht mit der Blindheit angeboren, nicht alle haben von Hause aus ein gutes Gedächtnis. Vielmehr sind die Blinden in Ansehung dieser Naturanlage gegen die Vollsinnigen durchaus nicht bevorzugt. Wenn sie gleichwohl viele Sehende durch ein treues Gedächtnis übertreffen, so verdanken sie dies lediglich der fortgesetzten Uebung, zu welcher die Not sie gedrängt hat. Uebung macht den Meister. Dies gilt ganz besonders von der Kräftigung eines an sich schwachen Gedächtnisses.

Das Gedächtnis des blinden Kindes muß frühzeitig angeregt und beschäftigt werden, und man erschrecke nicht, wenn man nicht sogleich Wunderdinge sieht und sich anfänglich mit sehr geringen Ergebnissen begnügen muß. Vor allem beachte man hier als Regel, daß man stufenweise vom Leichten zum Schweren aufsteigen müsse, und vermeide Sprünge. Ehe man zu neuem fortschreitet, versichere man sich durch fleißige Wiederholung, daß das Alte feststeht, und wiederhole auch dies oft nach längeren Fristen. Zunächst gewöhne man das Kind zu einer deutlichen Aussprache jedes zu merkenden Wortes. Die frühe Gewöhnung, die Worte undeutlich, fehlerhaft und mit verschluckten Silben nur halb und andeutungsweise auszusprechen, wird bei fortgeschrittenem Alter nur mit der größten Anstrengung und oft erfolglos bekämpft. Das deutlich gesprochene und in allen Silben entwickelte Wort haftet fester im Gedächtnisse, als eine bloße ungefähre Andeutung desselben. Man begünge sich also durchaus nicht, daß das Kind das gehörte Wort ungefähr nachbildet. Man lasse nicht ab und lasse das langsam und in seine Silben zergliederte Wort immer wieder nachsprechen, bis es endlich in vollkommener Ausbildung wiedergegeben wird. Ueberhaupt läßt sich die Bildung des Gedächtnisses auf die dreifache Fertigkeit zurückführen,

a) das von außen Empfangene mit Leichtigkeit aufzufassen, was natürlich nicht geschehen kann, ohne daß es an bestimmte Worte geknüpft ist,

b) das Gehörte, Erfahrene oder Gedachte unter einer bestimmten Form d. h. wieder mit gewissen gegebenen Worten

treu festzuhalten und für künftigen Gebrauch aufzubewahren und endlich

c) alles dieses in seiner ursprünglichen Form mit den behaltenen Worten zu jeder Zeit willkürlich wieder hervorbringen zu können.

Das gesprochene Wort, der hörbare Ausdruck eines Gedachten, spielt also hierbei entschieden eine Hauptrolle.

Nächst der deutlichen und richtigen Aussprache aber muß das klare Verständnis als Haupterfordernis beim Niederlegen in die Vorratskammer des Gedächtnisses berücksichtigt werden. Nur dasjenige haftet und bleibt, was von dem Verstande begriffen, was in Saft und Blut verwandelt worden ist. Man vermeide also gänzlich, dem Kinde eine geistige Nahrung zu bieten, die es noch gar nicht zu verdauen vermag. Was man in seinem Gedächtnisse niederlegt, muß aus seinem Erfahrungs- und Vorstellungskreise entlehnt sein, oder noch in denselben passen und vorher eingepaßt werden. Es muß verstehen, was es lernen soll, es muß das Verstandene auch anwenden können. Dann wird es sich auch mit Leichtigkeit seinem Gedächtnisse anschmiegen. Bloßes, gedankenloses Nachplappern unverstandener Worte, unbegriffener Gedanken bringt mehr Schaden als Nutzen. Man halte darauf, daß das deutlich Vorgesprochene zunächst vom Kinde verstanden und dann langsam und deutlich nachgesprochen werde. Kurze Sittensprüche, besonders gereimte, empfehlen sich hier zunächst. Ihr Inhalt aber muß dem engen Pflichtenkreise des Kindes entlehnt und seiner Anschauungsweise entsprechend sein. Hieran knüpfe man dann kleine gereimte Fabeln mit sehr naheliegender Nutzanwendung und lasse hierauf verständliche Liederverse religiösen Inhalts, kurze kindliche Gebete, kurze und dem Kinde leicht verständliche oder verständlich zu machende Sprüche aus der Heiligen Schrift folgen. Besonders wähle man solche Stellen, in denen sich kindliches Vertrauen in die Schickungen und Führungen Gottes, Zufriedenheit mit seinem Zustande, heitere Erwartung der Zukunft und die Hoffnung auf einen künftigen, vollkommeneren Zustand auf eine dem Kinde faßliche Weise ausprägen. Häufige Wiederholung des Gelernten ist immer notwendig, damit nicht das Aeltere von dem Neueren verdrängt werde und der Vergessenheit anheim falle.

Beim Vorlesen lasse man anfänglich Satz für Satz das

Gehörte sich kurz wiedergeben und vertausche die dem Kinde etwa unverständlichen Ausdrücke mit einfacheren Worten. Es ist hierbei keineswegs nötig, jeden vom Sehen entlehnten oder auf das Sehen bezüglichen Ausdruck zu vermeiden. Der Sprachgebrauch bringt es überhaupt mit sich, sinnliche Wahrnehmungen häufig als Anschauungen zu bezeichnen, wenn sie dies auch streng genommen nicht sind. In vielen Fällen aber gestattet der Sprachgebrauch durchaus nicht, das gebräuchliche Wort „Sehen" mit einem anderen zu vertauschen. Man denke beispielsweise an Redensarten der Umgangssprache, wie: „Ich habe Sie lange nicht gesehen, ich freue mich, Sie wohl zu sehen" und ähnliches mehr. Der Blinde würde nur Anstoß erregen, wenn er hier gegen die Ausdrucksweise der herkömmlichen Umgangssprache Bezeichnungen wählen wollte, welche seinen Sinnestätigkeiten entlehnt sind. Man gewöhne also sein Ohr auch an solche Ausdrücke, welche dem „Sehen" entlehnt sind und gestatte ihm auch den Gebrauch von Worten, mit denen er zuweilen wohl nur eine mangelhafte Vorstellung, in vielen Fällen aber aauch den Sinn verknüpfen wird, den die Umgangssprache überhaupt damit verbindet, nämlich den einer sinnlichen Wahrnehmung im allgemeinen.

Es ist daher auch nicht unwichtig, daß Blinde die Farbenbenennungen aller derjenigen Gegenstände kennen lernen, welche im gewöhnlichen Leben als allbekannte Dinge vorausgesetzt werden. Etwas weiteres wird dadurch freilich für ihr Wissen nicht gewonnen, als daß sie im Umgange nicht so leicht gegen die Redeweise des alltäglichen Lebens verstoßen. Denn mit den Ausdrücken: „Morgen- und Abendrot", „Wiesen- und Waldesgrün", „Himmelblau", „Goldgelb" usw. wird der Blinde niemals einen bestimmten, nur annähernd richtigen Begriff verknüpfen. Es ist ein verbreiteter, aber darum nicht minder offenbarer Irrtum, den Lichtreflex von der Oberfläche der Körper, die Farbe, durch den Tastsinn wahrnehmen zu wollen. Die Farbe ist eben nicht greifbar, so wenig, als der Ton sichtbar. Und wenn gleichwohl von Blinden berichtet wird, daß sie verschiedenfarbige Stoffe durch Betasten zu unterscheiden vermocht haben, so haben sie die verschiedenartige Weichheit, Härte, Sprödigkeit, Glätte oder Rauheit, welche das färbende Material der Oberfläche mancher Körper gibt, gefühlt und durchs Tasten unterschieden, also eben nicht die Farbe, sondern das

färbende Pigment, den Farbstoff, wahrgenommen. Glänzende Schilderungen der prachtvollen, farbigen Außenwelt dem Blinden geben, prangende Naturbilder vor ihm aufrollen zu wollen, würde — das sagt jedem sein Gefühl — eine nicht zu rechtfertigende Grausamkeit sein. Allein ohne jedes Eingehen in Einzelheiten und ohne den erfolglosen Versuch, das Wesen der Farben ihm erklären zu wollen, darf man doch ihm die Farben von vielen Dingen nennen, nur damit er dieses Wissen seinem Gedächtnisse einverleibe, um vorkommendenfalls im Umgangsleben keinen Anstoß zu erregen.

(Entnommen aus „Anleitung zur zweckmäßigen Behandlung blinder Kinder im Kreise ihrer Familien von frühster Kindheit an bis zu ihrer Aufnahme in die Blindenanstalt." Von Dr. K. A. Georgi, Direktor der Königl. Blindenanstalt zu Dresden. Dresden 1857.)



Anmerkungen.

Ansaldi, Luigi, wurde zu Rom geboren und besuchte als Blinder Gymnasium und Universität mit bestem Erfolg. Von seinen Schriften erlangte besondere Berühmtheit das Werk: „La compensatione di sensi dei ciechi".

Baum, Oskar, wurde 1883 geboren. Im Jahre 1894 erhielt er einen Schlag in die von Geburt an überaus schwachen Augen, der seine völlige Erblindung herbeiführte. Seine Ausbildung genoß B. in dem Israelitischen Blindeninstitut auf der Hohen Warte bei Wien, wo er sich vorzugsweise dem Studium der Musik widmete. Infolge großer Begabung und unermüdlichen Fleißes wurde es ihm möglich, im Jahre 1902 die staatliche Lehramtsprüfung für Klavier- und Orgelspiel abzulegen. Baum lebt in Prag und ist seither im Hauptberuf als Organist und Klavierlehrer tätig, hat sich aber daneben durch beachtenswerte schriftstellerische Leistungen einen Namen erworben, der über die Grenzen seines Vaterlandes hinaus einen guten Klang besitzt. Im zweiten Teil unserer Bibliographie sind seine Werke einzeln aufgezählt.

Hauptvogel, Richard, geboren im Januar 1859, verlor im 12. Lebensjahr infolge Nervenschwundes das Augenlicht vollständig. Er erlernte zunächst ein Blindenhandwerk, das seinen regen Geist auf die Dauer jedoch nicht zu befriedigen vermochte. Mit staunenswerter Energie wandte er sich dem Studium der fremden Sprachen zu, das er auch erfolgreich durchführte. Dies stellt eine umso größere Leistung dar, als in jener Zeit noch nicht die vielgestaltigen Hilfsmittel existierten, die heute dem gebildeten Blinden zur Verfügung stehen. Hauptvogel ist im Hauptberuf als Sprachlehrer tätig.

Hirsch, Berta, wurde im Dezember 1867 vollkommen blind geboren. Ihre erste Ausbildung empfing sie in der rheinischen

Provinzialblindenanstalt zu Düren, besuchte aber im Anschluß hieran eine Schule der Sehenden.

Reuß, Alexander, wurde am 28. 10. 1887 zu Leipzig geboren und besuchte bis zu seiner Erblindung, die infolge eines Unfalles im 16. Lebensjahr eintrat, ein humanistisches Gymnasium. Während der beiden folgenden Jahre hielt er sich in der Blindenanstalt zu Düren auf, wo er sich hauptsächlich der Musik midmete. Er änderte indessen bald darauf seine Pläne und verlegte sich ausschließlich auf den Druck von Büchern in Blindenschrift. Einen selbständigen Punktdruckverlag gründete Reuß im Jahre 1909, der sich jetzt in Straßburg i. E. Stockfeld befindet. Durch die Herausgabe wissenschaftlicher Bücher und Zeitschriften in Punktdruck hat er sich um die Blindensache bereits bleibende Verdienste erworben.

Schmittbetz, Hedwig, wurde 1878 geboren. Sie ist von fünf Geschwistern die Aelteste; drei sind blind, zwei sehend. Bevor sie als Siebenjährige in eine Blindenanstalt eintrat, besuchte sie ein Jahr hindurch die Volksschule der Sehenden, ein Umstand, dem sie für ihre spätere geistige Entwickelung große Bedeutung beimißt. Nach vollendeter Anstaltszeit trat H. Sch. nach Ueberwindung mannigfacher Hindernisse in ein Seminar ein, woselbst sie auch die Lehrerinnenprüfung bestand. Trotz guter Leistungen und nie rastenden Strebens gelang es ihr indessen nicht, eine Anstellung zu erlangen, da man auch heute noch dem Blinden mit unausrottbaren Vorurteilen begegnet. H. Sch. wurde dadurch auf Privatunterricht gewiesen und widmete sich daneben häuslichen Beschäftigungen. Gegenwärtig ist sie die rührigste Vorkämpferin für hauswirtschaftlichen Unterricht an blinde Mädchen, ohne bisher in der Lage gewesen zu sein, ihre fördernswerten Bestrebungen in die Tat umsetzen zu können.

Schneider, Paul, geboren am 16. 2. 1851, widmete sich dem kaufmännischen Beruf und trat schließlich in ein Bankgeschäft ein. Infolge seiner rastlosen Tätigkeit, bei der er sich kaum die notwendigste Erholung gönnte, hatte er viel unter nervösen Störungen zu leiden, die sich 1882 auf seine Augen legten und allmählich zur vollständigen Erblindung führten. Seine bisherige Beschäftigung mußte er nunmehr aufgeben und verlegte sich auf das Halten volkswirtschaftlicher

Vorträge. Aber auch diesen Anstrengungen waren seine geschwächten Nerven auf die Dauer nicht gewachsen, so daß Sch. gezwungen wurde, sich gänzlich ins Privatleben zurückzuziehen. Den Rest seines Lebens widmete er der Förderung des Blindenwesens, wobei ihm mancher reiche Erfolg beschieden war.



Bibliographie des Blindenwesens.

Vorbemerkung.

Um einen möglichst vollständigen Ueberblick über die einschlägige Literatur zu gewähren, haben wir uns nicht darauf beschränkt, lediglich solche Bücher anzuführen, die unmittelbar von den Blinden oder dem Blindenwesen handeln, sondern wir haben Wert darauf gelegt, auch solche Schriften zu ermitteln, die zwar abseits vom eigentlichen Thema liegen, aber Blinde zu Verfassern haben. Dabei gingen wir von der Annahme aus, daß gerade die Schreib- und Darstellungsweise der Blinden psychologisch interessante Fingerzeige zu bieten vermag. In erster Linie dürfte dies für belletristische Werke gelten. Auf völlige Lückenlosigkeit erhebt die nachstehende Bibliographie keinen Anspruch, da es äußerst schwierig und zeitraubend war, die weit zerstreuten Einzelangaben zu sammeln, wobei leicht ein Buch übersehen werden konnte. Aus technischen Gründen haben wir uns zudem auf die deutsche Blindenliteratur beschränken müssen. Ergänzende Angaben werden jederzeit mit Dank entgegengenommen und in späteren Auflagen berücksichtigt.

1. Die ältere Zeit bis 1890.

Alle, J. L., Einige Worte an Jünglinge, welche sich dem Unterrichte der Jugend und dem Unterrichte taubstummer und blinder Kinder an dergleichen Lehranstalten widmen wollen. Gmünd 1822.

Altorfer, Johann, Rührende und lehrreiche Geschichte von einem blinden schweizerischen Jüngling, der sehend wurde. Aarau 1813.

Anleitung zur zweckmäßigen Behandlung blinder Kinder von der frühesten Jugend an im Kreise ihrer Familie und in den Schulen ihrer Wohnorte. Wien 1836.

Asch, M., Ueber das Verhältnis des Temperatur- und Tastsinnes zu den bilateralen Funktionen. Berlin 1879.
Asmis, Ed., Bedürfnisse und Befähigungen der Blinden. Charlottenburg 1863.
Baczko, Ludwig von, Ueber mich selbst und meine Unglücksgefährten, die Blinden. Leipzig 1807.
Baczko, Geschichte meines Lebens. Königsberg 1824.
Baumgartner, R., Der 2. europäische Blindenlehrerkongreß in Dresden. Dresden 1876.
Beringer, Minna. Dichtungserstlinge. Berlin 1815.
Berlin, Dr. R., Eine besondere Art der Wortblindheit (Dyslexie). Wiesbaden 1887.
Binder, W. J., Das blinde Kind in der Volksschule der Sehenden. Wien 1883.
Birrer, Merkwürdige Lebensfahrten. 1844.
Blätter aus dem Tagebuch eines blinden Knaben. Wien 1857.
Brandstätter, A., Verhandlungen des 3. Blindenlehrerkongresses in Berlin. Berlin 1879.
Büttner-Heller, Der Modellierunterricht in der Blindenschule. Düren 1890.
Canitz, W., Gehör und Lautsprache. Bautzen 1885.
Classen, Dr. A., Physiologie des Gesichtssinnes, zum erstenmal begründet auf Kants Theorie der Erfahrung. Braunschweig 1876.
Collins, Wilkie, Die Blinde. (Poor miß Finch). Aus dem Englischen von Emil Lehmann. Leipzig 1874.
Cornelius, C. S., Die Theorie des Sehens und räumlichen Vorstellens vom physikalischen, physiologischen und psychologischen Standpunkte aus betrachtet. Halle 1861.
Daniel, W. F., Kann nicht jeder Taubstumme und Blinde seine Ausbildung erhalten und zwar auch in seiner Familie und in seiner Ortsschule? Stuttgart 1824.
Derselbe, Allgemeine Taubstummen- und Blindenbildung besonders in Familien und Volksschulen. Stuttgart 1825.
Demme, Hermann Gottfried, Franz Adolf Sachse, der Blinde, der nun zum Anschauen des Lichtes gelangt ist. Gotha 1819.
Dolezalek, Anton. Anweisung, blinde Kinder von der frühesten Jugend an zweckmäßig zu behandeln. Ofen 1839.
Derselbe, Ansichten über die Erziehung der Zöglinge einer Blindenanstalt. Pest 1840.
Dorer, Edward, Luise Egloff, die blinde Naturdichterin. Aarau 1843.

Dufau, P. A., Versuch über den leiblichen, sittlichen und geistigen Zustand der Blindgeborenen. Aus dem Französischen von J. G. Knie. Berlin 1839.

Dülons, des blinden Flötenspielers, Leben und Meinungen von ihm selbst bearbeitet. Herausgegeben von J. M. Wieland. Zürich 1807—1808.

Dülon, Ludwig, Der blinde Flötenspieler zu Würzburg. 1826.

Entlicher, Fr., Das blinde Kind im Kreise seiner Familie und in der Schule seines Wohnortes. Wien 1872.

Derselbe, Der 1. europäische Blindenlehrerkongreß in Wien. Wien 1873.

Derselbe, Pädagogische Reisereminiszenzen. Wien 1860.

Exner, Dr. S., Ueber die zu einer Gesichtswahrnehmung nötige Zeit. Wien 1868.

Fels, Karl, Gedichte. Petau (ohne Jahr).

Finnlands Blindenstatistik. Rostock 1887.

Flemming, Dr. C. F., Geschichte der Blindenanstalt zu Hannover.

Frankl, L. A., Maria Theresia von Paradis' Biographie. Linz 1876.

Freißauf von Neudegg, F., Beschreibung der Ektypographie für Blinde. Wien 1837.

Freudenberg, G., Gründliche Hilfe für Blinde in geistiger und leiblicher Beziehung. Berlin 1848.

Gaheis, Fr., Kurzer Entwurf zu einem Institute für blinde Kinder. Wien 1802.

Georgi, K. A., Anleitung zur zweckmäßigen Behandlung blinder Kinder im Kreise ihrer Familien von frühester Kindheit an bis zu ihrer Aufnahme in die Blindenanstalt. Dresden 1857.

Grünberg, G., Leben und Reisen des erblindeten Flötenspielers. Hannover 1834.

Hammer, Martin, Leben und Streben des Blinden. 1875.

Hausig, Marie, Licht im finstern Tale. Berlin 1881.

Hebold, E., Das blinde Kind im elterlichen Haus und in der Volksschule. Berlin 1862.

Hecher, Dr. J. N., Leitfaden zur Behandlung und Unterweisung blinder Kinder, zuhause und in der Schule. München 1859.

Heil, J. D., Der Taubstumme und seine Bildung, sowie auch eine kurze Anleitung zur Erziehung und zum Unterrichte der Blinden und Blödsinnigen. Hildburghausen 1880.

Hermann, Ueber die Träume der Blinden.
Hientzsch, J. G., Ueber die Erziehung und den Unterricht der Blinden. Berlin 1851.
Derselbe, Jahresschrift über das Blindenwesen im allgemeinen, wie über die Blindenanstalten Deutschlands insbesondere. Berlin 1854.
Hirzel, Dr., Ueber die Blinden im Kanton Zürich. 1809.
Historische Nachrichten von der Erziehung und dem Unterrichte der Taubstummen und Blinden. Leipzig 1793.
Hofer, G., Rat zur Tat. Ein Wort zur Blindenfürsorge. Bern 1888.
Hohe Warte, Das Blindeninstitut auf der Hohen Warte bei Wien. Monographie nebst wissenschaftlichen und biographischen Beiträgen. Wien 1873.
Holst, Dr. F., Ueber die Anzahl der Geisteskranken, Blinden und Taubstummen in Norwegen im Jahre 1835, 1847.
Horn, Uffo, Lieder eines Blinden. Prag und Wien 1842.
Hübner, Der Heilpädagog. Wien 1872.
Jäger, Viktor August, Ueber die Behandlung, welche blinden und taubstummen Kindern hauptsächlich bis zu ihrem achten Lebensjahre im Kreise ihrer Familien und an ihren Wohnorten überhaupt zuteil werden sollte. Gmünd 1830.
Derselbe, Was geschieht gegenwärtig für die Blinden? Wien 1838.
Jensen, W., Augen der Seele. (Novelle.) Berlin 1886.
Kindermann, C., Was kann der Lehrer für ein blindes Kind tun? Reichenberg 1890.
Klar, Aloys, Denkwürdigkeiten des Prager Privatinstituts für arme blinde Kinder und Augenkranke. Prag 1831.
Klein, J. W., Beschreibung eines mit einem neunjährigen Knaben angestellten Versuches, blinde Kinder zur bürgerlichen Brauchbarkeit zu bilden. Wien 1805 und 1822.
Derselbe, Ueber die Eigenschaften und die Behandlung der Blinden. Wien 1808.
Derselbe, Lehrbuch zum Unterrichte der Blinden, um ihnen ihren Zustand zu erleichtern, sie nützlich zu beschäftigen und sie zur bürgerlichen Brauchbarkeit zu bilden. Wien 1819.
Derselbe, Aus welchem Gesichtspunkte müssen die Anstalten für Blinde und Taubstumme betrachtet und beurteilt werden? Wien 1824.
Derselbe, Lieder für Blinde und von Blinden. Wien 1827.
Derselbe, Ueber das Verhältnis des Blinden zu der ihn umgebenden Welt. Wien 1830.

Derselbe, Geschichte des Blindenunterrichts und der den Blinden gewidmeten Anstalten. Wien 1837.

Derselbe, Anleitung, blinden Kindern die nötige Bildung in den Schulen ihres Wohnortes und in dem Kreise ihrer Familien zu verschaffen. Wien 1845.

Derselbe, Bemerkungen über Blinde und Blindenanstalten. Wien 1845.

Derselbe, Ueber Blindenunterricht. Wien 1844.

Knie, J. G., Versuch über den Unterricht der Blinden, oder entwickelnde Darstellung des beim Blindenunterricht angewandten Verfahrens. Aus dem Französischen übersetzt. Breslau 1821.

Derselbe, Pädagogische Reise durch Deutschland im Sommer 1835. Stuttgart 1837.

Derselbe, Anleitung zur zweckmäßigen Behandlung blinder Kinder für deren erste Jugendbildung und Erziehung in ihren Familien, in öffentlichen Volksschulen und durch zu erteilende Privatunterweisung. 3. Auflage. Berlin 1839.

Derselbe, Erinnerungen einer Blindgeborenen nebst Bildungsgeschichte der beiden Taubstummblinden Laura Bridgmann und Eduard Meystre, nach dem Französischen. Breslau 1852.

Koch, Ludwig, Die Stunden des Gefühls zu Gott und dem Nächsten und der edlen Erheiterung des Geistes. Wien 1843.

Kottenkamp Dr. F., Die Fähigkeiten der Tauben, Stummen und Blinden.

Kraft, Leopold, Gedichte eines Blinden. Gmünd 1835.

Krug, J. F. A., Leben des blinden Zachariae, zu einem unterhaltenden und belehrenden Lesebuche für edel denkende Familien. Dresden 1827.

Kuchhäuser, Johannes, Erinnerungen aus der höchst merkwürdigen Lebensgeschichte eines jungen Theologen, welcher blind war. Hercher bei Bonn 1851.

Kühnau, J. Ch. W., Die blinden Tonkünstler. Berlin 1810.

Kull, E., Ein Wort zur Frage der Zeit. Berlin 1881.

Leopold, Daniel, Geistliche Augensalbe in 300 Sonnetten. Lübeck 1735.

Libansky, Josef, Ueber Erziehung blinder Kinder in den ersten Lebensjahren. Wien 1882.

Derselbe, Die Ausbildung der Blinden in der Oesterreichisch-Ungarischen Monarchie. Wien 1886.

Lieven, Die Fürsorge für die Blinden. Riga 1879.

Lindau, Adele, Lichtstrahlen aus der Gemütswelt, zur Erweckung und Erquickung für Blinde gesammelt. Dresden und Leipzig 1845.

Lotze, Dr. R. H., Medizinische Psychologie der Physiologie der Seele. Leipzig 1852.

Lusardi, Physiologische und metaphysische Erfahrungen rücksichtlich blinder Kinder. Erfurt 1830.

Magnus, Dr. Hugo, Das Auge in seinen ästhetischen und kulturgeschichtlichen Beziehungen. Breslau 1876.

Derselbe, Die Farbenblindheit, ihr Wesen und ihre Bedeutung. Breslau 1878.

Derselbe, Die Jugendblindheit. Wiesbaden 1887.

Marie, St. Ludwig von, Der Blinde und seine Bildung. Leipzig 1868.

Mauthner, Dr. L., Gehirn und Auge, Wiesbaden 1881.

Mecker, W., Der Blindenfreund. Zeitschrift. (Erscheint seit 1881.)

Merle, H., Bericht über den 4. Blindenlehrerkongreß zu Frankfurt am Main. Frankfurt a. M. 1882.

Milton, John, Das verlorene Paradies. 1655—1665.

Möllmann, Konstantin, Gedichte. 1844.

Moldenhawer, Joh., Zweck und Aufgabe der Blindenanstalt. Friedberg 1859.

Müller, Dr. Joh., Ueber die fantastischen Gesichtserscheinungen. Coblenz 1826.

Müller, Franz, Beantwortung einiger Fragen in Bezug auf die Notwendigkeit und Zweckmäßigkeit der Blindenerziehung, oder Andeutungen über die Geistesbildung der Blinden. Bruchsal 1833.

Nachtviolen des Blinden. Berlin 1853.

Näf, A., Das Los der Blinden und Taubstummen. Zürich 1880.

Naegeli, H., Sonderbare Erinnerungen und merkwürdige Lebensfahrten des Jakob Birrer von Luthern, Kanton Luzern, der in seinem 4. Lebensjahr an den Kinderblattern gänzlich blind geworden. 1840.

Niboyet, Eugenie, Ueber Blinde und deren Erziehung. Aus dem Französischen von J. G. Knie. Berlin 1839.

Nicolai, Fr., Nachrichten und Bemerkungen über einen sehr wohl unterrichteten deutschen Blinden. Berlin 1808.

Niesen, Christian, Rechenkunst für Sehende und Blinde. Mannheim 1774.

Derselbe, Algebra für Sehende und Blinde. Mannheim 1777.

Oehlwein, Karl, Meine Erfahrungen und Ansichten über das Wesen der Vier- und Schwachsinnigen und deren Behandlung. Weimar 1885.

Oppel, J., Die Sprache der Blinden. Düren 1888.

Pablasek, M., Die Fürsorge für die Blinden von der Wiege bis zum Grabe. Wien 1867.

Derselbe, Die Blindenbildungsanstalten, deren Bau, Einrichtung und Tätigkeit. Wien 1876.

Derselbe, Erziehung und Unterricht blinder Kinder im Elternhause und in der Volksschule der Sehenden als Vorbildung für die Blindenschule. Wien 1883.

Pfeffel, Gottlieb Konrad, Gesammelte Werke.

Richard, Joh. Friedrich, Klänge durch die Nacht. Hamburg 1830.

Riemann, G., Wegweiser für Volksschullehrer bei Behandlung taubstummer, blinder und schwachsinniger Kinder. Berlin 1879.

Riemer, Das Schloß Hubertusburg sonst und jetzt. Oschatz 1881.

Rosenzweig, S., Nachtgedanken einer Erblindeten. Pest 1857.

Rotermund, H. W., Nachrichten von einigen Blindgeborenen oder in der zarten Jugend des Gesichtes beraubten und durch ihre Schriften oder ausgezeichneten Fähigkeiten berühmt gewordenen Dichtern, Tonkünstlern, Mathematikern, Philologen, Gottesgelehrten, Mechanikern usw. Bremen 1815.

Rücker, Julius, Der Unterricht und die Erziehung nicht vollsinniger Kinder, der Idioten, Taubstummen und Blinden. Trier 1885.

Rumpelt, Dr. F., Der Tastsinn als Organ in physio-psychischer Beziehung. 1846.

Ruppert, Josef, Ueber Erziehung, Unterricht und Versorgung der Blinden. München 1877.

Sachse, Leben des blinden F. A. Sachse. Leipzig 1805.

Salignac, Die Blinde. Berlin 1803.

Scherer-Hall, Die Zukunft der Blinden. Entwurf einer allgemeinen Erziehung und Bildung der Blinden. München 1852.

Derselbe, Drei Vorträge über die sozialen Leiden der Blinden und über die Mittel zu deren Abhilfe. Leipzig 1860.

Derselbe, Eine Botschaft der Blinden an die Sehenden. 1871.

Scherer, Fr., Wanderung eines Blinden auf dem Gebiete der neuesten Geistesfortschritte. Stuttgart 1874.
Derselbe, Zukunft der Blinden, Vorträge über Blindenverhältnisse und Blindenerziehung. Prag 1879.
Schimmer, G. A., Blinde und Taubstumme der im Reichsrate vertretenen Königreiche und Länder. Wien 1871.
Schindler, J., Drei Fälle plötzlicher Erblindung. München 1870.
Schläger, Eine Unterrichtsanstalt für Blinde fehlt uns noch. Hameln 1837.
Derselbe, Bemerkungen über eine zu errichtende vaterländische Blindenanstalt. Hameln 1838.
Schmidt-Rimpler, Ueber Blindsein. Breslau.
Derselbe, Der Ausdruck im Auge und Blick. Berlin 1876.
Singer, Dr. C., Das Geistesleben der Blinden. Wien 1876.
Steinbuch, J. G., Beitrag zur Physiologie der Sinne. Nürnberg 1811.
Stettner, W., Die Muse eines Erblindeten. Wien 1879.
Struve, Dr. C. F., Kurzer Unterricht für Eltern und Lehrer der Blinden. Leipzig 1810.
Stumpf, Josef, Der Blinde in seinem körperlichen, sittlichen und geistigen Zustande. Mit kurzer praktischer Anleitung zum Unterrichte desselben. Augsburg 1860.
Szokalski, V., Ueber die Empfindung der Farben in physiologischer und pathologischer Hinsicht. Gießen 1842.
Sturzan, A., Altarrede. Wien 1830.
Volkmann, A. W., Sehen. Berlin.
Waldhauer, Dr., Ueber Blindeninstitute. Riga 1874.
Weber, E. H., Die Lehre vom Tastsinne und Gemeingefühle. Braunschweig 1851.
Weinreich, Edmund, Beiträge zur Blindenstatistik. München 1876.
Wichmann, A., Leben des Blinden Franz Adolf Sachse, von ihm selbst diktiert. Zweite Auflage. Leipzig 1805.
Wolf, Dr., Sprache und Ohr. Braunschweig 1871.
Wolke, Anweisung, wie Blinde und Stumme zum Verstehen und Sprechen, Lesen und Schreiben zu bringen sind, mit Hilfsmitteln für Taubstumme und Blinde. Leipzig 1804.
Zehender, Prof. Dr. W. von, Die Blinden in den Großherzogtümern Mecklenburg, eine statistische Skizze. Rostock 1872.
Derselbe, Eine Mißgeburt mit hautüberwachsenen Augen. Rostock 1872.

Zenz, Ad., Turnunterricht für Blinde. Wien 1883.
Zeune, Aug., Ueber Blinde und Blindenanstalten. Berlin 1817.
Derselbe, Belisar, oder über Blinde und Blindenanstalten. Siebente Auflage. Berlin 1846.
Derselbe, Ueber Blindenunterricht. Berlin 1808.
Zeyringer, R., Von den armen Blinden. Graz 1882.

2. Die neuere Zeit seit 1890.

Albrecht, Wilhelm (blind), Die Ehebrecherin, Schauspiel. Berlin-Leipzig, Selbstverlag.
Albrecht, H. und W., Fränkisches Bauernleben. Nürnberg.
Anunzio, Gabriele D', Die Tote Stadt.
Asmus, Bedürfnisse und Befähigung der Blinden.
Aus der Nacht zum Licht, Beiträge zur Vertiefung der Kenntnis über das Blindenwesen, von Blinden für Sehende und Blinde. Hamburg 1916. (F. W. Vogel.)
Aus der Welt der Blinden. Zwanzig Flugschriften. Hamburg (F. W. Vogel).
Axenfeld, Th., Blinde und Blindenfürsorge. 1905.
Bauer, Grundlinien für den Unterricht in Blindenfortbildungsschulen. 1910.
Baum, Oskar (blind), Uferdasein. Novellen. Berlin 1908.
Derselbe, Das Leben im Dunkeln. Berlin 1909.
Derselbe, Die Memoiren der Frau Marianne Rollberg. Berlin 1912.
Derselbe, Die böse Unschuld. Frankfurt a. M. 1913.
Beer-Hoffmann, Graf von Charolais. Drama. Berlin 1905.
Biedenkopf, Konrad, Erlebnisse eines im Feld Erblindeten. Hamburg (F. W. Vogel).
Bielschowsky, Prof. Dr. A., Blindenwesen und Kriegsblindenfürsorge. Die Hochschulbücherei und Studienanstalt für blinde Studierende. Würzburg 1916.
Binder, Das blinde Kind in der Volksschule.
Derselbe, Geschichte der Blindenanstalt Prag.
Biro, Ludwig, Siegerin Weib. Roman. Wien 1913.
Blommberg, von, Ein Trostwort für Blinde und solche, die es zu werden fürchten. 1901.
Boehringer und Simon, Die Unterbringung der Kriegsblinden, ein Nachschlageblatt. Mannheim.

Brensky, Franz, Sprichwörter und Redensarten über blind, die Blinden und die Blindheit. 1898.
Brohmer, Wie soll man über Helen Keller denken? Berlin 1907.
Büttner, Das plastische Zeichnen. Steglitz 1890.
Derselbe, Ueber Erziehung und Unterricht der Blinden. 1895.
Cohn, Dr. Ludwig, Unsere Blinden. Leipzig 1904.
Derselbe, Das Brotstadium des blinden Akademikers. Leipzig 1907.
Derselbe, Die Zukunft unserer Kriegsblinden. Breslau 1916.
Derselbe, Der Blinde und die Ehe. Hamburg 1917.
Conrad, M. G., In purpurner Finsternis.
Decker, Th., Denkschrift zur Feier des fünfzigjährigen Bestehens der Nikolauspflege für blinde Kinder. Stuttgart 1906.
Droste, Georg, Fierstunnen. Bremen 1910.
Derselbe, Sunnenschien und Wulken. Bremen 1912. (Von diesem blinden Schriftsteller ist noch eine größere Zahl mundartlicher Bücher erschienen, deren einzelne Aufzählung zu weit führen würde.)
Eschricht, Reisebericht über den Besuch bei Blindenanstalten Dänemarks. 1896.
Fejér und Adler, Wie sollen wir für die Zukunft unserer Kriegsblinden sorgen? Budapest.
Ferchen, Bericht der Kommission für Veranschaulichungsmittel im Blindenunterricht. 1891.
Fiat lux! An blinde Leser. Wien 1901.
Fischer, W. L., Lachmann, Stifter und Begründer der Blindenanstalt. Braunschweig 1900.
Fitger, A., San Marcos Tochter. Drama.
Fraenkel, Martin, Selbsterlebtes, Selbsterzähltes. 1908.
Derselbe, Der tolle Raoul.
Franzeschini, Woher und wohin? Gesammelte Aufsätze. 1901.
Gamradt, Denkschrift zur Jubelfeier des fünfzigjährigen Bestehens der Provinzialblindenanstalt zu Stettin-Neutorney. 1900.
Gerhardt, Dr. F. von, Aus dem Seelenleben des Blinden. Psychologische Studie. Frankfurt a. Main 1916. (Emil Münster.)
Görner, Der Handfertigkeitsunterricht in der Blindenschule. Kiel 1891.
Greff, Rembrandts Darstellung der Tobiasheilung. 1907.

Guldberg, Ueber die Zirkularbewegung als tierische Grundbewegung. 1896.
Hahn, A. (blind), Vom geistigen Kriegsziel. Gedanken eines deutschen Arbeiters. Stuttgart 1915.
Haun, Ernst (blind), Lächelnde Erinnerungen, Bilder aus dem Leben eines blinden Knaben. 1910.
Derselbe, Deutsches Heldentum. 1914.
Derselbe, Eine Blindenfreundin.
Heijermans, Trinette. Novelle. 1902.
Heller, S., Modellieren und Zeichnen in der Blindenschule. Steglitz 1890.
Derselbe, Ueber die zweckmäßigste Fürsorge für Kriegsblinde.
Heller, Th., Studien zur Blindenpsychologie. 1895.
Hérisson, Graf Maurice von, Tagebuch eines Ordonnanzoffiziers. 1910.
Hesse, J. (blind), Lao tsze, ein vorchristlicher Wahrheitszeuge, Basel, 1914.
Derselbe, Die Bibel als Kriegsbuch. Stuttgart, 1916.
Hirsch, Entstehung und Verhütung der Blindheit. Jena, 1902.
Hitschmann, Ueber Begründung einer Blindenpsychologie. 1892.
Derselbe, Ueber die Prinzipien der Blindenpädagogik. 1895.
Hohenemser, Dr. R. (blind), Welche Einflüsse hatte die Wiederbelebung der älteren Tonkunst im 19. Jahrhundert auf die deutschen Komponisten? Leipzig, 1900.
Derselbe, Luigi Cherubini, sein Leben und seine Werke. Leipzig, 1913.
Hölting, M., Theoretisch-praktische Ausbildung blinder Klavierstimmer. Hamburg, 1913. (F. W. Vogel.)
Derselbe, Die Klage des Klaviers. Hamburg 1914. (F. W. Vogel.)
Javal, E., Der Blinde und seine Welt. Hamburg, 1904.
Jerusalem, Laura Bridgman, Erziehung einer Taubstummblinden. 1891.
Juschkewitsch, Ghetto. 1903.
Keller, Helen. Geschichte meines Lebens. Stuttgart, 1905.
Dieselbe, Optimismus. Stuttgart.
Dieselbe, Meine Welt. Stuttgart.
Dieselbe, Briefe meiner Werdezeit. Stuttgart.
Dieselbe, Dunkelheit. Stuttgart.
Kippling, Rud., Das Licht erlosch. Stuttgart und Leipzig, 1906.

Klar, M., Das geographische Relief als Lehrbehelf. Znaim, 1893.
Kotelmann, Die Ausbildung der Blinden.
Derselbe, Die Fähigkeiten der Tauben, Stummen und Blinden.
Krause, J., Taschenbuch für Blindenlehrer. 1911.
Krüger, F., Die Lebensfreudigkeit des Blinden. 1898.
Kull, E. Mr., Lavanachy-Clarke und die deutsche Blindenlehrerschaft. Berlin, 1893.
Kull, G., Erinnerungen an den Blinden Felix Kündig. 1900.
Derselbe, Das Leben und Treiben in einem Blindenheim. 1905.
Derselbe, Rückständigkeit in unserem schweizerischen Blindenwesen. 1905.
Derselbe, Feier des hundertjährigen Bestehens der Taubstummen- und Blindenanstalt zu Zürich. 1909.
Kunstwarte, Jahrbuch für Dichtungen von Blinden und Blindenfreunden. Herausgegeben von A. J. Rappawi, Brünn 1908—1910. (Selbstverlag.)
Kunz, M., Das Bild in der Blindenschule. 1891.
Derselbe, Ist es ratsam, Blinde zu Sprachlehrern auszubilden? 1898.
Derselbe Geschichte der Blindenanstalt Illzach-Mülhausen. 1907.
Derselbe. Das Orientierungsvermögen und das sogenannte Ferngefühl der Blinden und Taubblinden. 1907.
Derselbe, Weitere Versuche über Orientierungsvermögen und Ferngefühl der Blinden und Taubblinden. 1908.
Derselbe Das Modell im geographischen Unterricht.
Laß, Wilhelm, Erwerbsverhältnisse der Blinden.
Lenderinck, H. J., Bericht über die Fürsorge der Blinden in den holländischen Kolonien. 1908.
Lesser-Kießling, Anna (blind), Anielkas Sonette. 1. Band Straßburg, 2. Band Brandenburg.
Libansky, Die Lage der Blinden in Deutschland. 1892.
Derselbe, Die Blindenfürsorge in Oesterreich-Ungarn und Deutschland. Wien, 1898.
Lorm, H. (blind), Der grundlose Optimismus, ein Buch der Betrachtung. 1897.
Derselbe, Ausgewählte Briefe. Herausgegeben von Ernst Friedegg. 1912.
Luthmer K., Geschichte meiner Erblindung. 1897.

Derselbe, Bericht über den ersten deutschen Blindenkongreß in Hannover. 1908.

Maeterlink. Die Blinden. Drama. 1902.

Matthies, Das Blindenwesen im Deutschen Reich. 1901.

Derselbe, Festbericht der Kgl. Blindenanstalt Steglitz. 1906.

Derselbe, Mitteilungen der Kgl. Blindenanstalt Steglitz. 1912.

Derselbe, Deutsche Blindenanstalten in Wort und Bild. 1913.

Mayer, Ueber Kriegsblindenfürsorge, Stuttgart 1917.

Mecker, Anstaltszwang der Blinden. 1891.

Derselbe, Die rheinische Provinzialblindenanstalt zu Düren. 1892.

Mell, A., Ueber den Kontakt des blinden Kindes mit der Natur. 1897.

Derselbe, Encyklopädisches Handbuch des Blindenwesens. Wien, 1900.

Derselbe Geschichte des k. k. Blindenerziehungsinstitutes 1804 1904, Wien, 1904.

Derselbe, Die Anfänge der Blindenfürsorge in Steiermark.

Derselbe, Blindenunterricht.

Montaigne. Essays. Deutsch von Dyhrenfurth. 1898.

Nicolaus, Martha, Kriegsblind. Hamburg. (F. W. Vogel.)

Niel, Blindenschrift und Blindendruck.

Noltenius, Zur Geschichte der Fürsorge für Blinde in neuester Zeit.

Pauß, Festschrift zur fünfundzwanzigjährigen Jubelfeier der Blindenvereinigung zu Crefeld. 1910.

Pawlik, Festschrift zur fünfzigjährigen Jubelfeier des mährisch-schlesischen Blindeninstituts zu Brünn. 1896.

Peyer, Die Kriegsblindenfürsorge in Hamburg. Hamburg, 1916.

Pipetz, Handbuch für Lehrer an den heilpädagogischen Anstalten in Oesterreich-Ungarn. 1904.

Pivar, Kurze Skizzierung der Entwickelung des jetzigen Blindenwesens in Ungarn. 1901.

Plescha, Sophie (blind), Lyrische Gedichte. Pancsova, 1894.

Pöschel, Zur Geschichte und Charakteristik des modernen Blindenwesens. 1904.

Postler, E., Schwester Marta Postler, ein Frauenleben im Dienste der deutschen Blindenmission in China. 1907.

Prevost, Marcelle, Der blinde Klavierstimmer. München, 1907.
Rappawi, A. J., Festschrift zum vierten österreichischen Blindenlehrertage in Brünn. 1909.
Derselbe, Licht und Arbeit den Blinden, zugleich ein Trostbüchlein und freundlicher Ratgeber für die im Krieg erblindeten Soldaten. Brünn, 1915.
Reiner, Paul, Wie erhalte ich mir als Blinder die Freude am Leben? Hamburg. (F. W. Vogel.)
Rennefeld, Otto (blind), Gedichte. Berlin, 1912. (Selbstverlag.)
Derselbe, Regina. Berlin.
Derselbe, Des Lichtes Melodie. Berlin, 1913.
Riemann, Psychologische Studien über Taubstummblinde. 1905.
Derselbe, Taubstumm und blind zugleich. Berlin, 1916.
Derselbe, Die Taubstummblinden.
Ries, Blindenlesemaschine. Diesen bei München.
Riggenbach, Eduard, Worte der Ermunterung an erblindete Krieger von einem Leidensgefährten. Stuttgart, 1915. (Vom gleichen Verfasser zahlreiche Schriften rein theologischen Inhalts.)
Rosmer, Ernst. Dämmerung. Drama. 1900.
Rung, Otto. Die lange Nacht. Roman. Frankfurt a. M., 1913.
Sadil, M., Der Menschensohn. Dramatisches Gedicht. 1897.
Saemisch und Mecker. An die Eltern sehender und blinder Kinder. 1890.
Satzenhofer, K., Gründung und Verwaltung von Leihbibliotheken für Blinde. Wien, 1914.
Schäfer, Th., Johann Peter Schäfer. 1913.
Schaidler, A., Die Blindenfrage im Königreich Bayern. 1905.
Scherer, Valentin (blind), Die Kultur der Frührenaissance in Florenz. München 1910.
Derselbe, Correggio. Bielefeld und Leipzig, 1911.
Derselbe, Das Papsttum und die Kultur der Renaissance. München 1912. (Von dem gleichen Verfasser weitere Schriften aus dem gleichen Gebiet.)
Schmidt, Der blinde Jüngling. Erzählung.
Schmidt-Rimpler, Die Erblindung Erwachsener. 1904.
Schnitzler, Der blinde Hyronimo und sein Bruder. Novelle. Berlin, 1899.

Schottmüller, Selbstbiographie. Herausgegeben von Matthies.
Schwabe, Gedenkblatt zur Jubelfeier des fünfzigjährigen Bestehens der Großh. Blindenanstalt zu Friedberg. 1900.
Schwarz, Kurt, Rechtliche Fürsorge für die von Jugend an körperlich Gebrechlichen, mit besonderer Berücksichtigung Bayerns. München und Leipzig 1915.
Sei des Blinden Auge. Bromberg 1891.
Silex, Prof. Dr., Neue Wege in der Kriegsblindenfürsorge. Berlin 1916.
Spolz, Annä, Handarbeitsunterricht der Blinden. 1897.
S. S., Zwei Novellen: Die Blinde, Versuchung. 1891.
Statistik über Blinde. 1900.
Steigenberger, Durch Nacht zum Licht. Weihnachtsmelodrama für Blinde. 1896.
Stern, Prof. Dr. W., Helen Keller, die Entwickelung und Erziehung einer Taubstummblinden. 1905.
Told, A., Die Blinden des Herzogtums Salzburg. 1903.
Truschel, Der sechste Sinn der Blinden.
Tumerer, Johann, Hannerle. Roman. Leipzig 1916.
Uthoff, Prof. Dr., Von den Blinden. Breslau 1909.
Wagner, E., Beiträge zur Blindenstatistik. 1906.
Derselbe, Bericht über internationale Blindenstatistik. Prag 1908.
Derselbe, Memorandum über die künftige Entwickelung des Blindenwesens in Böhmen im allgemeinen.
Warni, Jeanne, Das sind nun die Kinder. Deutsch von Bornstein. 1900.
Wilhelm, Margarete (blind), In einsamen Stunden. Berlin 1900—1907.
Dieselbe, Die Lerche vom Birkhof. 1902. (Selbstverlag.)
Dieselbe, Lichte Blätter aus dunkler Kindheit. Steglitz 1907.
Wingenroth, Der Kampf gegen die Erblindung. 1906.
Winterfeld-Warnow, E. von, Die Blinde. Roman. 1912.
Wirk, Ueber Simulation von Blindheit und Schwachsichtigkeit und deren Entlarvung. 1907.
Wittich-Eperjessi, Der ästhetische Ausbau der Blindenerziehung. 1913.
Wolker, Fünfzigjährige Feier der Blindenanstalt Paderborn. 1897.
Wolffgarten, Sammlung von Bestimmungen und Verordnungen für Seminare, Präparandenanstalten, Blindenanstalten, Taubstummenanstalten. 1905.

Woringen, F. von, Märchen.
Wulff, Fünf Vorträge über Blindenbildung. 1879 1895.
Derselbe, Was wir wollen. München 1895.
Zähler, J., Karo und der Blinde.
Zech, Erziehung und Unterricht der Blinden. 1913.
Derselbe, Beiträge zur Methodik. 1914.









Date Due			

DATE DUE	BORROWER'S NAME

